
Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


AVS
DER BIBLIOTHEK

Unser Bismarck

von



C. W. Allers

Text von Hans Kraemer.

Etwa 280 Seiten Text mit über 200 teilweise ganzseitigen Text-illustrationen und 42 Extra-Vollbildern.

In 14 Lieferungen à 2 Mark.

Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



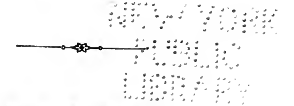
Zu der Erzählung „An der Grenze". Von B. v. Lychdorff. (S. 111)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Bibliothek
der
Unterhaltung
und des
Wissens.

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,
sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1895.

Vierter Band.



Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.





Unter dem Schwerte der Themis.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Sechzehntes Kapitel.

Eine düstere, gedrückte Stimmung, wie sie in diesen sonnig heiteren Räumen sonst ganz unbekannt gewesen war, lag seit zwei Tagen über Doktor Hermann Ruthardt's Hause. Die rundliche, kleine Hausfrau war die Einzige, die ihre gewöhnliche gute Laune wenigstens zum Schein bewahrt hatte; aber auch sie konnte sich zuletzt der unvermeidlichen Wirkung nicht entziehen, die eine schweigsame, grämliche Umgebung auf das Gemüth des Menschen übt.

An Sigismund's stilles, verschlossenes Wesen war man ja freilich nachgerade gewöhnt. So ängstlich, wie es jetzt geschah, war er seinen Angehörigen sonst allerdings nicht aus dem Wege gegangen; so ganz verstummt und appetitlos hatte er sonst nicht am Familientische gesessen. Aber man glaubte ja den stillen Kummer zu kennen, der ihn bedrückte, und da er selber offenbar nicht den Wunsch hatte, davon zu reden, war man längst stillschweigend übereingekommen, ihn mit keiner zwecklosen Frage zu behelligen. Um so mehr beunruhigte sich Frau Ruthardt

über Margarethens plötzlich verändertes Benehmen, über ihre sonderbare Zerstreutheit und ihr ganz augenfällig verschlechtertes Aussehen. Ein vorgeschütztes Unwohlsein würde ihr vielleicht als genügende Erklärung erschienen sein; aber das junge Mädchen war zu ehrlich, sich dieser Lüge zu bedienen. Die Mutter erhielt auf alle besorgten Fragen immer nur die nämliche Antwort, daß ihr nichts fehle, und mit aufrichtigem Kummer kam sie mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß Margarethe zum ersten Male in ihrem Leben etwas, das sie ernstlich quälte, vor ihr verbarg.

In der Frühe des zweiten Tages hatte sie sich nach einigem Seelenkampf entschlossen, mit ihrem Manne davon zu sprechen. Aber sie hatte bei ihm nicht das Verständniß für ihre mütterlichen Sorgen gefunden, auf das sie gerechnet hatte. Sei es, daß ihn seine eigenen Angelegenheiten noch zu sehr in Anspruch nahmen, sei es, daß er der vorübergehenden, scheinbar grundlosen Verstimmung eines jungen Mädchens wirklich keine Bedeutung beilegte — jedenfalls war der Doktor sehr rasch über den Gegenstand hinweggegangen und hatte es nicht für nöthig gehalten, Margarethe auch seinerseits zu befragen.

„Das wird sich schon wieder ändern," meinte er beinahe ungeduldig, als seine Frau noch einmal darauf zurückkommen wollte. „Ich kenne das Mädel zur Genüge, um zu wissen, daß wir von ihr nichts zu fürchten haben; wenn sie wirklich etwas auf dem Herzen hat, wird sie Dir's schon bei guter Gelegenheit beichten. Und im Uebrigen bist Du ja auch eine kluge Frau, die sich darauf versteht, die Augen offen zu halten."

Nun wußte sie, daß die Sache damit für ihn vorläufig abgethan sei, und es blieb ihr wohl nichts Anderes übrig, als geduldig zu warten und ihre hellen Augen dabei in der That so weit als möglich offen zu halten. Denn

sie hatte am Ende noch Erinnerung genug an ihre eigenen Mädchenjahre behalten, um sich über das verwandelte Wesen ihres Töchterchens allerlei sehr ernste Gedanken und Sorgen zu machen.

Für den Doktor waren die letzten Tage auch in seiner Eigenschaft als Arzt sehr unerfreuliche und anstrengende gewesen. Seine ohnehin ausgedehnte Praxis hatte sich um eine Anzahl schwerer Krankheitsfälle vermehrt, die zumeist auf Rechnung einer mit besonderer Heftigkeit und Tücke auftretenden Diphtheritisepidemie zu setzen waren. Man hatte heute Vormittag lange nach ihm suchen müssen, als es galt, dem schwer erkrankten Bankier Norrenberg ärztliche Hilfe zu bringen, und das Ergebniß, welches schon die erste, flüchtige Untersuchung dieses neuen Kranken gehabt, war auch nicht darnach angethan gewesen, seine Laune zu verbessern. Müde und abgespannt kehrte er erst am späten Nachmittag nach Hause zurück, die tiefe Falte zwischen den Augenbrauen, und herzlich wenig zum Plaudern mit den Seinen aufgelegt. Als sich's seine Frau trotzdem nicht versagen konnte, nach Franz Norrenberg's Befinden und nach der Art seiner Erkrankung zu fragen, meinte er ziemlich kurz:

„Ein Schlaganfall mit schlechten Aussichten. Seine Gesundheit war ohnedies völlig zerrüttet. Ich habe keine Hoffnung, daß er den kommenden Tag überleben wird."

„Die arme Dora!" seufzte Frau Ruthardt voll innigen Mitleids. „Sie hat in diesen Tagen gewiß schon so viele Aufregungen durchmachen müssen. Wie wird sie den neuen, furchtbaren Schlag ertragen! Meinst Du nicht auch, Hermann, daß es meine Pflicht wäre, sie zu besuchen und ihr meinen Beistand anzubieten?"

„Nein!" versetzte der Doktor mit großer Bestimmtheit. „Die junge Dame hat mir durchaus nicht den Eindruck gemacht, als ob sie eines Beistandes bedürfe. Beschränke

Dich nur auch künftig auf Deine Armenpraxis. Da ist, wie mich dünkt, die Bethätigung Deines guten Willens besser am Platze."

„Wie unfreundlich er heute ist!" dachte die kleine Frau. „Er muß viel Jammervolles gesehen haben bei seinen Kranken, oder es ist noch immer diese unglückselige Geschichte mit dem Stadtrath Sartorius, die ihm am Herzen frißt."

Nicht lange nachher wurde Doktor Ruthardt abermals abgerufen, und es fehlte kaum noch eine Viertelstunde an Mitternacht, als er heimkam, durch die Strapazen des arbeitsreichen Tages auf's Aeußerste ermattet. Es galt als eine strenge und unumstößliche Vorschrift in seinem Hause, daß Niemand seinetwegen über die gewöhnliche Zeit hinaus aufbleiben dürfe, und so lag denn auch heute Alles anscheinend schon in tiefem Schlafe, als Ruthardt sein Arbeitszimmer betrat.

Er hatte kaum Zeit gehabt, zu Mittag zu essen, und seit vielen Stunden war kein Bissen mehr über seine Lippen gekommen. Trotzdem ließ er die einfache Abendmahlzeit, die Dank der treuen Fürsorge seiner Frau für solche Fälle immer bereit stand, vorläufig unberührt. Nicht um der späteren Rechnungen willen, sondern damit ja keine Einzelheit des Krankheitsverlaufes seinem Gedächtniß entschwinde, pflegte er sich allabendlich über jeden seiner Patienten ausführliche Notizen zu machen, und trotz seiner Müdigkeit sollte die Erfüllung dieser Pflicht auch heute der leiblichen Erquickung voraufgehen.

Aber er hatte noch kaum vor seinem Schreibtisch Platz genommen, als mit wohlbekanntem, durchdringendem Klang die Nachtglocke anschlug, erst mit einem einzigen kurzen Ton, als ob sie von schüchterner Hand in Bewegung gesetzt worden sei, dann aber lang anhaltend und stürmisch.

„Wieder ein krankes Kind!" sagte Doktor Ruthardt vor sich hin, während er sein Buch zuschlug und sich erhob. „Und wahrscheinlich wieder zu spät. Wahrhaftig, es ist schwer, da nicht den Muth zu verlieren."

Er nahm die Lampe vom Tisch und ging hinaus, um zu öffnen. Ein schwacher Lichtschein fiel auf die Steintreppe hinaus, als sich die schwere Thür in ihren Angeln gedreht hatte; aber der Doktor vermochte im ersten Augenblick da draußen nichts von einem menschlichen Wesen zu gewahren.

„Wer ist da?" rief er. „Will man sich etwa einen schlechten Scherz mit mir machen?"

Da antwortete aus der Dunkelheit eine beklommene, heisere Stimme: „Ich bin es, Ruthardt! Und ich bitte Dich von Herzen: wirf die Thür nicht wieder zu, weil ich es bin."

Ein kleines mageres Männchen mit spitzem, verkniffenem Gesicht war zögernd in den Lichtkreis der Lampe getreten. Er trug keine Kopfbedeckung, und ein paar Strähnen des spärlichen grauen Haares hingen ihm wirr über die Stirn. Sein Unterkiefer zitterte, und aus dem Sechzigjährigen schien plötzlich ein Achtziger geworden.

„Sartorius — Du?" sagte der Doktor, und seine Rede klang hart wie der Schlag eines stählernen Hammers. „Was gibt es für Dich noch in meinem Hause zu suchen?"

„Sei gut, Ruthardt, vergib mir, was ich Dir angethan habe! Ich habe keine Hoffnung mehr, als auf Dich! Mein Sohn" — und die zitternde Stimme drohte ihm vollends zu versagen — „mein Sohn liegt im Sterben. Denke an Deine Kinder, Ruthardt! Ich habe ja nichts auf der Welt, als den Jungen."

„Du rufst den Arzt — das ist etwas Anderes! Komm herein und sage mir, um was es sich handelt."

Kaum fünf Minuten später gingen die beiden Gegner

Seite an Seite die Straße hinab — der Doktor mit raschen, langen Schritten, als ob alle Müdigkeit von ihm abgefallen sei, und der kleine, barhäuptige Mann hastig trippelnd neben ihm her, das dünne Haar dem schneidenden Nachtwind preisgebend und mit dem Ausdruck verzweifelter Angst in den Zügen.

Als sie über die Schwelle traten, die der Doktor Ruthardt sicherlich nie mehr in seinem Leben hatte überschreiten wollen, wandte er sich, zum ersten Male auf dem Wege das Schweigen brechend, nach seinem Begleiter zurück: „Bleib' draußen, Sartorius, bis ich mich überzeugt habe, wie es steht. Ein Gesicht, wie das Deine, soll man einem Schwerkranken erst zeigen, wenn man sicher ist, daß ihm auf Erden nichts mehr schaden kann."

Dann öffnete er leise die Thür des matt erleuchteten Krankenzimmers und ging hinein.

— — — — — — — — — — — — —

Fahl dämmerte im Osten der junge Tag herauf, und in den stillen Straßen begannen sich schon hier und da die ersten Lebensäußerungen der erwachenden Stadt zu regen, als die hohe Gestalt des Arztes wieder aus des Stadtraths Sartorius' Hause kam. Auf seinem Gesicht war nichts von der freudigen Heiterkeit des Retters, dem ein schweres, aber beglückendes Werk gelungen ist. Düsteren Blickes und mit gesenktem Haupte kehrte er langsam in sein Heim zurück.

Schon auf dem Flur vernahm er die Stimme seiner Frau, die im Begriff war, ihre Tochter zu wecken.

„Steh' schnell auf, Grete! Dein armer Vater ist die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen — Gott weiß, was er wieder hat durchmachen müssen. Aber er soll wenigstens eine gute Tasse Kaffee bereit finden, und Du weißt ja: wenn Du sie gemacht hast, schmeckt sie ihm am besten. Aber da ist er schon — dem Himmel sei Dank!

Ich habe seit Langem nicht mehr eine so heillose Angst ausgestanden wie in dieser Nacht."

„Die Frau eines Arztes sollte von solchen Schwächen frei sein," meinte der Doktor, eine beabsichtigte Umarmung sanft abwehrend. „Und Du darfst mich nicht anrühren, bevor ich mich gewaschen habe. Ich komme von einem Diphtheritiskranken."

Nach einer Viertelstunde erst erschien er völlig umgekleidet im Wohnzimmer. Der aromatisch duftende Kaffee stand bereits auf dem Tische, aber der Hausherr zeigte wenig Appetit. Er sprach nicht gern von den Vorgängen in seiner Praxis, und nach der etwas barschen Abfertigung, die ihr gestern in Bezug auf Franz Norrenberg zu Theil geworden war, hatte seine Frau nicht den Muth, eine Frage an ihn zu richten. Aber gegen seine Gewohnheit schien ihr der Doktor heute aus freien Stücken die Mittheilung machen zu wollen, nach der sie sich mit frauenhafter Wißbegierde sehnte.

„Das war eine Nacht, wie ich ihrer nicht viele mehr erleben möchte!" sagte er bekümmert. „Und wenn sie wenigstens noch mit einem Hoffnungsschimmer geendet hätte! So aber — es ist mitunter doch ein recht trostloses Handwerk, das man da treibt."

„Wen hat es denn getroffen?" erkundigte sich Frau Ruthardt schüchtern. „Ist es eine Familie, die ich kenne?"

„Ja, Du kennst sie sehr gut. Der arme Walther Sartorius ist es, der seine Pflichttreue vermuthlich wird mit seinem jungen Leben bezahlen müssen."

Erstaunt und bestürzt schlug die kleine Frau die Hände zusammen.

„Ist es möglich? Und Du behandelst ihn, Hermann? Du bist in des Stadtraths Hause gewesen?"

„Was kann Dich daran Wunder nehmen? Bin ich

denn nicht ein Arzt? Ein Kranker ist für mich weder Freund noch Feind, sondern einfach ein Kranker. Der wäre ein pflichtvergessener Arzt, der darin anders denken könnte."

Die Frau hatte sich leise an seine Seite gestohlen und legte ihren Arm um seinen Nacken.

„Sei mir nicht böse, daß ich über so ganz Selbstverständliches in Verwunderung gerathen konnte! Und es steht wirklich ganz hoffnungslos um den armen jungen Mann?"

„Wer kann sich vermessen, das Zukünftige mit Gewißheit vorauszusagen? In jungen, lebenskräftigen Körpern sind wohl schon größere Wunder geschehen, als sich hier eines ereignen müßte. Die Natur kümmert sich den Teufel um meine ärztliche Wissenschaft. Aber wenn diese Wissenschaft Recht hat, ist er verloren."

„Ach, der arme Junge! Und Du sagst, daß er ein Opfer seiner Pflichttreue geworden sei? Er ist also an einem Krankenbette angesteckt worden?"

„Ja. Einer armen Wittwe, die auf dem Grundstück seines Vaters wohnt, waren gleichzeitig beide Kinder an der tückischen Seuche erkrankt, und die Frau hatte, wie es in solchen Fällen ja leider nur zu häufig geschieht, versäumt, rechtzeitig ärztliche Hilfe zu suchen. Als sie endlich zu nächtlicher Stunde laut jammernd vor die Wohnung des Stadtraths kam, waren die armen kleinen Dinger bereits auf dem Punkte, zu ersticken. Walther Sartorius hat sich die ganze Nacht mit den beiden Kindern abgequält. Jetzt sind die beiden Kranken außer jeder Gefahr, und er liegt auf den Tod. Daran, daß es auch eine Art von Heldentod ist, denkt nachher, wenn er gestorben sein wird, wahrscheinlich kein Mensch. Ein Arzt, der sich am Krankenbette den Todeskeim geholt hat — was ist davon viel Aufhebens zu machen! Er hat ja nur seine Schuldigkeit gethan — weiter nichts!"

Aus der Bitterkeit dieser Rede klang für Jeden, der den Doktor Ruthardt kannte, deutlich eine tiefschmerzliche Bewegung. Das Schicksal seines jungen Kollegen ging ihm offenbar viel mehr zu Herzen, als er es zeigen wollte, und als seine Frau, bei der die Thränen des Mitleids niemals sehr weit waren, in lautes Schluchzen ausbrach, kehrte er sich hastig ab.

Aber mit einem Ausruf des Erstaunens sprang er fast gleichzeitig von seinem Stuhl empor.

„Grethe, Kind! Was soll das bedeuten? Willst Du mir denn am Ende auch noch krank werden?“

Es war wohl begreiflich, daß er zuerst auf eine solche Vermuthung kam; denn das junge Mädchen, dessen Anwesenheit sie bisher nicht bemerkt hatten, lehnte todtenbleich an dem Pfosten der offenen Thür, mit fest verschlungenen Händen und weit geöffneten, entsetzten Augen.

„Ich habe Alles gehört, was Du gesagt hast, Vater! Es gibt also keine Rettung mehr für ihn? Er muß sterben?“

„Die Frage mußt Du an einen Weiseren richten, mein Kind, als ich es bin. Aber ist es wirklich diese Neuigkeit gewesen, die Dich so erschreckt hat? Hast Du denn noch immer so viel von Walther Sartorius gehalten?“

Er hatte ihre Hände ergriffen und sie sanft zu sich herangezogen. Mit einer Geberde müder Verzweiflung lehnte Margarethe ihr Köpfchen an seine Brust.

„Ich bin so häßlich gegen ihn gewesen, Vater, so unfreundlich und hart! Und nun — wenn er sterben muß —“

Ihre Stimme brach, und ihr schlanker Leib erzitterte wie in unterdrücktem Schluchzen, wenn auch keine Thräne ihre Augen netzte. Mit einer liebevollen Zärtlichkeit, wie er sie im täglichen Leben nicht eben häufig an den Tag legte, streichelte Doktor Ruthardt ihre Wangen.

„Ja, wir haben ihm Unrecht gethan, Grethe, und die Schuld daran fällt wohl zumeist auf mich. Ich hätte ihn

nicht so aus meinem Hause gehen lassen dürfen, als er in der rechtschaffenen Absicht kam, Frieden zu stiften zwischen seinem Vater und mir. Denn er ist ein braver Bursche, der nicht blos am Krankenbett das Herz auf dem rechten Fleck hatte. Er wäre ein tüchtiger Mensch geworden — ein ganzer Mann."

„Und nun soll er sterben, ohne daß ich es ihm gesagt, ohne daß ich ihn um Vergebung gebeten habe! Nein, Vater, ich werde keinen ruhigen Augenblick mehr haben in meinem Leben, wenn ich die Last auf dem Gewissen behalte."

„Sei ruhig, liebes Kind! Ich habe in dieser Nacht mit ihm davon gesprochen, und er hegt keinen Groll, weder gegen Dich noch gegen mich. Er hat mir sogar ausdrücklich aufgetragen, Dich von ihm zu grüßen. Und wenn man mit so viel Fassung dem Tode entgegensieht, wie er, spricht man sicherlich nichts mehr, das nicht aus aufrichtigem Herzen käme."

„O Vater, lieber Vater, gibt es denn gar kein Mittel, ihn zu retten!"

„Die Krankheit hat ihn in ihrer tückischesten Form gepackt, und er selber weiß es am besten. Vielleicht bringt ihn seine Lebenskraft noch darüber hinweg — die Wissenschaft ist leider ohnmächtig."

Er fühlte, wie sie zitterte, und drückte sie darum mit sanfter Gewalt auf einen Stuhl nieder. Wohl in dem Glauben, ihre Betrübniß damit zu lindern, sprach er weiter:

„Der Stadtrath Sartorius selber kam gestern Abend, mich zu seinem kranken Sohne zu holen, und was mich auch sonst von dem Manne trennen mag, dafür wenigstens weiß ich ihm Dank. Denn in dieser traurigen Nacht habe ich gelernt, wieder an Treue und männliche Wahrhaftigkeit zu glauben. Aus des Stadtraths eigenem Munde weiß ich, daß ihm Walther nach jener unglückseligen Stadt-

verordnetensitzung kurz und bündig erklärt hat, er werde sein Haus für immer verlassen und vor aller Welt gegen ihn Partei ergreifen, wenn er die Beschimpfung, die er wider besseres Wissen gegen mich geschleudert, nicht öffentlich zurücknähme.

Noch auf seinem Krankenbett hat ihn nichts Anderes so sehr gequält wie dies. Sartorius mußte gestern Abend vor seinen Augen den Widerruf niederschreiben, der heute den beiden hiesigen Zeitungen übersandt werden sollte. Ich habe ihn gelesen und habe das Blatt natürlich zerrissen. Aber dem wackeren jungen Manne habe ich von Herzen das Unrecht abgebeten, das ich ihm in Gedanken und Worten zugefügt. Wahrhaftig, ich würde den Stadtrath um seinen Sohn beneidet haben, wenn dieser Sohn nicht leider auf dem Sterbebette läge."

Margarethe hatte ihre Arme auf den Tisch gelegt und den blonden Kopf darauf niedersinken lassen. Sie weinte nicht, wenigstens nicht hörbar; aber von Zeit zu Zeit ging es wie ein Erschauern über ihre Gestalt.

Frau Ruthardt, die sich so lange ganz still verhalten hatte, ging auf den Fußspitzen zu ihrem Manne und zupfte ihn am Aermel.

„Um des Himmels willen, Du machst es ihr ja auf solche Art nur noch schwerer," flüsterte sie eindringlich. „Siehst Du denn nicht, wie es um das arme Kind steht? Mein Gott, und davon hatten wir keine Ahnung?"

Und dann, indem sie sich über die Verzweifelte niederbeugte, sagte sie mit all' der Innigkeit, die nur eine besorgte Mutter in den Klang ihrer Stimme zu legen vermag: „Sei muthig, mein geliebtes Kind! Noch ist nicht jede Hoffnung verloren. Der Vater sagt, daß sich schon viel größere Wunder ereignet haben — warum sollte gerade hier unmöglich sein, was doch in anderen Fällen möglich gewesen ist!"

Es war eine sehr schwache Hoffnung, gewiß nicht darnach angethan, wohlthätigen Trostesbalsam in Margarethens blutendes Herz zu gießen; aber was der Inhalt ihrer Worte wohl kaum fertig gebracht hätte, das gelang dem seelenvollen Ton der Mutterliebe, der in ihnen zitterte. Margarethe richtete sich auf, umschlang die Mutter mit beiden Armen und brach in einen Strom erlösender Thränen aus.

„Wie schlecht bin ich gegen ihn gewesen, Mutter! Ach, ihr wißt es ja gar nicht, wie schlecht ich gegen ihn gewesen bin!"

Sanft und leise sprach Frau Ruthardt auf die Weinende ein. Als wäre ihr das Herzensgeheimniß, das sich hier so überraschend offenbart hatte, etwas längst Bekanntes gewesen, that sie keine Frage und äußerte kein Befremden, sondern versuchte nur, die herben Selbstanklagen zu beschwichtigen, mit denen sich Margarethe unaufhörlich marterte.

„Und Du hörst ja, daß er Dir gar nicht zürnt," sagte sie zuletzt. „Würde er denn Deinem Vater einen Gruß für Dich aufgetragen haben, wenn er Dir nicht Alles verziehen hätte, womit Du ihn gekränkt zu haben glaubst?"

„Er hat mir diesen Gruß gesandt, weil er zu großmüthig war, mich mit der schrecklichen Last auf dem Gewissen zurückzulassen. Aber er wird darum doch mit dem Gedanken sterben, daß ich ein oberflächliches, herzloses Geschöpf bin. Es kann ja gar nicht anders sein — er muß mich verachten."

Es war unmöglich, diese Ueberzeugung in ihr zu erschüttern. Sie hörte den gutgemeinten Ueberredungsversuchen ihrer Mutter wohl noch eine Weile still zu, dann aber wandte sie sich plötzlich mit einem Ausdruck von Entschlossenheit, der fast befremdlich erschien im Vergleich mit ihrem bisherigen Benehmen, dem Doktor zu.

„Sage mir, Vater, wie lange er nach Deiner Meinung

noch zu leben hat. Hältst Du es für möglich, daß er — daß er noch heute sterben könnte?"

Der Arzt zauderte ein wenig, dann aber erwiederte er in einem Ton, der seine ganze Hoffnungslosigkeit erkennen ließ: „Ich möchte nichts prophezeien, aber ich halte es allerdings für wahrscheinlich, daß er den Abend nicht mehr erleben wird. Schon gegen Morgen waren die Anzeichen von Herzschwäche ein paarmal so bedrohlich, daß ich seine Eltern auf das Aeußerste gefaßt machen mußte."

„Und wann wirst Du wieder zu ihm gehen?"

„Sobald ich meine Sprechstunde abgehalten und die allernothwendigsten Besuche gemacht habe. Es sind leider augenblicklich recht Viele, die mit Sehnsucht auf mich warten, und ich kann sie wegen des armen jungen Kollegen nicht im Stich lassen, wie gerne ich auch bis zum letzten Augenblick bei ihm bleiben möchte. Natürlich wird man nach mir schicken, wenn man den Eindruck gewinnt, daß das Ende unmittelbar bevorstehen könnte."

Margarethe hatte keine weitere Frage. Scheinbar gefaßt nahm sie ihre häuslichen Obliegenheiten wieder auf, indem sie das Kaffeegeschirr zusammenstellte und es hinaus trug. Mit einem kummervollen Blick sah ihr die Mutter nach.

„Das arme, arme Kind!" klagte sie. „Ich glaube, sie selber ist erst jetzt inne geworden, daß sie ihn lieb hat. Und nun zu denken, daß sie ihn wohl nie mehr lebend wiedersehen wird — es ist wahrhaftig kein Wunder, daß ihr das Herz darüber brechen möchte."

Sie schickte sich an, dem jungen Mädchen zu folgen; aber der Doktor hielt sie noch zurück.

„Wenn es so ist, solltest Du sie um so weniger mit den Aeußerungen Deiner Theilnahme quälen. Das muß ausbluten, und sie wird am ehesten damit fertig werden, wenn wir sie ganz sich selbst überlassen. Denn sie ist im Grunde eine starke und tapfere Natur."

Siebzehntes Kapitel.

Wohl war Margarethe sogleich in ihr Zimmer hinaufgegangen, nachdem sie das Kaffeegeschirr in die Küche getragen hatte, aber die Vermuthung der Mutter, daß sie sich dort eingeschlossen hätte, um ungestört ihren Kummer auszuweinen, war eine irrige. Das junge Mädchen vertauschte vielmehr den leichten Morgenrock sofort mit einem einfachen dunklen Straßenkleide, wusch sich die Augen mit kaltem Wasser, um die verrätherischen Thränenspuren zu tilgen, und ging dann leise die Treppe wieder hinab.

Zwar war der Entschluß, den sie schon vorhin während ihres Gespräches mit den Eltern gefaßt hatte, ein vollkommen unerschütterlicher, und sie hätte sich gewiß weder durch eine Bitte noch durch einen Befehl von seiner Ausführung zurückhalten lassen; aber es war doch besser, wenn sie nicht erst genöthigt wurde, mit einem ihrer Angehörigen darüber zu sprechen, und deshalb öffnete sie auch die Hausthür so behutsam, daß die Glocke kaum vernehmbar anschlug. Rasch eilte sie die Straße hinab, und mit ungestüm klopfendem Herzen trat sie wenige Minuten später in das Haus des Stadtraths Sartorius ein.

Ein Dienstmädchen mit dick verweinten Augen kam ihr entgegen. Es war eine alte häßliche Person, deren sich Margarethe schon aus ihrer frühesten Kindheit erinnerte, und die Walther sicherlich noch als kleinen Knaben auf ihren derbknochigen Armen getragen hatte.

„Ach Gott, liebes Fräulein, Sie kommen gewiß wegen unseres jungen Herrn," meinte sie, und ihre Stimme war noch rauher als sonst vom vielen Schluchzen. „Es steht schlecht — sehr schlecht! Wenn doch nur Ihr Vater erst wieder da wäre! Man fängt immer wieder an zu hoffen, wenn man den Herrn Doktor blos hereinkommen sieht."

Sie fuhr mit der Schürze über die Augen; Margarethe

aber nahm ihre ganze Kraft zusammen, um äußerlich ruhig und gefaßt zu bleiben.

„Ist es möglich, den Kranken zu sehen," fragte sie, „wenn auch nur auf wenige Augenblicke?"

Die Magd riß in großer Verwunderung die Augen auf. „Aber Fräulein, wie können Sie nur daran denken! Außer der Herrschaft darf Niemand zu ihm hinein. Es soll ja eine so ansteckende Krankheit sein. Nicht einmal mich läßt die Frau Stadträthin über die Schwelle."

„Wenn sich die Stadträthin nicht vor der Ansteckung fürchtet, warum sollte ich es thun? Können Sie mir nicht wenigstens eine Gelegenheit verschaffen, mit Herrn Sartorius zu sprechen?"

„Ja, dazu kann wohl Rath werden. Aber erschrecken Sie nur nicht, wenn Sie ihn sehen. Er hat sich in den zwei Tagen so verändert, daß man ihn kaum noch erkennen kann. O, mein Gott, daß ich das noch erleben mußte! Unser lieber, junger Herr, der allen Menschen nur Gutes gethan hat —"

„Ist der Herr Stadtrath jetzt bei seinem Sohne?"

„Ich höre die Thür gehen, vielleicht kommt er eben heraus. Warten Sie, ich werde gleich nachsehen."

Sie schlich sich bis an die Thür des Nebenzimmers und machte Margarethe dann ein Zeichen, einzutreten.

„Gehen Sie nur ohne Weiteres hinein!" flüsterte sie. „Ich mag ihn gar nicht erst sehen, es macht mir das Herz zu schwer."

Doktor Ruthardt's Tochter leistete der Aufforderung Folge. Sartorius stand mitten im Zimmer mit tief herabgesunkenem Kopfe und schlaff niederhängenden Armen. Sein Gesicht war so spitz und hager, als litte er selber an einer auszehrenden Krankheit; in seinen Augen aber war etwas Apathisches, wie in dem Blick eines Blödsinnigen. Er sah Margarethe wohl an, aber er erwiederte

ihren Gruß nicht, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er sie überhaupt zu erkennen und den Zweck ihres Kommens zu begreifen schien.

Dann strich er sich mit dem Rücken der Hand über die Augen und schüttelte den Kopf.

„Zu meinem Sohn — nein, es darf Niemand zu meinem Sohn. Es ist verboten. Niemand soll bei ihm sein, als seine Mutter und ich."

„Ich möchte ja nur auf ganz kurze Zeit hinein," bat sie dringend, „nur auf eine einzige Minute!" Und zaghaft fügte sie hinzu: „Glauben Sie denn, Herr Stadtrath, daß mich Walther erkennen würde?"

„Warum sollte er Sie nicht erkennen? Er ist bei klarer Besinnung, so klar wie nur je in seinen gesunden Tagen. Nur das Sprechen wird ihm immer schwerer — immer schwerer. Ich konnte ihn vorhin gar nicht mehr verstehen, und ich habe mir doch gewiß Mühe gegeben. Sie können sich's wohl denken, daß ich mir Mühe gegeben habe, ihn zu verstehen."

Dabei preßte der unglückliche Vater die Fäuste an die Schläfen und starrte unverwandt vor sich hin. Noch inniger als zuvor wiederholte Margarethe ihre Bitte, nur für wenige flüchtige Augenblicke bei dem Patienten eintreten zu dürfen; aber das Ausbleiben jeglicher Antwort zeigte ihr, daß der Stadtrath sie überhaupt nicht mehr höre. Das Uebermaß von Sorge und Verzweiflung schien ihn dergestalt erschöpft zu haben, daß es in kurzen Zwischenräumen wie dumpfe Betäubung über ihn kam — ein Zustand, der ihn unfähig machte zu begreifen, was um ihn her geschah.

Rathlos stand Margarethe neben dem beklagenswerthen Manne. Da wurde vorsichtig die Thür des Nebengemaches geöffnet, und die Gestalt einer hoch gewachsenen, mageren Frau mit schlicht gescheiteltem, schon ergrautem Haar und

sanften Gesichtszügen, erschien auf der Schwelle. Es war die Mutter des jungen Arztes. Sicherlich litt sie an dem Krankenbette des einzigen Kindes nicht weniger als ihr Mann; aber sie besaß jene Kraft der Selbstüberwindung, die nur eine Mutter in solcher Lage findet. Weil der Leidende ihre Verzweiflung nicht sehen durfte, war ihr Antlitz ruhig und gefaßt; in all' ihrem Jammer hielt sie sich aufrecht und gerade, immer bereit, mit einem tapferen Lächeln jeden ausgesprochenen oder angedeuteten Wunsch des Kranken behend zu erfüllen.

„Sie sind es also wirklich, Fräulein Margarethe!" sagte sie leise. „Mein Sohn hat Ihre Stimme erkannt und mich beauftragt, Ihnen recht herzlich für Ihre Theilnahme zu danken. Ich glaube, Sie haben ihm damit eine große Freude bereitet."

„O, wenn es so ist, Frau Stadträthin," bat Margarethe, „so lassen Sie mich zu ihm hinein! Ich will mich ganz still verhalten und mich sogleich wieder entfernen, wenn Sie es mir befehlen."

„Aber, mein liebes Kind, was Sie da wünschen, ist unmöglich! Wissen Sie denn nicht, wie leicht übertragbar Walther's Krankheit ist, und daß Sie vielleicht schon eine Unvorsichtigkeit begehen, hier mit uns zu sprechen?"

„Mein Vater sagt immer, man werde nur selten angesteckt, wenn man sich nicht fürchtet. Und meine Mutter geht ja auch beinahe Tag für Tag zu allen möglichen Kranken, ohne daß es ihr jemals geschadet hätte. Ich werde ganz gewiß nicht krank werden, und ich wage doch auch in keinem Fall mehr als Sie selbst."

„Das ist wohl etwas Anderes, Margarethe, ich bin seine Mutter."

Da ließ die verzweifelte Angst, daß man sie wirklich an der Schwelle zurückweisen könnte, daß sie ihn nie mehr lebend sehen sollte, das junge Mädchen alle von guter

Sitte und jungfräulicher Sprödigkeit gebotenen Rücksichten vergessen.

„Ja, Sie sind seine Mutter,“ sagte sie, „aber Sie können ihn unmöglich lieber haben, als ich.“

Beider Blicke begegneten sich, und die Stadträthin trat von der Schwelle zurück.

„So kommen Sie, Kind.“

Ein bleiches Antlitz schaute aus weißen Kissen mit verklärtem Lächeln der Eintretenden entgegen, durchgeistigter und edler als in gesunden Tagen — nicht aber das entstellte und verfallene Gesicht eines Sterbenden, wie Margarethe es wohl hatte erwarten müssen. Als sie sich ihm näherte, erhob Walther ein wenig wie zur Abwehr die Hand.

„Bleib' dort, Margarethe!“ flüsterte er tonlos, denn das Sprechen kostete ihn offenbar große Anstrengung. „Wie glücklich bin ich, daß ich Dich noch einmal gesehen habe, wie danke ich Dir dafür, daß Du gekommen bist!“

Nach einem kurzen Zaudern hatte sich die Stadträthin sachte aus dem Zimmer zurückgezogen. Ihr Mutterherz fühlte, daß dies für die beiden armen jungen Menschenkinder einer von jenen Augenblicken sei, deren Heiligkeit kein Dritter durch seine Anwesenheit entweihen soll. Margarethe aber wurde kaum gewahr, daß sie mit dem Jugendgespielen allein sei, als sie, ohne sich um Walther's Mahnung zu kümmern, auf ihn zuging und neben seinem Lager auf die Kniee sank.

„Du sollst mir nicht danken,“ sagte sie, noch immer standhaft gegen die heiß emporquellenden Thränen kämpfend, „ich bin ja so schlecht gegen Dich gewesen, und ich kann es niemals gut machen, was ich an Dir verbrochen habe. Nur verzeihen sollst Du mir, Walther — sollst mir nur sagen, daß Du mich nicht verachtest.“

„Ich Dich verachten? O, Margarethe, welch' ein Ge-

danke! Ich habe ja noch nicht einen Augenblick aufgehört, Dich mit der ganzen Kraft meines Herzens zu lieben."

Wie heilig sie sich auch gelobt haben mochte, tapfer zu bleiben, nun brach ihre Widerstandskraft dennoch zusammen. Sie drückte ihr Gesicht in die Decken seines Lagers und weinte so herzbrechend und bitterlich, als ob ihr Leben mit diesen Thränen dahinfließen müsse. Sanft legte sich die müde Hand des Kranken auf ihren blonden Scheitel, und eine lange Zeit verstrich, bevor er kaum vernehmlich fragte:

„Margarethe — liebe Margarethe — Du warst mir also dennoch ein wenig gut?"

Sie antwortete ihm nicht, aber sie richtete sich auf, und während ihre heißen Thränen auf sein blasses Gesicht niederfielen, küßte sie ihn auf den Mund.

— — — — — — — — — — — —

Als der Doktor Hermann Ruthardt bald nachher in das Krankenzimmer trat, sah er seine Tochter auf dem Rand des Bettes sitzen, beide Hände des jungen Arztes in den ihrigen haltend. Er war nicht überrascht, denn er hatte ja schon draußen von der Stadträthin erfahren, welchen Besuch sie trotz seines ausdrücklichen Verbotes zu ihrem Sohne eingelassen habe. Frau Sartorius mochte wohl gefürchtet haben, daß er ihr als Arzt wie als Vater heftige Vorwürfe machen werde; aber Doktor Ruthardt hatte nichts derartiges gethan. Schweigend war er hineingegangen, und als sich Margarethe nun schluchzend an seine Brust warf, wehrte er sie nicht zornig von sich ab.

„Sei mir nicht böse, lieber Vater!" flehte sie leise. „Ich habe ja nicht anders gekonnt."

„Wenn Du nicht anders konntest, wird es wohl auch kein Unrecht gewesen sein," erwiederte er ruhig. „Nun aber geh' einstweilen hinaus, mein Kind! Wir wollen sehen, wie es um unseren jungen Freund da steht."

Achtzehntes Kapitel.

Unter den neuen Gästen, die an diesem Mittag zur Table d'hôte im „König von Spanien" erschienen, war auch ein auffallend stattlicher Herr mit starkem, schwarzem Knebelbart und kleinen, beweglichen, etwas stechenden Augen. Er war nicht in dem Hotel des Herrn Schwanflügel abgestiegen, aber es unterlag trotzdem keinem Zweifel, daß er ein Fremder war; denn er beantwortete eine gelegentliche Bemerkung seines Tischnachbarn mit einer höflichen Entschuldigung wegen seiner Unbeholfenheit in sehr schlechtem, gebrochenem Deutsch, und verständigte sich bei der Weinbestellung mit dem Oberkellner in französischer Sprache. In geringer Entfernung von ihm, aber auf der anderen Seite der Tafel, saßen Rudolph Sandory und Franz Eschenbach, der seit der plötzlichen Abreise der beiden Schauspielerinnen den frei gewordenen Platz der Frau Pollnitz eingenommen hatte. Zu einem festen Entschluß bezüglich der Villa, die er sich in Waldenberg kaufen wollte, schien der schüchterne Hamburger Privatgelehrte noch immer nicht gekommen zu sein, wohl aber hatte er sich nach dem denkwürdigen Kostümfest noch enger als zuvor an Sandory angeschlossen, der sich die Freundschaft des wunderlichen, naiv neugierigen Menschen halb gelangweilt und halb belustigt gefallen ließ.

Der neue Ankömmling mit dem Knebelbarte, dessen imposante Erscheinung freilich nicht leicht zu übersehen war, hatte gleich bei seinem Eintritt die Aufmerksamkeit Sandory's auf sich gezogen.

„Kennen Sie den Mann da drüben?" fragte er seinen Nachbar. „Er muß erst heute angekommen sein; denn ich habe ihn noch nicht gesehen."

Herr Franz Eschenbach folgte mit den Augen der Richtung, die eine Kopfbewegung Sandory's angedeutet hatte.

„Meinen Sie den Schwarzbärtigen?" erwiederte er gleichgiltig. „Nein, ich kenne ihn nicht. Aber vielleicht ist es der französische Weinreisende, von dem ich Herrn Schwanflügel im Vorbeigehen mit dem Oberkellner sprechen hörte."

„So? Er sieht eigentlich nicht aus wie ein Franzose."

Der unbeholfene Hamburger lächelte. „Ihren Scharfblick in Ehren, Herr Sandory, aber daß man den Leuten ihre Nationalität immer vom Gesicht ablesen kann, glaube ich denn doch nicht."

„Nun, was gilt die Wette, daß der da drüben, trotz seiner schwarzen Augen und seines Zwickelbartes, kein Romane, sondern ein Slave ist? Ich halte Zehn gegen Eins, daß er einen stockrussischen Namen führt."

„Ich bin sonst kein Freund von Wetten, aber des Spaßes halber können wir's ja 'mal versuchen. Eine Flasche Rothwein, wenn es Ihnen recht ist."

„Ja, vorausgesetzt natürlich, daß der Gewinner die Marke bestimmen kann. Fritz, kommen Sie doch einmal her!"

Aber der Kellner vermochte die gewünschte Auskunft nicht zu geben. Der neue Gast war ihm ebenfalls vollständig unbekannt.

„Er wohnt nicht bei uns. Herr Schwanflügel hält ihn für einen Italiener; aber der Oberkellner behauptet, es wäre unzweifelhaft ein Franzose."

„So müssen wir den Austrag unserer Wette wohl verschieben," meinte Sandory, „bis uns Jemand zuverlässige Auskunft geben kann, oder bis ich Gelegenheit gehabt habe, mich mit dem Manne bekannt zu machen. Eine Flasche Mouton Rothschild aber dürfte Sie der Spaß wohl kosten, mein lieber Herr Eschenbach."

Dann sprachen sie von anderen Dingen, und der naive Privatgelehrte bemerkte es in seiner Unbefangenheit gewiß

nicht, daß die Blicke seines Tischnachbarn während des Gespräches immer wieder forschend zu dem breitschulterigen Unbekannten hinüber flogen, der doch seinerseits von den beiden Herren an der anderen Seite des Tisches nicht im Mindesten Notiz zu nehmen schien.

Als man sich nach beendeter Mahlzeit zum Aufbruch anschickte, wandte sich Eschenbach in seiner bescheidenen, fast zaghaften Weise an Sandory: „Wenn Sie über den heutigen Abend noch nicht verfügt haben, möchte ich Sie wohl bitten, mir das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu schenken. Ich habe in der Königstraße eine allerliebste kleine Weinstube entdeckt, wo sich's sehr behaglich plaudern lassen muß. Und es ist so langweilig für mich, die Abende immer ganz mutterseelenallein hinzubringen."

Sandory bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er zu. „Aber Sie müssen mir die Kneipe etwas näher bezeichnen, damit ich am Abend nicht erst genöthigt bin, lange darnach zu suchen."

„Den Namen des Inhabers habe ich leider vergessen. Aber Sie können gar nicht fehlgehen, denn die Weinstube liegt unmittelbar neben dem Gebäude des Polizeiamtes. Ich darf also sicher auf Ihr Erscheinen rechnen?"

„Gewiß! Ich halte immer, was ich verspreche. Pünktlich um neun Uhr werde ich zur Stelle sein. Auf Wiedersehen also!"

„Auf Wiedersehen! Aber da ist ein Mädchen mit einem Brief, das hier Jemand zu suchen scheint. Vielleicht ist es eine Liebesbotschaft für Sie."

In der That deutete der Oberkellner, an den sich die Botin gewendet hatte, gerade in diesem Augenblick auf Rudolph Sandory. Rasch, wie von lebhafter Erwartung angetrieben, ging dieser auf das Mädchen zu.

„Mein Name ist Sandory. Bin ich es, den Sie suchen?"



„Jawohl! Das Fräulein schickt mich mit diesem Brief — aber Sie sind es doch auch wirklich?"

„Wünschen Sie, daß ich mich durch ein Geburtsattest oder dergleichen ausweise?" lächelte er. „Und ist es unbescheiden, nach dem Namen des Fräuleins zu fragen?"

„Er wird wohl in dem Briefe stehen. Ich sollte ihn an Sie persönlich abgeben, aber ich sollte mich unter keinen Umständen auf eine Unterhaltung einlassen."

„Es wäre unverantworlich, wenn ich Sie verführen wollte, einem so bestimmten Verbot zuwider zu handeln. Nehmen Sie dies für Ihre Mühe und richten Sie Derjenigen, die Sie geschickt hat, meine allerschönsten Empfehlungen aus."

Aber das Mädchen, wies das Geldstück, das er ihm hatte in die Hand drücken wollen, mit beleidigter Miene zurück und entfernte sich rasch. Noch im Vestibül des Hotels erbrach Sandory das Billet. Er brauchte nicht viel Zeit, es zu lesen; denn der Brief war nur wenige Zeilen lang und lautete:

„Da ich nicht weiß, wo ich Sie sonst unter vier Augen sprechen kann, bitte ich Sie dringend, mich morgen Vormittag um zwölf Uhr an dem Orte unserer letzten Zusammenkunft zu erwarten. Die Wichtigkeit dessen, was ich Ihnen zu sagen habe, wird diesen Schritt in Ihren Augen entschuldigen, denn ich habe Sie über einen Irrthum aufzuklären, den ich nur auf Kosten meiner Seelenruhe und meiner Selbstachtung fortbestehen lassen könnte.
Margarethe Ruthardt."

Leise pfeifend faltete Sandory den Brief zusammen und stieg die Treppe zu seinem Zimmer empor. Er konnte wohl kaum im Ungewissen darüber sein, worin nach Margarethens Meinung sein Irrthum bestand; aber wenn die spött.sche Gleichgiltigkeit auf seinem Gesicht nicht auch in diesem Moment nur eine Maske war, hatte die wenig

verheißungsvolle Andeutung seine bisherige Zuversicht in das Gelingen seiner Pläne kaum zu erschüttern vermocht.

Er besaß ja ein Mittel, sie zu zwingen, und dies Mittel hatte sich bei der ersten Anwendung zu augenfällig als ein höchst wirksames erwiesen, um ihn beim zweiten Male völlig im Stich lassen zu können.

Fast in dem nämlichen Augenblick, da das Geräusch der zufallenden Thür unzweifelhaft erkennen ließ, daß Rudolph Sandory sein Zimmer betreten hatte, tauchte aus dem Halbdunkel der kleinen Pförtnerloge ein Mann auf, den bisher noch Niemand unter den Besuchern des „Königs von Spanien“ gesehen hatte. Er schien sehr kränklich zu sein, denn er trug eine dunkelblaue Brille mit großen, runden, gewölbten Gläsern, und hatte einen dicken wollenen Shawl derart um den Hals gewunden, daß noch beinahe die ganze untere Hälfte seines glattrasirten Gesichts darin verschwand.

Ohne mit Jemand zu sprechen, trat der Mann auf die Straße hinaus und schlug die Richtung nach der Königstraße ein. Es traf sich zufällig, daß der stattliche Herr mit dem schwarzen Knebelbart fast unmittelbar nach ihm den „König von Spanien“ verließ und sich ebenfalls nach jener Richtung wandte. In einer Entfernung von wenig Schritten ging er hinter dem Anderen her, doch beschleunigte er seinen Gang nicht, um ihn einzuholen, und Keiner von den Vorübergehenden hätte auf die Vermuthung kommen können, daß irgend welcher Zusammenhang zwischen den Beiden bestehe. Erst als sie rasch nacheinander in dem etwas versteckt liegenden Eingang einer unscheinbaren kleinen Weinstube verschwanden, würde einem sehr aufmerksamen Beobachter vielleicht solcher Verdacht aufgestiegen sein, und einen aufmerksamen Beobachter hätte dann auch wohl noch manches Andere, das er jetzt wahrnehmen konnte, einigermaßen befremdet.

Noch auf der Treppe nämlich befreite sich der Glattrasirte sowohl von der häßlichen blauen Brille, wie von dem dicken Shawl, unter dem er allerdings schon dem Erstickungstode nahe gewesen sein mußte. Mit einem erleichterten Aufathmen trocknete er sich den Schweiß von der Stirn, und blieb dann wartend stehen, bis auch der Andere, der Herr mit dem Knebelbart, über dessen Nationalität Sandory und Eschenbach sich nicht hatten einigen können, die Stufen herabkam. In einer sehr konsonantenreichen Sprache, die weder deutsch noch französisch, gewiß aber am allerwenigsten italienisch war, flüsterten sie Einiges miteinander. Der Große schüttelte wie in lebhaftem Mißvergnügen den Kopf, und in leisem, eifrigem Gespräch durchschritten sie das eigentliche Gastzimmer, um in ein dahinter liegendes, kleineres Stübchen zu gelangen, das nur einen einzigen runden Tisch mit einem Dutzend steiflehniger Stühle aufzuweisen hatte.

Der Kellner brachte ihnen eine Flasche Wein und schloß die Thür. Aber sie hatten noch nicht einmal ihre Gläser gefüllt, als sich diese Thür schon wieder öffnete, um die hagere Gestalt des Herrn Franz Eschenbach auf der Schwelle erscheinen zu lassen. Es war höchst sonderbar, wie vollständig mit einem Male alle Schüchternheit und Unsicherheit aus der Haltung und dem Benehmen des angeblichen Privatgelehrten verschwunden war. Mit weltmännischer Höflichkeit begrüßte er zunächst den Dunkelbärtigen, der sich bei seinem Eintritt artig erhoben hatte, mit einem Händedruck, und erwiederte dann die Verbeugung des Anderen auf die gleiche Weise.

„Nun?“ wandte er sich mit einem Ausdruck gespannter Erwartung in französischer Sprache an diesen Letzteren. „Sie haben ihn also jetzt gesehen?“

„Ja! Ich konnte ihn gut beobachten, denn er war nur um ein Geringes von mir entfernt und kehrte mir sein

Gesicht zu, während er einen Brief las. Aber — ich bitte um Verzeihung, mein Herr, wenn es Sie kränken sollte! — ich fürchte, wir haben unsere Reise umsonst gemacht."

„Sie können also den angeblichen Baron Hainau in diesem Sandory nicht wieder erkennen?"

„Ich möchte noch nicht mit Bestimmtheit sagen, daß er es nicht ist, gewiß aber noch viel weniger, daß er es ist. Es ist wohl ungefähr seine Gestalt, wenn ich auch meine, daß der Baron etwas weniger stark und breitschultrig gewesen sei. Auch in dem Gesicht wollte mich Manches an den Mörder des Fürsten erinnern. Aber dann schien mir dieser Mann doch wieder völlig fremd. Der Baron hatte sicherlich eine niedrigere Stirn; er trug einen ganz anderen Bart, und sein Haar war blond. Alles in Allem bin ich geneigt zu glauben, daß es nicht Derjenige ist, den wir suchen."

Der angebliche Eschenbach trank langsam, in kleinen Zügen, ein halbes Glas Wein. Er sah wohl nachdenklich, aber keineswegs gekränkt aus, wie jener Andere es gefürchtet zu haben schien.

„Da Sie selbst zugeben, Ihrer Sache noch nicht ganz sicher zu sein, müssen wir Ihnen also zunächst Gelegenheit verschaffen, Ihre Beobachtung eine längere Zeit hindurch fortzusetzen, ohne daß dieser Sandory oder Hainau etwas davon ahnt. — Haben Sie übrigens vorhin auch seine Stimme gehört?"

„Nein! Die Thür der Pförtnerloge mußte ja geschlossen bleiben, damit er meiner nicht ansichtig würde."

„Aber Sie würden doch wohl ein sicheres Urtheil über seine Identität gewinnen müssen, wenn Sie die Möglichkeit hätten, ihn sprechen zu hören. Sie waren doch als der Haushofmeister des Fürsten vermuthlich zuweilen bei den Unterhaltungen der Beiden zugegen?"

„Gewiß, mein Herr, ich hörte sie, so lange der Baron

Hainau auf dem Schlosse war, beinahe täglich miteinander plaudern."

„Dann müßte es sonderbar zugehen, wenn Ihr Gedächtniß Sie auch dann noch im Stich ließe, nachdem Sie Zeuge eines von diesem Sandory geführten längeren Gespräches geworden sind. Wenn meine Erwartungen sich erfüllen, soll das noch an dem heutigen Abend geschehen, und ich hoffe zuversichtlich, der nächste Morgen findet den sauberen Vogel endlich im sicheren Käfig."

Nun mischte sich auch der Schwarzbärtige, der sehr aufmerksam zugehört hatte, in die Unterhaltung.

„Sie halten also noch immer an der Annahme fest, daß er der Mörder des Fürsten Suworin ist?"

„Ich würde ihn schon vor einer Reihe von Tagen auf meine eigene Verantwortung hin unter diesem Verdacht verhaftet haben, wenn ich nicht durch bestimmte Weisungen meines Chefs, der unter allen Umständen einen etwaigen Mißgriff vermieden sehen möchte, daran verhindert worden wäre. Kaum jemals in meiner langjährigen Thätigkeit als Polizeibeamter bin ich meiner Sache so gewiß gewesen, wie in diesem Fall, und Sie werden begreifen, wie lebhaft es mich unter solchen Umständen verdroß, daß der Verbrecher so lange ganz ungehindert große Summen von dem gestohlenen Gelde gewissermaßen zum Fenster hinauswerfen konnte."

„Ich würde die deutsche Polizei für die beste der Welt erklären, wenn Ihre Vermuthung sich als zutreffend erwiese. Wie in aller Welt ist man denn eigentlich bei Ihnen auf eine Spur gekommen, die wir längst für gänzlich verloren hielten?"

„Das Verdienst daran gebührt nicht mir, sondern einzig einem ziemlich untergeordneten Polizeibeamten in einer rheinischen Stadt. Als wir von Sankt Petersburg aus über das an dem Fürsten Suworin begangene Verbrechen

und über die Person des muthmaßlichen Thäters unterrichtet wurden, gelangte eine entsprechende Mittheilung selbstverständlich an alle deutschen Behörden, und es wurde ihnen bei der Wichtigkeit des Falles zur Pflicht gemacht, mit größtem Eifer auf jeden Verdächtigen zu fahnden, der etwa mit dem angeblichen Baron Hainau identisch sein könnte. Wie immer bei solchen Anlässen, wurden daraufhin ziemlich viele Irrthümer begangen. Es kam zu Verhaftungen von Personen, die sich bei ihren ersten Vernehmungen nicht genügend hatten ausweisen können, und die dann nach kurzer Zeit als ganz unverdächtig wieder in Freiheit gesetzt werden mußten. Außerdem liefen an der Centralstelle zahlreiche Berichte und Meldungen ein, die theilweise von vornherein als ganz haltlose Vermuthungen erkannt, theilweise aber auch zum Gegenstand fruchtloser Nachforschungen gemacht wurden. Verhältnißmäßig spät erst wurde mir die Bearbeitung des Falles übertragen. Ich unterzog das angesammelte Material einer nochmaligen Durchsicht und stieß da auf einen Bericht, den mein Chef als werthlos bei Seite gelegt hatte, während er mir aus bestimmten Gründen der Beachtung in hohem Grade würdig schien. Der vorhin erwähnte Polizeibeamte einer rheinischen Stadt meldete darin, daß sich vor einigen Tagen in einem dortigen Hotel ein gewisser Rudolph Sandory aus Odessa einlogirt habe, der nach der Personalbeschreibung recht wohl der flüchtige Mörder des Fürsten Suworin sein könne. Die Legitimationspapiere des Verdächtigen seien zwar anscheinend in bester Ordnung; aber gewisse Eigenthümlichkeiten seines Auftretens hätten den Berichterstatter mehr und mehr in seinem gleich anfänglich gehegten Argwohn bestärkt, um so mehr, als der angebliche Sandory, der in der Stadt keinerlei persönliche Beziehungen habe und in einem Gasthofe zweiten Ranges abgestiegen sei, unzweifelhaft über sehr beträchtliche Geld-

mittel verfüge. Es wurde zum Schluß um die ausdrückliche Ermächtigung zu seiner vorläufigen Festnahme gebeten.

Diese Ermächtigung aber war von meinem Chef nicht ertheilt worden, und als mir der Bericht in die Hände fiel, waren bereits mehr als vierzehn Tage seit seiner Abfassung vergangen. Auf eine telegraphische Anfrage kam die Antwort zurück, der angebliche Sandory habe die Stadt längst unbehelligt verlassen, und sein gegenwärtiger Aufenthalt sei dort nicht bekannt. Nun traf es sich, daß ich eben im Begriff war, einen mir bewilligten Erholungsurlaub anzutreten und daß meine Reisepläne mich in die Nähe jenes Ortes führten. Ich beschloß also, auf meine eigene Hand einen kleinen Abstecher zu machen, um, wenn möglich, die verloren gegangene Spur des verdächtigen Fremden wieder zu finden. Es war anfänglich durchaus nicht meine Absicht, sehr viel Zeit und Mühe darauf zu verwenden, denn am Ende schwebte doch der Argwohn meines rheinischen Kollegen noch ganz und gar in der Luft, und es war sehr wohl möglich, daß sich dieser Sandory schließlich als ein völlig harmloser Vergnügungsreisender auswies. Meine Nachforschungen waren demnach zuerst von ziemlich oberflächlicher Art, und sie fingen erst an, mich wirklich zu interessiren, als sich ihnen ganz ungeahnte Schwierigkeiten entgegenstellten. Sehr bald nämlich wurde ich inne, daß der von mir Gesuchte mit voller Absichtlichkeit und mit großem Geschick darauf bedacht gewesen sein müsse, seine Fährte hinter sich zu verwischen. Nur ein Mensch, dem es darum zu thun war, etwaige Verfolger irre zu führen, konnte ein Interesse daran haben, so zu verfahren, und ein solcher Mensch durfte der polizeilichen Beobachtung nicht ganz entschlüpfen, gleichviel ob er an der Ermordung des Fürsten Suworin betheiligt war oder nicht. So opferte ich denn von meinem Erholungsurlaub eine Woche nach der anderen, um das schlaue Wild end-

lich zu stellen. Seine anscheinend zwecklosen Kreuz- und Querfahrten, auf denen ich ihm nur mit großer Mühe zu folgen vermochte, befestigten mich dabei immer mehr in meiner ersten Vermuthung. Oft genug war ich nahe daran, die Jagd aufzugeben, weil scheinbar untrügliche Anzeichen dafür sprachen, daß Sandory irgendwo die deutsche Grenze überschritten und sich wieder in's Ausland begeben hatte. Seine Spur war dann ausgelöscht, als ob die Erde ihn verschlungen hätte, und nur das wunderliche Jagdfieber, das nach und nach über mich gekommen war, gab mir Zähigkeit und Ausdauer genug, meine Nachforschungen selbst dann noch tagelang in's Blaue hinein fortzusetzen, wenn ich mir bei ruhiger Ueberlegung sagen mußte, daß ihnen eigentlich schon längst jede sichere Grundlage entzogen sei."

„Und wie fanden Sie endlich die Spur wieder?" fragte der Schwarzbärtige.

„Der Zufall, der am Ende doch unser mächtigster Bundesgenosse bleibt, kam mir zuguterletzt zu Hilfe. Mein Sandory, den ich nach gewissen Anzeichen mitten auf dem Weltmeer glauben mußte, schien endgiltig meinen Nachforschungen entrückt. Mein Urlaub war abgelaufen. Ich kehrte nach Berlin zurück. Mein Chef schüttelte verwundert den Kopf, als ich ihm von meinen Irrfahrten erzählte. Er hielt die hartnäckige Verfolgung eines Menschen, gegen den doch im Grunde so wenig greifbare Verdachtsmomente vorlagen, daß man nicht einmal den Telegraphen für die Ermittelung seines Aufenthalts in Anspruch nehmen durfte, sicherlich für eine recht thörichte Grille. Nur mit großer Mühe erlangte ich seine Einwilligung zur Entsendung eines Geheimpolizisten, der meine abgebrochenen Nachforschungen wieder aufnehmen sollte. Ich hatte den tüchtigsten der mir unterstellten Beamten für diese Aufgabe ausersehen, aber seine Berichte lauteten

fortdauernd so wenig hoffnungsvoll, daß seine Zurückberufung schon fest beschlossene Sache war, als eines Tages die Meldung von ihm eintraf, Rudolph Sandory befinde sich seit Wochen in Waldenberg, verkehre hier in der besten Gesellschaft und sei nicht im Mindesten darauf bedacht, seine Person der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen. Er sei von seinem Hotelwirth ordnungsmäßig gemeldet; die Polizeibehörde habe seine Ausweispapiere der sorgfältigsten Prüfung unterzogen, und ein Verdacht gegen ihn erscheine um so weniger berechtigt, als einer der geachtetsten Bürger, der Bankier Franz Norrenberg, ihn als seinen alten Freund in die guten Familien der Stadt eingeführt habe. Mit einem ironischen Lächeln zeigte mir mein Chef diesen Bericht.

‚Nun werden Sie dem armen Teufel doch wohl endlich Ruhe gönnen,‘ meinte er. ‚Es ist jammerschade um die Erholungsreise, die Sie seinetwegen geopfert haben.‘

Er war nicht wenig erstaunt, als ich, statt meinen Mißgriff einzugestehen, um die Erlaubniß bat, mich selbst nach Waldenberg begeben, und unter der Maske eines Privatmannes meine Nachforschungen fortsetzen zu dürfen. Mit sichtlichem Widerstreben nur gab er seine Einwilligung, und ich müßte mich wohl auf meine baldige Pensionirung gefaßt machen, wenn sich nun zuguterletzt herausstellen sollte, daß ich mich in der That auf dem Holzwege befunden habe.“

Das kleine überlegene Lächeln, mit dem der angebliche Eschenbach diese letzte Bemerkung begleitet hatte, bewies am besten, wie wenig er im Ernst an eine so fatale Möglichkeit dachte.

Der schwarzbärtige Russe, den die lange Erzählung unverkennbar auf das Höchste interessirt hatte, sagte sehr verbindlich: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Polizeirath! Eine solche Aufopferung im Interesse des



Dienstes ist vielleicht doch nur in Deutschland möglich. Ihr amtlicher Charakter ist hier also noch immer ganz unbekannt?"

„Ich habe mich bei der Waldenberger Polizei als der Privatgelehrte Franz Eschenbach aus Hamburg gemeldet, und vermuthe, der Herr Bürgermeister wird sehr erstaunt sein, wenn ich ihm nachher meinen ersten amtlichen Besuch mache, um für den Fall, daß eine Verhaftung nöthig werden sollte, die Unterstützung der Polizei zu erbitten. Ein solches streng festgehaltenes Inkognito ist nach meiner Erfahrung in schwierigen Fällen sehr oft von großem Vortheil, denn die Herren Kollegen, die es natürlich auch ihrerseits an der Bekundung des gehörigen Eifers nicht fehlen lassen wollen, können in der allerbesten Absicht sehr leicht durch einen einzigen Fehlgriff zerstören, was man in langer Arbeit mühselig aufgebaut hat. Daher konnte ich einen Bundesgenossen nicht früher brauchen, als an dem Tage, wo es darauf ankommen würde, den entscheidenden Schlag zu führen."

„Und diesen Tag — Sie halten ihn für gekommen?"

„Ja. Denn wenn wir ihn nicht heute mit Hilfe des Herrn Michailow überführen können, so wird das eben niemals möglich sein. Mein Chef hat auf meinen Antrag die russische Kriminalpolizei ersucht, außer einem ihrer Beamten auch eine Persönlichkeit aus der ehemaligen Umgebung des ermordeten Fürsten hierher zu senden, damit eine sichere Rekognition des Verdächtigen ermöglicht werde. Der frühere Haushofmeister des Fürsten Suworin hat die Güte gehabt, sich für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen, und wenn er auch nach längerer, unbeeinflußter Beobachtung nicht im Stande sein sollte, in meinem Sandory den sogenannten Baron Hainau wieder zu erkennen, so müssen wir wohl nothgedrungen annehmen, daß ich in einem Irrthum gewesen sei. Ein längeres Zuwarten würde

keinen Zweck haben, denn ich darf leider nicht darauf rechnen, durch eine weitere Beobachtung triftigere Verdachtsmomente aufzuspüren, als ich sie bis jetzt gefunden habe."

„Wie aber haben Sie es überhaupt angefangen, einen Menschen auszuforschen, der nach Ihrer eigenen Angabe so listig und mißtrauisch ist?"

„Ich habe ihn dahin gebracht, mich für einen ausgemachten Dummkopf und deshalb für ganz ungefährlich zu halten. So konnte ich es zuletzt wagen, ohne alle Umschweife Fragen an ihn zu richten, die er mir lachend beantwortete, während sie ihn aus jedem anderen Munde sicherlich sofort stutzig gemacht hätten. Etwas, das auch nur entfernt einem Geständniß ähnlich sähe, habe ich von ihm natürlich nicht in Erfahrung gebracht. Aber er hat mir doch ahnungslos Vieles zugegeben, was überzeugend für seine Identität mit dem Mörder Suworin's spricht, sobald man es nur in die rechte Beleuchtung zu rücken weiß. So hat er mir von Petersburger Vorkommnissen erzählt, denen er als Augenzeuge beigewohnt habe, und die sich sämmtlich zu der Zeit ereignet haben, wo auch der angebliche Baron Hainau in der russischen Hauptstadt gewesen sein muß. Er hat auf meine Bitte öffentlich dasselbe russische Volkslied gesungen, von dem Herr Michailow bei seiner protokollarischen Vernehmung ausgesagt hatte, daß er es mit besonderer Meisterschaft vorzutragen verstand. Und es hatte fast den Anschein, als ob ihm gerade bei dem Gesang dieses Liedes lebhafter als sonst gewisse fatale Erinnerungen gekommen seien, denn er gerieth dabei in eine Erregung, die ihn zum Erstaunen aller Zuhörer nöthigte, das Lied schon nach der ersten Strophe abzubrechen."

„Und sein verändertes Aussehen? Es müßte, wenn Ihre Vermuthung zutrifft, durch künstliche Mittel hervorgebracht worden sein."

„Allerdings. Und ich habe mich denn auch nicht ganz ohne Nutzen unmittelbar neben ihm einquartiert. Durch ein winziges Loch, das ich in die dünne Wand zwischen unseren Zimmern bohrte, beobachtete ich ihn täglich bei seiner Toilette, und seine Manipulationen ließen mich nicht darüber im Zweifel, daß er sich an jedem Morgen Bart und Haare färbt."

„Das ist freilich ein Umstand von großer Wichtigkeit. Aber es bleibt da noch so Manches. Seine Legitimationspapiere zum Beispiel —"

„Er hat sie entweder von dem wirklichen Sandory gekauft oder er hat sie ihm gestohlen. Nach den Berichten, die uns aus Odessa zugekommen sind, befindet sich dieser Sandory, der von Geburt ein Deutscher, aber naturalisirter Russe ist, seit Jahren im Auslande, ohne daß man Näheres über seinen Aufenthalt, wie über sein Vorleben und seine Verhältnisse anzugeben vermochte. Wahrscheinlich hat ihn der Mörder Suworin's längst über den Ocean spedirt."

„Das wäre wohl denkbar. Doch sagten Sie nicht vorhin, ein angesehener Bürger dieser Stadt habe Sandory als seinen alten Freund bezeichnet und ihn in die Gesellschaft eingeführt? Wie wollen Sie das mit Ihrem Verdacht in Uebereinstimmung bringen?"

„Ich gebe zu, daß mir die räthselhafte Thatsache dieser unzweifelhaft vorhandenen Freundschaft viel Kopfzerbrechen gemacht hat. Ich habe unter einem Vorwande die Bekanntschaft des betreffenden Herrn, eines wohlhabenden und hier allgemein geachteten Bankiers, gesucht und bin nach Kräften bemüht gewesen, ihn namentlich in seinem Verkehr mit Sandory zu beobachten. Bei einem großen Feste, das vor Kurzem hier veranstaltet wurde, bot sich mir dazu recht günstige Gelegenheit, und das Benehmen des Bankiers hat mich auf die Vermuthung gebracht, daß er vielleicht durch das Band einer alten Schuld an diesen Menschen

gefesselt sei. Leider ist auf eine Aufklärung von dieser Seite kaum noch zu hoffen, der Mann liegt seit gestern nach einem Schlaganfall ohne Bewußtsein und hoffnungslos krank darnieder. Gerade die engen Beziehungen zwischen ihm und dem angeblichen Sandory aber werfen für mich ein scharfes Licht auf die anfänglich recht dunkle Frage, wie dieser auf den Gedanken gekommen sein sollte, sich gerade hier niederzulassen. In der That konnte er sich im Besitz seiner unanfechtbaren Legitimationspapiere kaum irgendwo sicherer fühlen, als in einer Stadt, deren angesehene Familien ihn auf die moralische Bürgschaft eines geachteten Mannes hin unbedenklich in ihre Kreise aufnahmen. Es beleidigt mich gewiß nicht, wenn Sie in meiner Erklärung noch manches Bedenkliche und Unwahrscheinliche finden sollten. Aber alle Vermuthungen und Grübeleien nach dieser Richtung hin haben ja auch im gegenwärtigen Augenblick, wo die Entscheidung allein von der Aussage des Herrn Michailow abhängt, nur noch einen ganz untergeordneten Werth."

Der ehemalige Haushofmeister, der sich im Bewußtsein der großen Verantwortung, welche da auf seine Schultern gewälzt wurde, etwas unbehaglich fühlen mochte, fragte beklommen: „Wie aber wollen Sie mir die Möglichkeit gewähren, mein Herr, einer Unterhaltung dieses Mannes mit anderen Personen beizuwohnen, ohne daß er selbst meiner dabei ansichtig würde?"

„Auf eine ziemlich einfache Art, denn ich zweifle nicht, daß Sandory in die Falle gehen wird, die ich ihm gestellt habe, indem ich ihn einlud, heute Abend hier in dieser Weinstube ein Stündchen mit mir zu verplaudern. Ich lasse mir von dem Wirth das Zimmer reserviren, in dem wir uns augenblicklich befinden. Es hat, wie Sie sehen, zwei Thüren. Die eine führt in das große Gastzimmer, die andere aber auf einen kleinen Vorflur, von dem aus

man direkt nach dem Hofe gelangt. In diesem Raum, der eben groß genug ist, um vier oder fünf Personen aufzunehmen, werden Sie sich von neun Uhr ab mit Herrn Komarow und einigen Beamten, die mir die Waldenberger Polizei zur Verfügung stellen wird, aufhalten müssen. Die Thür braucht nur angelehnt zu werden, und bei einiger Aufmerksamkeit werden Sie alsdann nicht nur jedes Wort, das hier drinnen gesprochen wird, deutlich vernehmen können, sondern es wird Ihnen vielleicht auch möglich sein, meinen Zechgenossen durch den Spalt zu beobachten. Da es auf dem Vorplatz dann natürlich ganz dunkel sein wird, von draußen herein also kein Lichtschein durch den Spalt fallen kann, steht nicht zu befürchten, daß Sandory Verdacht schöpfen wird. Sobald Sie Ihrer Sache nach der einen oder der anderen Richtung hin gewiß sind, müssen Sie mir allerdings ein Zeichen geben. Sind Sie vielleicht im Stande, die Stimme irgend eines Hausthieres nachzuahmen?"

Der Haushofmeister verneinte verlegen; Komarow aber ließ ein gedämpftes, langgezogenes „Miau" vernehmen, das jeder Draußenstehende sicherlich für den Herzenserguß eines verliebten Kätzchens gehalten haben würde.

„Vortrefflich!" lächelte der Polizeirath. „Dieser melodische Ton mag mir also als Zeichen dienen, daß Sie in meinem Gesellschafter mit voller Bestimmtheit den Baron Hainau erkannt haben. Sie werden alsdann die Güte haben, den Waldenberger Polizeibeamten den Platz zunächst der Thür einzuräumen; denn diese Leute sollen von mir dahin instruirt werden, auf ein bestimmtes Signal hier einzudringen und sich des Verbrechers zu bemächtigen. Bei der Eigenart dieses Menschen sind die äußersten Vorsichtsmaßregeln geboten, wenn er uns nicht noch im letzten Augenblick auf diese oder jene Art einen dicken Strich durch die Rechnung machen soll. Aber die Vorkehrungen

für seine Verhaftung brauchen Ihnen ja keine Sorge zu machen. Sie dürften noch Aufregung genug haben von dem Augenblick, wo man Ihnen den Arrestanten ausliefern wird."

Herr Komarow nickte zum Zeichen, daß er Alles begriffen habe. Doch Michailow, der noch nicht recht an die Möglichkeit eines so dramatischen Ausgangs zu glauben schien, fragte: „Und wenn ich auch seine Stimme nicht zu erkennen vermag, was sollen wir dann thun?"

„Dann kratzen Sie einfach mit den Fingernägeln zweimal an der Thür und gehen ruhig nach Hause."

Es gab ein kleines Schweigen, während dessen sich der russische Polizeibeamte mit nachdenklicher Miene den Rest aus der Flasche einschenkte. Zuletzt meinte er etwas zögernd: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Polizeirath, es ist selbstverständlich, daß wir uns jeder Ihrer Anordnungen fügen werden. Aber dürfte nicht doch vielleicht eine offene Gegenüberstellung noch einfacher und sicherer zum Ziele führen?"

„Auch ich würde solchem Verfahren bei Weitem den Vorzug gegeben haben, wenn es einen Erfolg verspräche. Aber Sie kennen die Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und Gewandtheit dieses Menschen wohl noch nicht wie ich sie kenne. Er würde Herrn Michailow in jeder Vermummung auf den ersten Blick erkennen und dann auch gewiß sofort das geeignete Mittel gefunden haben, ihn zu verwirren und eine Rekognition unmöglich zu machen. Ich habe sehr lange über alle hier in Betracht kommenden Möglichkeiten nachgedacht und bin endlich zu dem Schluß gelangt, daß Ihnen die kleinen Unbequemlichkeiten des eben vorgeschlagenen Verfahrens wohl leider nicht erspart werden können."

Natürlich beeilten sich die beiden Russen, mit großem Nachdruck zu versichern, daß es nicht die Unbequemlichkeiten seien, vor denen sie zurückschreckten, und nach einem Blick

auf seine Taschenuhr verabschiedete sich der Beamte, der bis zu dieser Stunde seine Rolle als schüchterner Privatgelehrter so meisterhaft gespielt hatte, um nun endlich auch vor der Behörde von Waldenberg sein so lange bewahrtes Inkognito zu lüften.

Neunzehntes Kapitel.

Noch ging in Franz Norrenberg's Komptoir trotz der hoffnungslosen Erkrankung des Chefs Alles den altgewohnten, einförmigen Gang. Die Buchhalter saßen wie immer auf ihren Plätzen; an den Kassen raschelten die Banknoten und klirrten die Goldstücke; pünktlich und gewissenhaft wie seit vielen Jahren wurden die Kunden des geachteten Bankgeschäfts bedient und die einlaufenden Aufträge erledigt.

Aber es herrschte bei alledem doch eine dumpfe, gedrückte Stille in den niedrigen Räumen. Nicht so sehr die Theilnahme für Franz Norrenberg's Schicksal, als die Sorge um die eigene Zukunft machte die Leute ernster und schweigsamer, als sie es sonst selbst unter den Augen des Prinzipals gewesen waren. Sigismund Ruthardt's Niedergeschlagenheit und seine apathische Art zu arbeiten, fiel in dieser allgemeinen Mißstimmung nicht mehr sonderlich auf. Keiner machte den Versuch, ihn zu hänseln, wie es wohl an den früheren Tagen gelegentlich einmal geschehen war, denn heute hatte Jeder vollauf mit seinen eigenen trübseligen Gedanken zu schaffen.

Kurz vor dem abendlichen Schluß der Komptoirstunden kam wieder eine wenig ermuthigende Botschaft aus der Villa, wo sich der Kranke unter der Pflege seiner Tochter befand. Er hatte die Besinnung noch nicht wieder erlangt, und es waren am späten Nachmittag so bedenkliche Erscheinungen zu Tage getreten, daß Fräulein Dora in großer Sorge nach dem Doktor Ruthardt geschickt hatte. Die

Meinung des Prokuristen, der dem übrigen Personal diese trostlosen Neuigkeiten überbrachte, ging dahin, daß Norrenberg die kommende Nacht wohl nicht überstehen werde. Auf die Frage eines älteren Buchhalters nach der Zukunft der Firma wußte er jedoch nur mit einem Achselzucken und mit der ziemlich nichtssagenden Bemerkung zu antworten, daß in dieser Hinsicht wohl Alles von den Bestimmungen des Testaments abhängen würde, die ihm natürlich ganz unbekannt seien.

Als der Komptoirdiener die Thüren geschlossen hatte, ging man mit kurzem Gruß auseinander. Sigismund Ruthardt war der Letzte, der das Haus verließ, vielleicht, weil er nur so ganz sicher war, daß Keiner seiner Kollegen sich ihm anschließen würde. Denn er hatte seit Elli's Verschwinden eine wirkliche Scheu vor aller menschlichen Gesellschaft. Die glückliche Abwendung der anscheinend schon unvermeidlichen Entdeckungsgefahr war nicht im Stande gewesen, ihm die verlorene Ruhe des Gemüthes zurückzugeben. Vielmehr fühlte er sich von dem Bewußtsein seiner Schuld immer tiefer gedemüthigt und niedergedrückt. Eine Muthlosigkeit, gegen die er vergebens ankämpfte, nahm mit jedem Tage mehr von ihm Besitz, und jene lähmende Niedergeschlagenheit, welche die erste schwere Enttäuschung eines jungen, vertrauenden Menschenherzens stets in ihrem Gefolge hat, drohte bei ihm geradezu in Schwermuth auszuarten.

War es doch dahin gekommen, daß er selbst an die unvermeidlichen Begegnungen mit den Seinen, an die gelegentlich hingeworfenen Bemerkungen seines Vaters, an die sorgenvoll fragenden Blicke seiner Mutter nur mit einem gewissen Grauen denken konnte, und daß er unter dem Bann einer unbezwinglichen Furcht seine Schritte immer mehr verlangsamte, je näher er dem elterlichen Hause kam.

Da war es ihm, als hätte er plötzlich seinen Namen von einer Stimme gehört, deren Klang wohl alle frischen Wunden seiner Seele von Neuem bluten machen mußte. Unwillkürlich war er stehen geblieben; aber eine sonderbare, unerklärliche Angst hielt ihn ab, sich umzusehen. Es war ja unmöglich, daß dies wirklich Elli's Stimme gewesen sei, und der Gedanke, vielleicht schon die Beute eines mit Halluzinationen beginnenden Wahnsinns zu sein, wälzte sich lähmend über ihn her.

„Guten Abend, Herr Ruthardt!“ klang es da zum zweiten Male von einer weichen, weiblichen Stimme, und jetzt so dicht an seiner Seite, daß er kaum noch den Kopf zu wenden brauchte, um die zierliche dunkle Gestalt wahrzunehmen, die ihm mit raschen Schritten gefolgt war. Sie war ganz schwarz gekleidet und auch ihr Gesicht war vollständig durch den herabgezogenen Schleier verhüllt. Aber er würde das angebetete Wesen, um das sich ja noch immer Tag und Nacht alle seine Gedanken bewegten, auch in einer viel dichteren Vermummung auf den ersten Blick erkannt haben. Wenn dies noch immer eine Sinnestäuschung sein konnte, so durfte er sich in der That geradeswegs in das Irrenhaus begeben.

„Elli!“ stammelte er. „Fräulein Pollnitz! Aber es ist ja gar nicht möglich, daß Sie es wirklich sind.“

„Doch — ich bin es!“ gab sie ruhig zurück. „Und ich denke, Herr Ruthardt, Sie sollten meine Mutter oder mich eigentlich mit voller Bestimmtheit erwartet haben.“

Sigismund war noch immer unfähig, seine grenzenlose Verwirrung zu bemeistern. Ein Glücksgefühl, das zu gewaltig war, um nicht von einer herzbeklemmenden Bangigkeit begleitet zu sein, brachte ihn völlig außer Fassung.

„Ja, allerdings — das heißt — aber ich glaubte Sie doch auf dem Wege nach Amerika zu Ihrem Vater.“

„Zu meinem Vater!“ wiederholte sie mit einer Bitter-

keit, die ihn das unbedachte Wort sogleich auf das Tiefste bereuen ließ. „Es wurde Ihnen also gar nicht schwer, uns für Diebinnen und Betrügerinnen zu halten?"

„O, Fräulein Elli, ich habe nicht einen Augenblick gedacht, daß Sie —"

„Und nun, da Sie hören, daß ich dennoch um die Sache weiß — was glauben Sie jetzt von mir?"

„Ich glaube, daß Sie nie etwas Unrechtes gethan haben und nie etwas Unrechtes thun werden. Ich werde Sie immer als das beste und reinste Geschöpf verehren. Warum also quälen Sie mich mit solchen Fragen?"

„Weil ich nicht will, daß Sie eine bessere Meinung von mir haben, als ich's verdiene. Ich habe wohl ein Unrecht gegen Sie begangen, ein schweres Unrecht sogar. Denn Sie waren so gut gegen mich gewesen und ich hätte Ihnen trotz aller Bedenken gleich an dem Tage schreiben müssen, da ich inne wurde, welcher abscheulichen Täuschung ich ahnungslos zum Opfer gefallen war."

„Man hat Sie also getäuscht? Sehen Sie, das war es ja, was ich von vornherein mit voller Bestimmtheit wußte. Es konnte gar nicht anders sein, als daß Sie selber schmählich getäuscht worden waren."

„Meine Mutter hatte mir erst nach meiner Rückkehr von dem Kostümfest gesagt, wir würden am nächsten Morgen zu einem Gastspiel nach Brünn gehen, wozu uns der Waldenberger Direktor bereitwillig einen Urlaub ertheilt habe. Wohl war ich erstaunt, daß wir dazu alle unsere Sachen einpacken und mitnehmen mußten, aber es kam mir trotzdem keine Ahnung von den wirklichen Absichten meiner Mutter. Erst am zweiten Tage nach der Ankunft in Brünn wurde mir durch einen Zufall offenbar, daß unsere Abreise in Wahrheit nichts Anderes gewesen war, als eine Flucht, und daß wir nie mehr nach Waldenberg zurückkehren würden."

Sie sprach wohl ganz ruhig, aber ihre Stimme hatte doch einen ganz eigenen Klang wie von erstickten Thränen, als sie fortfuhr: „Und gestern habe ich auch das Letzte, das Schrecklichste erfahren. Seit gestern erst weiß ich Alles — Alles!"

Eine große Bestürzung hatte sich plötzlich seiner bemächtigt. „Alles?" fragte er unsicher. „Das heißt, Ihre Mutter hat Ihnen gesagt —"

„Nein, meine Mutter hat mir nichts gesagt. Aber sie war so unvorsichtig, einen Brief in meine Hände fallen zu lassen, den dieser Sandory, dieser Schurke, an sie geschrieben."

„Nennen Sie ihn nicht so, Fräulein Elli!" wandte Sigismund bittend ein. „Er hat mir erst kürzlich einen überzeugenden Beweis seiner hochherzigen und uneigennützigen Gesinnung gegeben."

„So kennen Sie ihn eben nicht; denn er ist nicht hochherzig und uneigennützig. Wie wäre er sonst dazu gekommen, meiner Mutter nach Brünn zu schreiben, daß —"

„Ah, er kannte also Ihren Aufenthalt? Er wußte, daß Sie nicht nach Amerika gegangen seien?"

„Er wußte es sehr genau, denn er war der Einzige, den meine Mutter vorher in ihr Vertrauen gezogen hatte."

Sigismund griff sich verständnißlos an die Stirn. „Wie ist das nur möglich! Welchen Grund könnte er gehabt haben, eine unwürdige Komödie mit mir aufzuführen. Und was hat er also Ihrer Mutter geschrieben?"

„Er fürchtete, daß ich den Wunsch haben könnte, Ihnen ein Lebenszeichen zu geben, und er ermahnte sie deshalb auf das Eindringlichste, mich daran zu verhindern. Wegen der Rückgabe des Darlehens, das sie von Ihnen empfangen, solle sie sich nicht die geringste Sorge machen, denn er habe Ihnen den Betrag vorläufig aus seiner eigenen Tasche

erstattet, und es sei ihm daran gelegen, Sie bis auf Weiteres ganz in der Hand zu behalten."

„Mich in der Hand zu behalten?" wiederholte er ungläubig. „Und Sie sind ganz sicher, daß da nicht irgend ein Mißverständniß obwalten kann?"

„Ich habe den unglückseligen Brief wohl zehnmal gelesen, und meine Mutter hat mir auf meine dringenden Bitten schließlich Alles bestätigt."

„Was konnte sie Ihnen bestätigen, Fräulein Pollnitz?"

„Daß sie sich nur auf Sandory's Veranlassung gerade an Sie mit der Bitte um das Darlehen gewendet hatte."

„Aber wenn ich für dies Alles nur eine Erklärung finden könnte! Wodurch sollte dieser Mann bestimmt worden sein, ein falsches Spiel mit mir zu treiben! Ich habe ihn niemals gekränkt oder beleidigt, und er war es, der mir seine Freundschaft aufgedrängt hat, nicht ich, der sie suchte."

„Sie werden ihn selbst darum befragen müssen, Herr Ruthardt, denn ich glaube wohl, daß seine eigentlichen Beweggründe auch meiner Mutter unbekannt geblieben sind. Vor Allem aber bitte ich Sie, dies Geld zurück zu nehmen, das mir seit heute früh wie Feuer in den Händen brennt. Nehmen Sie an, daß meine Mutter es Ihnen durch mich überschicke."

Sie reichte ihm einen geschlossenen Briefumschlag, aber Sigismund zauderte, darnach zu greifen.

„Sie wissen, daß ich um diesen Betrag nicht mehr in dringender Verlegenheit bin, seitdem Herr Sandory sich aus freien Stücken erbot, ihn mir einstweilen leihweise zur Verfügung zu stellen."

„Aber Sie waren doch in dringender Verlegenheit durch unsere Schuld — nicht wahr? Und Sie haben uns für verächtliche Geschöpfe gehalten?"

„Nein, Fräulein Elli — wie soll ich Sie nur davon

überzeugen, daß ich in Bezug auf Sie nie einen häßlichen Gedanken gehegt."

Sie schob mit einem Male den Schleier empor und schlug die schönen, glänzenden Augen voll zu ihm auf.

„Ich danke Ihnen, Herr Ruthardt," sagte sie. „Glauben Sie mir, daß ich niemals aufhören werde, Ihnen dafür zu danken. Aber nun befreien Sie mich auch von dieser schrecklichen Bürde. Sie können nicht ahnen, wie ich mich seit vierundzwanzig Stunden nach dem Augenblick gesehnt habe, wo das unglückselige Geld endlich wieder in Ihren Händen sein würde."

„Muß ich denn aber nicht fürchten, daß es Sie schwere Opfer kostet, es gerade jetzt zurückzuzahlen? Und es hätte doch nun wirklich gar keine Eile."

„Doch, es hat Eile — große Eile!" beharrte sie mit Nachdruck. „Sie müssen sich von diesem schlechten Menschen freimachen, der es gewiß nicht freundlich mit Ihnen meint — Sie müssen es auf der Stelle thun. Ich habe Angst genug ausgestanden, daß es vielleicht dennoch schon zu spät sein könnte. Und ich verstehe überdies gar nicht, wie Sie sich sträuben können, Ihr Eigenthum zurückzunehmen. Es ist doch sicherlich nicht Ihre Absicht, mich zu kränken — nicht wahr?"

„Nein — wahrhaftig nicht!" versicherte er, indem er nun beinahe hastig seine Hand nach dem Couvert ausstreckte. „Und daß Sie selber gekommen sind, es mir zu überbringen — o, ich kann Ihnen nicht sagen, wie namenlos glücklich Sie mich damit gemacht haben."

Elli sah zu, wie er den Brief in seine Brusttasche gleiten ließ; dann sagte sie nach einem tiefen Athemzuge ganz leise: „Und nun, da ich meine Aufgabe erfüllt habe, möchte ich Sie noch einmal im Namen meiner Mutter wie für meine eigene Person von ganzem Herzen um Verzeihung bitten und Ihnen alles Gute für Ihr künftiges Leben wünschen."

Sigismund hielt ihre kleine Hand in der seinen. Etwas, für das er vergebens nach dem rechten Ausdruck suchte, wallte heiß in seiner Seele auf.

„Müssen wir uns denn wirklich schon wieder trennen, Fräulein Elli?“ fragte er endlich beklommen. „Werden Sie noch an diesem Abend nach Brünn zurückkehren?“

Ohne ihm ihre Hand zu entziehen, schüttelte sie verneinend den Kopf. „Weder an diesem noch an irgend einem späteren. Ich habe mein Engagement gelöst und mich von meiner Mutter getrennt, da sie das ihre nicht aufgeben wollte.“

Eine neue Bangigkeit zitterte durch Sigismund's Herz.

„Und nun? Was bleibt Ihnen unter solchen Umständen Anderes übrig, als nach Amerika zu Ihrem Vater zu gehen?“

„Was sollte ich bei meinem Vater? Ich kenne ihn kaum, und er hat sich niemals um mich gekümmert. Seit Jahren haben wir nicht einmal mehr ein Lebenszeichen von ihm erhalten. Nein, ich will endlich heraus aus diesem Vagabundenleben. Ich will vom Theater hinfort nichts mehr sehen und hören.“

„Wie? Sie hegen also im Ernst die Absicht, Ihrer Kunst zu entsagen?“

„Ich werde eher Hungers sterben, als daß ich meinen Fuß noch einmal auf eine Bühne setze.“

„Aber, Fräulein Elli, was werden Sie denn nun beginnen?“

„Von einem früheren Aufenthalte in Berlin habe ich dort eine befreundete Familie. Man wird mir dort vorläufig Unterkommen und Beschäftigung gewähren, und da ich den redlichen Willen habe, zu arbeiten, wird es mir hoffentlich doch wohl gelingen, mich durchzuschlagen.“

Sie waren langsam weiter gegangen und schritten nun stumm nebeneinander her, als ob sie sich nichts mehr zu

sagen hätten. Da schlug mit vollen, weithin schallenden Tönen eine nahe Kirchenuhr.

„Wie spät es geworden ist!“ fuhr Elli erschrocken auf. „Ich darf mich nicht länger aufhalten, wenn ich den Bahnhof noch rechtzeitig für den Abendzug nach Berlin erreichen will.“

„Werden Sie mir nicht gestatten, Sie bis dahin zu begleiten?“

„Sehr gern, wenn Sie mir nicht etwa ein Opfer damit bringen müssen.“

„Ein Opfer? Ach, Fräulein Elli, wie gerne ginge ich mit Ihnen bis an das Ende der Welt! Seien Sie mir nicht böse, daß ich etwas Derartiges ausspreche. Ich weiß wohl, daß es unmöglich ist; aber wir dürfen einander heute auch nicht für immer Lebewohl sagen. Das könnte ich nicht ertragen. Sie werden mir sagen, wo ich Sie finden kann, wenn ich mir eines Tages das Recht erarbeitet habe, Sie zu suchen. Wollen Sie mir das versprechen?“

„Sie werden mich bald vergessen haben,“ erwiederte Elli leise. „Was Sie an mir interessirte, war am Ende doch nur meine Eigenschaft als Künstlerin, auch wenn Sie selber sich dessen vielleicht kaum bewußt geworden sind. Sie werden bei dem Theater, dem doch alle Ihre Neigungen gelten, sehr rasch einen anderen Gegenstand für Ihre Theilnahme finden.“

„Wie falsch Sie mich doch beurtheilen!“ rief er. „Was Sie, die begabte Künstlerin, über's Herz bringen konnten, dazu sollte ich, der armselige, talentlose Dilettant, nicht einmal Selbstüberwindung genug besitzen? Nein, Fräulein Elli, mit meiner Schwärmerei für das Theater ist es vorbei. Mein Entschluß für die Zukunft ist gefaßt, und ich werde nun endlich den Beweis liefern, daß ich Manns genug bin, mir mein Leben selber aufzubauen. Zum

Kaufmann tauge ich freilich ebenso wenig, als ich zum Arzte getaugt hätte. Aber man hat mir früher manchmal gesagt, daß ich einen ausgezeichneten Lehrer abgegeben haben würde. So werde ich denn meine unterbrochenen Studien noch einmal aufnehmen, um mich diesem Berufe zu widmen. Er wird mich niemals zu glänzenden Höhen emporführen und wird mir keine Gelegenheit geben, Schätze zu sammeln. Meine Stellung im Leben wird immer nur eine verhältnißmäßig bescheidene bleiben. Aber wenn ich mir diese bescheidene Stellung errungen habe — werde ich Sie dann suchen dürfen, Elli, und werden Sie es nicht verschmähen, mein einfaches Loos mit mir zu theilen?"

Woher ihm der Muth gekommen war, so zu ihr zu sprechen, er selber konnte es nicht begreifen. Er mußte ihn wohl aus der Begeisterung geschöpft haben, mit der seine neuen Zukunftspläne ihn erfüllten, diese Pläne, die ihm mit einem Mal all' seinen verlorenen Jugendmuth wiederzugeben schienen. Wieder hatte er sich bei den letzten Worten der kleinen Hand seiner Begleiterin bemächtigt, und indem er nun seine Lippen ihrer rosigen Ohrmuschel ganz nahe brachte, wiederholte er in flüsterndem Flehen seine Frage: „Meine liebe, geliebte Elli, wirst Du mich dann nicht verschmähen?"

„Nein!" sagte sie ganz vernehmlich, und dann fügte sie, indem sie ihr von dunkler Gluth überhauchtes Gesicht zu ihm erhob, aus freien Stücken hinzu: „Und ich will auf Dein Kommen warten, wie lange es auch währen mag. Ich könnte ja doch nie einen Anderen lieb haben, als Dich."

Sie umarmten sich nicht; denn sie waren ja auf offener Straße, und trotz der Dunkelheit würden gewiß Viele gewesen sein, die es gesehen hätten. Aber sie gingen Hand in Hand weiter zum Bahnhofe, und obwohl es ja ein Abschied auf lange, ungewisse Zeit war, dem sie da entgegen gingen, jauchzte und jubelte es doch in ihren jungen

Herzen. Nur wenig sprachen sie noch miteinander, denn der Weg war leider sehr kurz, und als sie auf den Bahnsteig traten, stand der Zug schon zur Abfahrt bereit. Aber was sie sich noch hätten sagen können, wäre ja auch immer nur eine neue Wiederholung des beseligenden Geständnisses gewesen, daß sie sich liebten und daß sie in Treue aufeinander warten wollten.

„Auf Wiedersehen! — Auf fröhliches Wiedersehen!" klang es hinüber und herüber, als sich die Eisenräder kreischend zu drehen begannen, und bis der Zug seinen Augen entschwand, ließ Sigismund noch grüßend sein Taschentuch wehen.

Zwanzigstes Kapitel.

Geradeswegs vom Bahnhofe begab sich Sigismund in den „König von Spanien", denn auch ihm brannte das Geld, das er bei sich trug, auf der Seele, und es verlangte ihn außerdem darnach, eine Erklärung von Sandory zu fordern. Darüber, woher die beiden Frauen das Geld zur Rückerstattung des Darlehens genommen haben mochten, zerbrach er sich in seinem gegenwärtigen Gemüthszustande gar nicht weiter den Kopf. Es war ihm nicht in den Sinn gekommen, Elli darnach zu fragen, und jetzt, wo sie fort war, hätte ihm wohl auch alles Grübeln nichts mehr geholfen. Denn er würde die Wahrheit doch nimmermehr errathen haben — diese traurige Wahrheit, daß die junge Schauspielerin, nachdem sie Sandory's Brief gefunden, stundenlang in der ihr fast noch fremden Stadt umhergelaufen war, um ihren Schmuck, ihre Theatergarderobe, kurz Alles was sie besaß, zu Gelde zu machen. Er ahnte in seiner glücklichen Unerfahrenheit ebensowenig etwas von den Qualen, die sie auf diesem dornenvollen Leidenswege erduldet, als von der furchtbaren Scene, die sich darauf zwischen ihr und ihrer Mutter abgespielt hatte.

Die ganze Vergangenheit mit all' ihren Kämpfen und Sorgen lag hinter ihm wie ein häßlicher Traum; alle seine Gedanken waren einzig der hoffnungsvollen, sonnigen Zukunft zugewendet.

Der Pförtner des Hotels sagte ihm, daß Herr Sandory vor einer Stunde ausgegangen und noch nicht nach Hause zurückgekehrt sei. Sigismund fühlte sich etwas niedergeschlagen durch diese Auskunft, denn es schien ihm ganz undenkbar, daß er das Geld noch bis morgen mit sich herumtragen sollte. Da wurde er des Herrn Jakob Schwanflügel ansichtig, der in seiner blüthenweißen Weste auf der Schwelle des Speisesaales stand, und er entschloß sich ohne Weiteres, ihm das inhaltreiche Couvert zu übergeben.

„Sie werden die Güte haben, es Herrn Sandory einzuhändigen, sobald er nach Haus kommt," bat er. „Es befindet sich eine große Summe darin. Irgend einer weiteren Bestellung bedarf es nicht, denn Herr Sandory weiß schon, um was es sich dabei handelt."

Dann trat er leichten Herzens den Heimweg nach dem Elternhause an, unablässig seinen großen Zukunftsplan im Kopfe wälzend. Margarethe war es, die ihm auf sein Klingeln öffnete. Sie sah sehr verweint aus, und als Sigismund kaum den ersten Schritt über die Schwelle gethan hatte, fiel sie ihm zu seiner grenzenlosen Ueberraschung laut schluchzend um den Hals.

„Was ist geschehen?" fragte er bestürzt. „Es ist doch nicht etwa dem Vater oder der Mutter ein Unglück widerfahren?"

„Nein, nein! Aber es hat sich trotzdem etwas Schreckliches ereignet — schrecklich für Dich und für uns Alle, mein armer Sigismund! O, Du wirst mir gewiß niemals verzeihen, wenn ich es Dir erzähle."

Sie hatte ihn in das Wohnzimmer hineingezogen, und

als er zunächst seine Frage nach den Eltern wiederholte, erfuhr er, daß der Doktor in der Villa Norrenberg, die Mutter aber im Hause des Stadtraths Sartorius sei. Mit einem Ausruf höchsten Erstaunens nahm er diese letzte Mittheilung auf, denn er wußte ja überhaupt noch nichts von Walther's Erkrankung, und die aufregenden Ereignisse der letzten vierundzwanzig Stunden waren ihm völlig unbekannt geblieben. Mit hastigen Fragen bestürmte er seine Schwester um ausführliche Erklärungen, und sie erzählte ihm Alles, was sich seit dem gestrigen Abend zugetragen, wo der Stadtrath Sartorius seinen Feind zu dem sterbenskranken Sohne gerufen.

„Und nun?" drängte Sigismund, ganz von der innigsten Theilnahme erfüllt. „Sein Zustand ist noch immer ein hoffnungsloser?"

Margarethe drückte die gefalteten Hände gegen die Brust, und aus ihren noch in Thränen schwimmenden Augen brach ein wundersames Leuchten.

„Nein — das Wunder, an das der Vater nicht mehr glauben wollte, es ist wirklich geschehen! Walther wird nicht sterben, sondern wieder gesund werden. Seine kräftige Natur hat die furchtbare Krankheit glücklich überwunden. Als der Vater am Vormittag wieder zu ihm kam, fand er bereits eine bedeutende Besserung in seinem Befinden und vor einer Stunde erklärte er ihn für gerettet."

„Nun, dem Himmel sei Dank! Und das Schreckliche, von dem Du gesprochen, worin kann es am Ende noch bestehen, wenn es Keinen von denen betrifft, die wir lieben?"

Wieder legte sie ihren Arm liebevoll um seinen Nacken und zog ihn neben sich auf das Sopha nieder.

„Ich muß Dir ein Geständniß machen, armer Sigismund, und ich bitte Dich, zürne mir nicht, wenn Du mich nachher für die Urheberin Deines Unglücks ansehen mußt."

Und nun erzählte sie ihm Alles, was sie bisher in den

geheimsten Tiefen ihres Herzens verschlossen gehalten. Sie sprach ihm von ihrer Zusammenkunft mit Sandory, von dem Schuldschein des Bruders, den er ihr gezeigt hatte, und von der Bedingung, die er an das Versprechen seines Stillschweigens geknüpft hatte. Mit den schonendsten Worten ging sie über Sigismund's Fehltritt hinweg, und nur gegen sich selbst richtete sie immer wieder die schmerzlichsten Anklagen.

„Ich wußte nicht mehr, was ich thun sollte," schluchzte sie, „mir war so wirr im Kopfe und ich fühlte mich so über alle Maßen unglücklich. Mein einziger Gedanke war, daß Du gerettet werden müßtest, und daß der Vater nichts erfahren dürfe. Darum gab ich ihm halb wider meinen Willen das Versprechen, das er von mir verlangte, und duldete es, daß er mich seine Braut nannte, obwohl mir dabei zu Muth war, als ob ich auf der Stelle sterben müßte. Aber damals kannte ich mich selber noch nicht, Sigismund, damals wußte ich noch nicht, daß ich ihn niemals würde heirathen können. Das ist mir erst heute Morgen klar geworden, als ich von dem Vater hörte, daß Walther Sartorius dem Sterben nahe sei und daß er noch auf seinem Leidenslager keinen anderen Gedanken gehabt habe, als den Gedanken an uns. Siehst Du, ich will ja mit Freuden Alles für Dich thun — Alles! Nur das kann ich nicht — nur das Eine nicht! Ich habe an Sandory einen Brief geschrieben, um eine nochmalige Zusammenkunft von ihm zu erbitten. Dann muß ich ihm offen sagen, daß ich ihn getäuscht habe, und dann wird er vielleicht hingehen, um dem Vater Alles zu offenbaren. Denn je deutlicher mir die Erinnerung an seine Worte zurückkehrt, desto weniger Hoffnung habe ich, ihn durch meine bloßen Bitten zum Schweigen zu bewegen. Und wenn er es thut — was soll dann aus uns werden, Sigismund — was soll dann aus uns werden?!"

Sie rang in rathloser Verzweiflung die Hände; der Bruder aber zog sie voll tiefer Bewegung an seine Brust.

„Sei ruhig, mein großherziges, heldenmüthiges Schwesterchen! Dieser Elende wird nicht mehr die Macht haben, mich zu verderben. Ich aber werde nie vergessen, was Du für mich thun wolltest."

Und da sie in zweifelndem Erstaunen zu ihm aufblickte, ungewiß, welche Deutung sie seinen zuversichtlich klingenden Worten geben dürfe, begann er nun auch seinerseits, ihr rückhaltlos sein ganzes Herz auszuschütten.

„Noch heute werde ich aus freien Stücken dem Vater Alles bekennen," schloß er im Tone eines mannhaften, unwiderruflichen Entschlusses. „Er wird mich mit harten Worten strafen, aber ich hoffe, er wird mir verzeihen. Und wenn es mir nicht gelingen sollte, auf der Stelle seine Vergebung zu erhalten, so werde ich mich ihrer durch ein rechtschaffenes, arbeitsames Leben würdig zu machen suchen. Wie streng er auch ist, gegen die Beweise einer aufrichtigen Reue kann er sein Herz doch nicht verschließen, und er wird mir früher oder später wieder seine Vaterarme öffnen."

Da schlug draußen die Hausthürglocke an, und Margarethe sprang auf. „Das ist er," sagte sie beklommen. „Ich fürchte mich vor dem, was die nächste Stunde bringen wird; aber ich kann Dir trotzdem nicht rathen, Deinen Entschluß zu ändern. Tausendmal besser, er erfährt es aus Deinem Munde, als aus dem Munde dieses Fremden. Und vielleicht würdest Du ihn auch niemals wieder in einer so glücklichen Stimmung treffen wie heute, wo ihn Walther's unerwartete Rettung mit einer tiefen Freude erfüllt hat. Ich höre seine Stimme. Komm, Sigismund, laß uns zusammen zu ihm gehen!"

Der Doktor war eben im Begriff, in das Arbeitszimmer zu gehen, als er seine Kinder Hand in Hand aus

der Wohnstube treten sah. Er mochte wohl erkennen, daß sie irgend etwas auf dem Herzen hatten, aber er gab ihrem vermeintlichen Wunsch eine falsche Deutung.

„Vermuthlich wollt ihr wissen, wie es da draußen steht," sagte er mit mildem Ernst. „Norrenberg hat ausgelitten — ich kam nur noch eben recht, um ihn sterben zu sehen. Und es war gut so, denn selbst im günstigsten Falle hätte ihn nichts Anderes mehr erwartet, als ein qualvolles Siechthum ohne alle Hoffnung und Lebensfreude."

„Und Dora?" fragte Margarethe leise.

„O, diese junge Dame ist von bewunderungswürdiger Charakterstärke. Ihr Vater war noch nicht fünf Minuten todt, als sie mir vollkommen ruhig erklärte, daß es ihr unumstößlicher Entschluß sei, gleich nach der Beerdigung Waldenberg zu verlassen und sich zur Stärkung ihrer angegriffenen Gesundheit nach dem Süden zu begeben. Die Firma solle in Liquidation treten, das Haus in der Stadt und die Villa aber werde sie verkaufen. Wenn man schon an einem Sterbebette so gelassene und wohlbedachte Zukunftspläne entwerfen kann, ist man des Trostes wohl nicht all' zu sehr bedürftig."

Er wollte die Schwelle seines Zimmers überschreiten; da sagte Sigismund mit bescheidener, doch freimüthiger Festigkeit: „Ich bitte Dich, Vater, mir eine Viertelstunde zu schenken; denn ich habe Dir ein Geständniß zu machen, das nicht länger hinausgeschoben werden darf."

Doktor Ruthardt sah ihn aufmerksam an, dann winkte er ihm mit der Hand.

„So komm herein! Ich bin bereit Dich zu hören."

„Laß mich mitgehen, Vater!" bat Margarethe innig. „Ich kann Dir doch vielleicht Manches erklären, was Du sonst nicht ohne Weiteres verstehen würdest."

„Das klingt sehr geheimnißvoll! Aber wenn Sigis-

mund damit einverstanden ist, sein Geständniß in Deiner Gegenwart abzulegen, so habe ich nichts dagegen."

Mit festem, ermuthigendem Druck umfaßte Margarethe ihres Bruders Arm. Dann schloß sich hinter den Dreien die Thür.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es war kurz vor neun Uhr, als Rudolph Sandory noch einmal im Hotel vorsprach, um sich zu erkundigen, ob etwa nach ihm gefragt worden sei. Diensteifrig überreichte ihm Herr Jakob Schwanflügel Sigismund Nuthardt's Brief. Sandory riß den Umschlag herab und durchblätterte das Päckchen von Kassenscheinen, das seinen einzigen Inhalt ausmachte.

„So also war es gemeint!" murmelte er, während er sie achtlos in seine Brusttasche schob. „Nun, wir werden ja sehen, ob das Spiel wirklich schon verloren ist — wir werden ja sehen."

Dann schlenderte er langsam und gemächlich, die Cigarette zwischen den Lippen, durch die Straßen, um sich nach der kleinen Weinstube neben dem Gebäude des Polizeiamtes zu begeben. Als er dort eintrat, kam ihm sein Zimmernachbar bereits mit dem gewohnten, schüchtern verbindlichen Lächeln entgegen.

„Wie liebenswürdig, daß Sie mich nicht vergeblich warten lassen, mein werther Herr Sandory! Wenn es Ihnen genehm ist, wollen wir nicht hier in dem allgemeinen Gastzimmer bleiben, sondern uns dort in das Honoratiorenstübchen setzen, da plaudert sich's besser und ungenirter, zumal mir der Wirth versichert hat, daß heute einer Festlichkeit wegen der Stammtisch unbesetzt bleiben wird."

Sandory hatte nach seiner Gewohnheit einen aufmerksam forschenden Blick auf seine Umgebung geworfen. Aber er mußte wohl nichts Verdächtiges wahrgenommen haben,

denn außer einer kleinen lustigen Gesellschaft in der einen Ecke der Gaststube, befanden sich in dem Raume nur noch zwei ernsthaft und spießbürgerlich dreinschauende Männer, die schweigsam vor einem Schoppen Moselwein saßen. Er folgte also der Aufforderung des Anderen und streckte sich gemächlich in einen der steiflehnigen Stühle, vor dem er ein Glas und eine entkorkte Rothweinflasche schon bereit gefunden hatte.

„Plaudern wir also," meinte er, „aber wenn ich bitten darf, so nehmen Sie mir gefälligst den größeren Theil dieser angenehmen Aufgabe ab, denn ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir und fühle mich etwas abgespannt."

Er füllte sein Glas, hielt es gegen das Licht und trank es dann langsam bis auf den letzten Tropfen leer.

„Ah, ein recht mittelmäßiger Tropfen trotz der hochtönenden Marke. Ich habe auf russischen Landsitzen einen Léoville getrunken, im Vergleich zu dem dieser hier nicht viel besser als Spülwasser ist."

Herr Eschenbach sprach sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß er es nicht besser getroffen habe, und fing dann, an die hingeworfene Bemerkung Sandory's anknüpfend, an, von der weltberühmten Gastlichkeit des russischen Adels zu sprechen.

„Ja, dort muß sich's noch leben lassen," meinte er. „Ich habe glänzende Schilderungen von dem Leben auf solchen Schlössern gelesen. Aber sagen Sie mir doch, mein verehrter Herr Sandory: eine Bärenjagd, das heißt, eine Jagd auf wirkliche, wild herumlaufende Bären, haben Sie wohl niemals mitgemacht?"

Der Gefragte lächelte in seiner leicht sarkastischen Weise.

„Mehr als eine. Aber das ist nicht so gefährlich, wie es in den Kinderbüchern geschildert wird. Ein gutes Auge

und eine sichere Hand machen die Sache harmlos wie einen Pürschgang auf Rehböcke."

„Ist es möglich? Ach, erzählen Sie mir doch etwas von einer solchen Jagd! Es mag Ihnen lächerlich vorkommen; aber vielleicht gerade weil ich noch nie eine Flinte in der Hand gehabt habe, höre ich nichts lieber, als derartige Geschichten."

Sandory leerte ein zweites Glas und begann dann in der That in etwas gelangweiltem und lässigem Ton von einer Jagdparthie zu erzählen, die allerdings nicht ganz so harmlos verlaufen war, da das Wild, eine riesige Bärin, die für sich und ihr Junges kämpfte, nicht nur mehrere Hunde, sondern auch einen der Treiber jämmerlich zerfleischt hatte. Eben war er in seiner spannenden Schilderung bis zu dem bedeutsamen Moment gelangt, wo die Bärin, nachdem er aus seinem Doppelläufer einen Fehlschuß gethan, hoch aufgerichtet und fürchterlich brummend auf ihn zugekommen war — Herrn Franz Eschenbach schien vor angstvoller Erwartung der Athem zu stocken — als irgendwo in der Nähe ein klägliches, lang gezogenes Miau vernehmlich wurde. Sandory unterbrach sich in seiner Erzählung, um laut aufzulachen, und auch der Andere stimmte in seine Heiterkeit ein.

„Sie sehen, meine Geschichte ist so grausig, daß sie selbst einer Katze zu Herzen geht. Machen wir sie also kurz. Meine zweite Kugel traf die Bestie glücklich in das linke Auge, und mit einem Gebrüll, das ich wohl mein Leben lang nicht vergessen werde, wälzte sie sich in den letzten Zuckungen auf dem Schnee."

Er schien keine Lust zu weiteren Erzählungen zu haben, und Herr Eschenbach bemühte sich darum, die Unterhaltung auf ein anderes Thema zu bringen.

„Ich glaube wohl, daß ich mich nun bald endgiltig für eine der Villen entscheiden werde, die mir hier zum

Kauf angeboten worden sind," meinte er. „Aber ich werde leider zu einem kleinen Umbau genöthigt sein, da ich vor Allem einen geeigneten Raum für meine Sammlungen brauche. Ich habe den Grundriß hier in der Tasche. Sehen Sie — aber ich langweile Sie damit doch nicht etwa, Herr Sandory?"

„Keineswegs! Geben Sie das Ding nur her! Vielleicht kann ich Ihnen rathen. Um was handelt sich's denn also, Sie unbeholfenstes aller Menschenkinder?"

Eschenbach reichte ihm das zusammengerollte Papier, und während Sandory es vor sich entfaltete, trat er an seine linke Seite, sich halb über die linke Schulter des Sitzenden neigend, wie wenn er ihm die nöthigen Erläuterungen geben wollte.

„Sehen Sie — das ist das Erdgeschoß! Darin befinden sich drei Zimmer und die Küche. Der kleine Raum hier zur Rechten" — er legte dabei seinen Arm um Sandory's Oberkörper, den Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle der Zeichnung setzend — „es ist eigentlich nur ein Mauseloch, ein richtiges Mauseloch. — — Im Namen des Königs, Sie sind mein Gefangener!"

Zugleich wurden die an den Körper gepreßten Arme Sandory's festgehalten. Dieser hagere, scheinbar so gebrechliche Mann verfügte plötzlich über eine erstaunliche Kraft. Mit einem heiseren Aufschrei der Wuth suchte sich der Ueberlistete der lähmenden Umarmung zu entwinden, aber noch in derselben Minute hatten vier andere Fäuste von hinten her seine Handgelenke gepackt — die Thür zum Gastzimmer wurde aufgestoßen, und die beiden spießbürgerlich dreinschauenden Männer, die so lange stumm bei ihrem Schoppen Moselwein gesessen hatten, zeigten sich ebenfalls auf der Schwelle.

„Sie sehen, daß hier jeder Versuch eines Widerstandes vergeblich sein und Ihre Lage nur verschlechtern würde,"

sagte der angebliche Eschenbach in ganz verändertem, amtlich strengem Tone. „Ich bin der Polizeirath Tauscher aus Berlin und verhafte Sie unter dem dringenden Verdacht des Mordes, begangen an dem Fürsten Arkadi Wassiljewitsch Suworin! Herr Michailow, Sie erkennen also in diesem Menschen mit voller Bestimmtheit den vorgeblichen Baron Hainau, den Sie wochenlang in der Gesellschaft des Fürsten gesehen?"

Die letzten Worte waren in französischer Sprache an den ehemaligen Haushofmeister gerichtet, dessen Sandory erst in diesem Augenblick ansichtig wurde. Und in derselben Sprache gab der Gefragte mit erhobener Stimme zurück: „Ja, ich erkenne ihn. Mit den heiligsten Eiden kann ich bekräftigen, daß er es ist."

Stumm hatte Sandory seine Augen von dem Einen zu dem Anderen schweifen lassen. Sein Gesicht war leichenblaß geworden, und um seine Nasenflügel zuckte es ein wenig. Sonst aber verrieth sich nichts mehr von ungewöhnlicher Erregung in seinem Benehmen. Als man sich auf einen Wink des Polizeiraths anschickte, ihm Handschellen anzulegen, öffnete er zum ersten Male wieder die so lange fest zusammengepreßten Lippen und sagte — zwar mit etwas heiserer Stimme, doch in seinem alten, sarkastisch überlegenen Ton: „Es ist eine sehr überflüssige Mühe, welche Sie da diesen guten Leuten machen. Aber da ich in Ihrer Gewalt bin, mögen Sie meinetwegen thun, was Sie verantworten können."

„Sie werden den Gefangenen zur Vermeidung unnöthigen Aufsehens nicht durch das Gastzimmer und über die Straße, sondern hier über den Hof nach dem Polizeigefängniß führen," befahl der Polizeirath. „Es gibt da eine kleine Verbindungsthür in der Mauer."

Rudolph Sandory lächelte spöttisch.

„Darum also wählten Sie für unsere heutige Abend-

unterhaltung diese überaus gemüthliche Weinstube, die so hübsch nahe beim Polizeiamt gelegen ist! Es wird Ihnen am Ende nicht mehr viel an meiner Anerkennung gelegen sein, aber wenn Einer von uns berechtigten Anspruch auf den Titel eines Halunken erheben darf, so sind Sie es, mein hochverehrter Herr Polizeirath Tauscher!"

Dann ließ er sich ruhig abführen, aufrecht und elastisch dahinschreitend wie an dem Tage, da er in seinem braunen Wettermantel vor Herrn Jakob Schwanflügel's „König von Spanien" aus dem Hotelomnibus gestiegen war.

— — — — — — — — — — — —

Daß es in der guten Stadt Waldenberg viele Wochen lang kaum ein anderes Gesprächsthema gab, als die Geschichte von der Entdeckung und Verhaftung des Raubmörders, den man so lange als das Muster eines Gentlemans bewundert hatte, war bei den außergewöhnlichen Nebenumständen des Falles gewiß begreiflich. Auch wenn es nicht von vornherein in ihrer Absicht gelegen hätte, würde Dora Norrenberg sich jetzt genöthigt gesehen haben, einen Ort zu verlassen, an dem sie durch ihre offenkundigen Beziehungen zu dem Verbrecher ein Gegenstand allgemeiner Neugier und unerträglicher Bemitleidung geworden war. Niemand außer dem alten Prokuristen ihres verstorbenen Vaters wußte, wohin sie sich begeben hatte, und allgemach wurde dann auch ihr Name wie ihre Person vergessen.

Dem Doktor Ruthardt aber blieb die Schmach, seinen Sohn vor der Oeffentlichkeit bloßgestellt zu sehen, glücklich erspart. Am Tage nach der Festnahme Sandory's empfing Sigismund aus der Hand des Polizeiraths seinen Schuldschein zurück, nachdem er diesem die nöthige Aufklärung darüber gegeben und Sandory seine Angaben bestätigt hatte.

Ob Sigismund auch von seinem Vater bereits volle Verzeihung für den begangenen Fehltritt erlangt hatte,

blieb selbst seiner Mutter und seiner Schwester noch ungewiß; denn als er wenige Tage später abreiste, um wieder in der Hauptstadt die Universität zu beziehen, sagte der Doktor beim Abschied nur: „Alles Künftige liegt bei Dir. Zwinge mich, Dich zu achten, und ich werde dann das Geschehene gern vergessen."

— — — — — — — — — — — —

Nur einmal noch sprach man vierundzwanzig Stunden lang von nichts Anderem, als von Rudolph Sandory, das war, als in allen Zeitungen zu lesen stand, daß es dem kühnen und verschlagenen Verbrecher gelungen sei, auf der Eisenbahnfahrt nach Rußland durch ein listiges Manöver seinen polizeilichen Begleitern zu entwischen. Er hatte Gelegenheit gefunden, während der Fahrt die Wagenthür zu öffnen und hinauszuspringen.

Aber er war allerdings nicht weit gekommen.

Als auf das von den Beamten gegebene Nothsignal der Zug zum Stehen gebracht worden war, und man darauf die Strecke absuchte, fand man den Mörder des Fürsten Suworin als eine schrecklich zermalmte, fast unkenntliche Leiche. Seinem irdischen Richter wenigstens war er glücklich entronnen.

Der Polizeirath Tauscher sagte, als er von dem Vorfall erfuhr: „Es war schade um diesen Verirrten, denn im Grunde war er doch aus dem nämlichen Holze geschnitzt, aus dem unter glücklicheren Umständen die großen Männer werden."

Ende.





Welche von Beiden?

Roman

von

Balduin Möllhausen.

Erstes Kapitel.

Der Herbst war weit vorgeschritten. Nur noch spärlich schmückten grüne Laubflächen die bereits gelichteten Wipfel der Waldungen des nordamerikanischen Freistaates Kentucky. Was an Blättern noch vorhanden war, schimmerte gelb, roth und braun, an dem heutigen Tage greller gefärbt durch die Wirkung des nächtlichen Nebels. Jetzt war er, Regen verheißend, gestiegen und bedeckte als eintönige Wolkenschicht den Himmel.

In der trüben Beleuchtung bot die Landschaft mit den fahlen Wiesen und den abgeernteten Feldern ein überaus melancholisches Bild. Eine Plantage, die, in ihrer ganzen Anlage gewissermaßen den Reichthum des Besitzers veranschaulichend, in eine Einbuchtung des Cumberland-Gebirges hineinragte, änderte daran nichts. Wie Lebensüberdruß umschwebte es große und kleine Baulichkeiten, Gärten, Höfe und Ställe. Sogar in den hier und da sichtbaren Sklaven schien der ihnen angeborene Frohsinn gestorben zu sein. Wo zwei oder mehrere zusammentraten, geschah es mit einer gewissen Scheu. Während sie gedämpft zu einander sprachen,

schweiften ihre Blicke mit ausgeprägtem Mißtrauen nach dem herrschaftlichen Wohnhause hinüber.

In dem Hause selbst herrschte unheimliche Stille. Kein hörbarer Schritt, keine laut werdende Stimme unterbrach sie. Und doch waren alle Räume so üppig und heiter ausgestattet, als ob sie nur glücklichen Menschen zum Aufenthalt hätten dienen können.

In dem großen Empfangszimmer, dessen drei Glasthüren sich nach der breiten Veranda hinaus öffneten, saß im Hintergrunde neben einem mit Schreibmaterialien bedeckten Tisch eine junge Frau. Im Aeußeren von der Natur nicht sonderlich bevorzugt, entbehrte sie doch nicht der Anmuth in Haltung und Bewegungen. Scharf kontrastirte zu dem schlicht gescheitelten schwarzen welligen Haar und den starken Brauen die Marmorfarbe der abgespannten unregelmäßigen Züge. Herbe Entschlossenheit prägte sich um die festgeschlossenen Lippen aus. In den großen dunklen Augen wohnten hart neben einander unversöhnliche Erbitterung und tiefes Seelenleid. Vor ihr auf dem durch das ganze Gemach reichenden Teppich wandelte unhörbar ein hoch und schlank gewachsener, mit peinlichster Sorgfalt gekleideter Mann auf und ab. Er schien kaum dreißig Jahre alt und war wohl ursprünglich eine bestechende, vornehme Erscheinung gewesen, doch wurden diese Vorzüge verwischt durch die sprechenden Merkmale geistiger und körperlicher Erschlaffung. Es erzählten die matt blickenden Augen mit den gerötheten Lidern von schwelgerisch durchwachten Nächten und zügellosen, entnervenden Genüssen.

Das zwischen Beiden geführte Gespräch beschränkte sich auf meist kurze, ausdruckslose Bemerkungen. Zwang offenbarte sich in der Art, in der ihre Blicke sich begegneten und mieden. Und doch gab es eine Zeit, in der dieselben Augen hell aufleuchteten, so oft sie sich gegenseitig suchten;

einen Tag, an dem sie die Hände zur Vereinigung für's ganze Leben ineinander legten; eine Stunde, in der ein junges Leben zwischen ihnen auftauchte und als ein ihr Glück vervollständigendes Geschenk des Himmels willkommen geheißen wurde.

Wenige Jahre waren seitdem verstrichen, und jetzt standen sie im Begriff, auf ewig auseinander zu gehen.

Vor einer Stunde war Harry Griffith in einem einspännigen Kabriolet eingetroffen. Der das Pferd lenkende Begleiter, eine breitschulterige Gestalt, die sich in dem feinen modischen Anzuge und unter dem glänzend gebürsteten hohen Hut nicht recht heimisch zu fühlen schien, hatte einem herbeieilenden Neger das Fuhrwerk übergeben und war, wie um die Zeit zu tödten, in den hinter dem Hause an den Wald angrenzenden Garten gegangen. Dort sandte er seine Blicke prüfend in alle Richtungen. Zugleich erhielt sein bartloses, beinahe stumpfes Gesicht den Ausdruck eines den Hühnerhof beschleichenden Fuchses. In jeden Winkel spähte er, jeden Zaun besichtigte er eingehend. Sogar die feste Einfriedigung, die den Garten von dem Walde schied, unterwarf er flüchtig einer Probe auf ihre Haltbarkeit.

Griffith hatte unterdessen in seinem Zimmer mit Hilfe des schwarzen Hausdieners zwei Handkoffer gepackt. Als er sie auf die Veranda hinausschaffen ließ, traf er daselbst mit Edward Evandale, einem jungen Verwandten seiner Frau, zusammen. Obwohl erst fünfzehn Jahre zählend, war Edward geistig und körperlich weit über sein Alter hinaus entwickelt. Hoch aufgeschossen war seine Gestalt, und sein hübsches Gesicht mit den blauen Augen und dem lockigen braunen Haar verrieth das volle trotzige Selbstbewußtsein eines jungen Republikaners, dem die Präsidentenwürde als nichts Unerreichbares erscheint.

Bei seinem Anblick blieb Griffith stehen. Da der junge Mann weder grüßte, noch ein Erkennungszeichen von sich

gab, betrachtete er ihn geringschätzig vom Kopf bis zu den Füßen hinunter. Edward regte sich nicht. Griffith schien für ihn nicht auf der Welt zu sein.

„Anstandsgefühl hat man Dir auf der Schule noch nicht beigebracht," bemerkte dieser mit beißendem Spott.

Edward zuckte die Achseln und erwiederte gleichmüthig: „Ueber mein Anstandsgefühl bin ich nur Bianka und sonst keinem Menschen der Welt Rechenschaft schuldig."

Weitere Worte wurden nicht gewechselt; aber indem die beiden Gegner sich gegenseitig in die Augen sahen, war es, als ob eine Ahnung sie durchzittert habe, daß sie noch einmal als Todfeinde einander gegenüber treten würden.

Gleich darauf ging Griffith zu seiner Frau hinein. Seinen kalten Gruß beantwortete sie mit der Erklärung: „Ich glaubte, was zwischen uns zu erörtern gewesen, sei längst erledigt. Hättest Du Dich den anderen Herren angeschlossen, wären mir neue häßliche Eindrücke erspart geblieben."

Griffith strich über die glattgeschorene Oberlippe und den langen schwarzen Kinnbart. Böser Hohn sprühte aus seinen dunklen Augen. Einige Sekunden sann er nach, bevor er erwiederte: „Noch bin ich Herr im Hause. Es liegt also nur an mir, wenn ich von meinen Rechten nicht im weitesten Umfang Gebrauch mache."

„Was soll ich's wiederholen?" versetzte Bianka erbittert, „aber immerhin: diese Rechte wurden schon allein dadurch verwirkt, daß Du während der letzten anderthalb Jahre kaum vier Monate unter meinem Dache weiltest, und daß Du in Kreisen Dich bewegtest, aus denen Schimpf und Schande über den Namen gekommen sind, den zu führen ich leider gezwungen bin."

Griffith betrachtete nachlässig seine wohlgepflegten langen Fingernägel und begann auf und ab zu wandeln.

„Verstandest Du es nicht, mich an's Haus zu fesseln," bemerkte er über die Schulter, „so bist Du selbst verantwortlich dafür. Im Uebrigen hätte es mit der Scheidung nicht geeilt. Die besten Gedanken und Entschlüsse kommen oft nach."

„Du traust mir so wenig Selbstachtung zu, daß ich nach dem Vorgefallenen auch nur noch einmal mit Dir an demselben Tisch hätte sitzen mögen? Gott sei Dank, der Würfel ist gefallen. Was ich einst in heilloser Verblendung auf mich lud, muß und werde ich tragen."

Eine nach dem Innern des Hauses führende Thür ging auf, und in derselben erschien eine sauber gekleidete Mulattin, auf dem Arm ein höchstens anderthalbjähriges, schwarzgelocktes Mädchen mit holdem Engelsantlitz. Streng abwehrend winkte Bianka mit der Hand. Die braune Wärterin zog sich mit dem Kinde zurück. Bevor sie verschwand, rief Griffith ihr gebieterisch nach: „Susann, bringe mir die Kleine!"

Als wäre der rauhe Befehl für sie ungehört verhallt, zog Susann die Thür hinter sich in's Schloß.

Griffith entfärbte sich vor der ihn verzehrenden Wuth.

„Du mißgönnst mir den letzten Abschied von meiner Tochter?" fragte er drohend.

„Was ich mit schweren Opfern erkaufte, weiß ich auch zu behaupten," versetzte Bianka gereizt, „an mein Kind darfst Du keine Ansprüche mehr erheben."

„Noch ist der Kontrakt nicht vollzogen," stieß Griffith zwischen den knirschenden Zähnen hervor, „ich beanspruche daher das Recht des letzten Aschiedes von meiner Tochter, und müßte ich ihn gewaltsam erzwingen."

„Ich dagegen rufe Dir in's Gedächtniß, daß ich von jeher unumschränkte Herrin meines Besitzthums gewesen und es heute noch bin. Hier gilt nur mein Wille."

Griffith war wieder stehen geblieben. Die Arme auf

der Brust verschränkend, starrte er, wie seinen Ohren nicht trauend, auf die junge Frau. Jeder Zug ihres Antlitzes verrieth beleidigte Würde und Entschlossenheit. Endlich brachte er, wie im Kampfe mit sich selbst, zögernd hervor: „Du gedenkst nicht der Möglichkeit, ebenfalls von Deinem Kinde getrennt zu werden?"

„Unter das, was die Vorsehung über mich verhängt, muß ich mich beugen," erklärte Bianka ruhig, „diese grausame Mahnung kann mich indessen nicht bewegen, zu dulden, daß Du, der unser eheliches Leben verbrecherisch entweihte, mit Deinen sündhaften Lippen mein Kind berührst. Erstaunst Du, daß aus dem schüchternen Mädchen und der sich hingebend unterwerfenden Frau eine ihr Junges vertheidigende Tigerin wurde, die durch nichts mehr besänftigt werden kann, so liegt die Rechtfertigung dafür im Verlauf der Dinge."

Griffith trat ihr einen Schritt näher. Er rang sichtbar nach Worten. Erst nach einer längeren Pause begann er in eigenthümlich gedämpftem Tone: „Was soll aus Harriett werden, die meinem Herzen genau so nahe steht, wie dem Deinigen, wenn Du vielleicht verfrüht sterben solltest? Das vergegenwärtige Dir und erwäge die Gefahren, denen eine junge Waise in der Lage unserer Tochter ausgesetzt ist, sofern der treue Rath wenigstens eines der Eltern fehlt."

Bianka sah ihn fest an, so fest, daß er ihren Blicken auswich. Sie ahnte, daß Pläne ihn beschäftigten, die ihren Tod ihm als wünschenswerth erscheinen ließen, und so erklärte sie nach kurzem Sinnen herbe: „Dem Recht, Dich fernerhin um meine Tochter zu kümmern, hast Du endgiltig entsagt. Sollte sie in der That verwaisen, bevor sie einen stärkeren und nicht minder zuverlässigeren Hort fand, so bleibt ihr unter dem Beirath erprobter Freunde die vollste Unabhängigkeit gesichert. Damit Du es weißt:

ich folge dem Beispiel meines Vaters, der mich in einer Weise zu seiner Erbin einsetzte, daß ohne meinen ausdrücklichen Willen kein Zweiglein im Walde von Evandale geknickt, kein Sandkorn in meinem Hause umgekehrt werden darf, so wie mein Mädchenname der Plantage erhalten bleibt," und hart, daß es klang wie angeschlagener Stahl, fügte sie hinzu: „Heut segne ich tausendfach die mit weitsichtiger Berechnung getroffene Verfügung, die, hättest Du sie gekannt, schwerlich ohne Einfluß auf die Bewerbung um die Hand des unschönen, aber reich begüterten Mädchens geblieben wäre."

So lange Bianka sprach, überwachte Griffith sie mit beinah ängstlicher Spannung. Hin und wieder glühte es wie ein sich vorbereitender, vernichtender Blitz in seinen Augen, um alsbald wieder zu verlöschen. Erst als Bianka schwieg, überflog sein Gesicht ein Ausdruck unverhohlener Feindseligkeit. Wie teuflischer Hohn aber klang es, als er gleichsam geschäftsmäßig bemerkte: „Bei der Bewerbung schlich sich allerdings ein Rechenfehler ein, und der rächte sich an uns Beiden —"

Das Rollen eines von zwei Pferden gezogenen Wagens tönte herein. Gleich darauf hielt er vor der Veranda. Bianka hatte sich erhoben. Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich ihrer Brust. An Griffith vorbei ging sie nach der Korridorthür hinüber. Bevor sie diese erreichte, wurde sie von dem schwarzen Diener aufgerissen, und herein schritt, die Mappe unter dem Arme, ein kleiner gedrungener Herr mit kahlem Scheitel und wohlwollendem ernstem Gesicht. Bianka begrüßte ihn als den Notar Ellis. Ihm auf dem Fuße folgte ein älterer, düster schauender Herr, ein Freund ihres verstorbenen Vaters, und Edward Evandale. Beim Anblick des Letzteren knirschte Griffith mit den Zähnen.

„Edward! Was soll er hier?" fragte er ingrimmig; „wer rief den aufsässigen Burschen mir zum Hohn?"

„Ich bat ihn, gemeinschaftlich mit Herrn Longstreet dem Verfahren als Zeuge beizuwohnen," antwortete Bianka ausdruckslos, und in drohend klingendem Vorwurf fügte Longstreet hinzu:

„Die Tochter meines verblichenen Freundes ist durchaus befugt, ihre Zeugen nach eigenem Ermessen zu wählen."

Griffith schleuderte ihm einen giftigen Blick zu, folgte aber in vornehm nachlässiger Haltung, als man sich um den Tisch reihte. Kurze Zeit hörte man nur das Knittern der Papiere, die Ellis der Mappe entnahm und vor sich ordnete. Fragend sah er sich im Kreise um. Da von keiner Seite Einspruch erhoben wurde, begann er, das Hauptschriftstück vorzulesen. Eine in der üblichen Form verfaßte Scheidungsurkunde war es. An diese schloß sich die genau verklausulirte Erklärung, daß Griffith allen ferneren Anrechten an seine Tochter zu Gunsten ihrer Mutter feierlich entsage, zugleich sich verpflichte, weder in ihre Erziehung einzugreifen, noch um ihre Zukunft sich zu kümmern, überhaupt zu keiner Zeit und unter keinerlei Bedingung in persönlichen oder brieflichen Verkehr mit ihr zu treten. Als Gegenleistung erbot sich Frau Bianka Griffith, den geschiedenen Gatten ein- für allemal mit der Summe von sechzigtausend Dollars abzufinden, außerdem einen Schuldenrest von zweiundzwanzigtausend Dollars für ihn zu tilgen.

Sobald der Notar endigte, war es, als ob der Pulsschlag jedes der einzelnen Anwesenden ausgesetzt hätte, so still war es geworden. Starr, wie eine Bildsäule, saß Bianka. Zu lange und zu schwer hatte sie gerungen, um jetzt noch Erregung wahrnehmbar zu verrathen. Griffith, in dem Bewußtsein, von Allen verurtheilt zu werden, wagte in verzehrender Wuth und Beschämung nur verstohlen bald Diesem, bald Jenem einen forschenden Blick

zuzusenden. So verrann eine Weile, bevor der Notar wieder anhob:

„In meiner amtlichen Stellung bin ich verpflichtet, vor Abschluß des Verfahrens einen Versuch der Aussöhnung —"

„Es wäre vergebliche Mühe," fiel Bianka schaudernd ein, „ersparen Sie mir daher fernere peinliche Erörterungen."

Griffith bekräftigte den Ausspruch durch eine wegwerfend zustimmende Geberde.

Während der Notar die Urkunde zur Unterzeichnung herrichtete, schob Bianka ein bereit gehaltenes Packetchen vor ihn hin. Ellis öffnete den Umschlag und vor ihm lag ein Päckchen Tausend-Dollarnoten. Ungesäumt ging er an's Werk, zugleich laut zählend, sie in Abtheilungen zu je zehn Stück von einander zu trennen. Aufmerksam verfolgten Alle seine Bewegungen. Nur Bianka beobachtete Griffith. Sie sah, wie unersättliche Gier den Ausdruck seines Gesichtes bestimmte, glaubte, den ihn erfüllenden Verdruß zu entdecken, die bewilligte Summe nicht höher hinauf geschraubt, sie nicht verdoppelt zu haben. Sie bezweifelte nicht, daß er, jeder natürlichen wärmeren Regung unzugänglich, kaum geschwankt hätte, sein eigenes Kind unter entsprechenden Bedingungen an jeden Anderen abzutreten, und unsägliche Verachtung spiegelte sich in ihrem marmorähulichen Antlitz.

„Sechsmal zehn ergibt sechzigtausend Dollars," schloß Ellis. Wie aus einem wüsten Traum aufgescheucht, erschrak Bianka. Ihr Athem verkürzte sich. Grauen bemächtigte sich ihrer Angesichts des zu erwartenden letzten Beweises gänzlicher Gefühllosigkeit Desjenigen, den sie einst jauchzenden Herzens zum Altar begleitete.

Mit geübtem Griff und mühsam Kaltblütigkeit erheuchelnd, nahm Griffith das Geld an sich, worauf Ellis ihm den Empfangschein über die an seine Gläubiger zu entrichtenden zweiundzwanzigtausend Dollars zur Unterschrift vorlegte.

Griffith leistete der Aufforderung Folge und schnellte die Quittung geringschätzig vor den Notar hin. Die Vollziehung der Scheidungsurkunde nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Mit von heiliger Ueberzeugung geführter fester Hand unterzeichnete Bianka. Unter ihren Namen kam der Griffith's zu stehen. Die Feder knirschte und spritzte von der Gewalt, mit der er den gewohnten Schnörkel beifügte. Damit war der letzte, ihn mit edler Gesittung einende schwache Faden zerrissen. Nachdem Longstreet, Edward und Ellis ebenfalls unterschrieben hatten, händigte Letzterer der jungen Frau das Dokument ein.

Griffith erhob sich geräuschvoll. Mit dem Gelde in seiner Tasche fühlte er sich stark genug, den Kampf mit Himmel und Hölle aufzunehmen.

„Ich komme Ihren Wünschen zuvor," sprach er, während ein boshaftes Lächeln seine Züge verzerrte, „wohin ich mich wende, kann Ihnen gleichgiltig sein. Sie werden mich weder wiedersehen, noch je von mir hören."

Bei den letzten Worten sandte er die Blicke im Kreise, bis sie endlich auf Bianka haften blieben. Wiederum schwebte jenes dämonische Lächeln auf seinem Gesicht. Die dunklen Augen sprühten unheimliches Feuer. Wie in verhaltener Schadenfreude ruhten seine Zähne fest aufeinander. Da Niemand antwortete, verneigte er sich leicht vor dem Notar, und die Uebrigen keines Grußes würdigend, entfernte er sich.

Als er auf die Veranda hinaus trat, stand Edward bereits wieder da. Man hätte glauben können, daß er sich während der ganzen Zeit nicht von der Stelle rührte. Abermals begegneten sich ihre Blicke. Griffith schien indessen die des haßerfüllten trotzigen Burschen nicht lange ertragen zu können. Auf seinen Ruf eilten zwei Schwarze herbei und beschleunigten das Anspannen des Pferdes und das Verladen der Koffer. Sein Begleiter, der ihn schon

erwartete, stieg zuerst auf; dann ging es in scharfem Trabe von dem Vorplatz hinunter.

Jetzt erst athmete Bianka auf. Die ernsten Glückwünsche der beiden Freunde beantwortete sie mit einem aus vollem Herzen emporgesendeten: „Gott sei Dank, es ist überstanden. Möge ich in der That nie wieder von ihm hören, nie sein Ende erfahren, das nur ein trauriges sein kann.“ Sie wendete sich an Longstreet: „Um nicht gänzlich allein dazustehen, soll Edward meine Einsamkeit mit mir theilen. Er wird mir nicht nur ein lieber Gesellschafter sein, sondern auch eine Stütze. Wie eine Mutter will ich für ihn sorgen.“

Tröstlich pflichteten die beiden Herren ihr bei, und voraussetzend, daß sie sich sehne, mit ihrem Töchterchen allein zu sein, begaben sie sich auf den Heimweg. Von der Veranda aus sah sie ihnen träumerisch nach. Wohl wußte sie sich jetzt frei, und dennoch lastete es auf ihrem Gemüth wie die Vorahnung eines bösen Verhängnisses. Wie mit Feuerschrift gezeichnet, brannte Griffith's letzter Blick in ihrer Seele. Erst als Susann neben sie hintrat und ihr die Kleine darreichte, wichen die in ihrer überreizten Phantasie sich jagenden formlosen Gespenster. In heiße Thränen ausbrechend, herzte und küßte sie das liebliche Kind, ihr Eins und Alles, dem sie hinfort allein ebenfalls Alles sein sollte.

Die Luft war noch immer trübe und feucht. Eintönig breitete der schwer bewölkte Himmel sich über der stillen Landschaft aus. Melancholisch tropfte es von den den Vorplatz zierenden Bäumen; melancholisch neigten die vom Nebel beschwerten braunen und gelben Blätter sich an ihren der Lebenskraft beraubten Stengeln. Hier wirbelte eines nieder, dort eines, um sich mit den voraufgegangenen Mitgliedern desselben Stammes auf feuchter Erde im Tode zu einen.

Zweites Kapitel.

Griffith war bereits über die Grenze der umfangreichen Besitzung seiner Frau hinausgelangt, und noch hatte er kein Wort gesprochen. Er befand sich offenbar unter dem Einfluß des Rückschlages, der nach dem jüngst Erlebten sich sogar in dem verstocktesten Gemüth geltend machen mußte. Auch sein Begleiter Woodkirk, der die Zügel führte, verhielt sich schweigend. Erst als die letzten vertrauten Felder und Triften verschwanden, diese ernsten Mahnungen an ein Glück, das er vermessen von sich gestoßen hatte, bemerkte Harry, wie im Selbstgespräch: „Leicht ist es mir wahrhaftig nicht geworden."

Woodkirk blinzelte mit dem halb geschlossenen linken Auge, warf ihm mit dem anderen einen arglistig forschenden Blick zu und erwiederte berechnet leichtfertig: „Ist längeres Zusammenleben unmöglich geworden, muß Trennung folgen; je früher, um so besser."

„Ich gewann den Eindruck, daß sie es nicht lange überlebt. Sie sah aus, wie aus weißem Wachs geformt," fuhr Griffith nachdenklich fort.

Woodkirk wiegte sein Haupt, wie in Verlegenheit um eine Antwort, und versetzte auf seine Art tröstlich: „Der einfachste Ausweg wäre es. Die Vormundschaft über Ihr eigenes Kind sammt der Verwaltung des großen Vermögens würde Ihnen schwerlich vorenthalten werden."

Griffith fuhr heftig herum und sah argwöhnisch auf den Gefährten. Seine eigenen Gedanken in unzweideutigen Worten offenbart zu hören, hatte ihn erschreckt. Erst nach einer Pause ermannte er sich zu der Entgegnung: „Sie vergessen, daß sie so lange meine Frau gewesen."

Woodkirk knallte mit der Peitsche und sah in eine andere Richtung. Auf seinem breiten rothen Gesicht prägte sich spöttisches Verständniß aus.

Schweigend fuhren sie ihres Weges. Erst nach einer längeren Weile verrieth Griffith abermals unwillkürlich seinen Ideengang:

„Hätte ich doppelt so viel gefordert, wäre es mir sicher bewilligt worden."

„Das war meine Meinung von Anbeginn," erklärte Woodkirk; „weshalb folgten Sie nicht meinem Rath? Aber noch ist nichts verloren. Man muß nur die richtige Gelegenheit wahrnehmen."

„Von dem eigenen Kinde ohne letzten Gruß zu scheiden, ist immerhin eine unerhörte Zumuthung. Mir verwandelte sie das Blut in Gift."

„Sie werden es wiedersehen."

„Aber wann?"

Woodkirk lachte verschmitzt und meinte beschwichtigend: „Kommt Zeit, kommt Rath."

Wiederum stockte die Unterhaltung. Griffith, in düstere Betrachtungen versunken, achtete nicht auf die Umgebung. Vorzugsweise beschäftigte er sich mit seiner Tochter. Sehnte er sich nach ihrem Besitz, so lag am wenigsten väterliche Zärtlichkeit zu Grunde; und was sollte er überhaupt mit einer derartigen kostspieligen Last? Aber ihrer Mutter, die gewissermaßen einen Sieg über ihn davontrug, gönnte er nicht den Triumph, sie unter ihren Augen heranreifen zu sehen.

Plötzlich hielt der Wagen an. Aufschreckend erkannte er eine Art Landschänke, die den Mittelpunkt eines kleinen Gehöftes bildete. Manche Stunde bei Tag und bei Nacht hatte er daselbst mit gleichgesinnten Genossen verlebt, wenn es galt, im Stillen wüste Gelage zu feiern und dem Spiel zu fröhnen.

Der Wirth, ein kurzer vierschrötiger Irländer mit aufgedunsenem Gaunergesicht, stand in der Thür und zog unterwürfig die Mütze. Während Griffith vom Wagen

stieg, suchte Jener die Gelegenheit, mit Woodkirk eine Geberde des Einverständnisses zu wechseln und durch den über die Schulter zeigenden Daumen dessen Aufmerksamkeit auf das hinter ihnen liegende Eckfenster zu lenken.

Verstohlen spähte Woodkirk hinüber, und wilde Befriedigung leuchtete in seinem Gesicht auf, als er hinter den Scheiben ein bleiches Frauenantlitz von ungewöhnlicher Schönheit entdeckte. Sein kaum bemerkbares, jedoch ermuthigendes Neigen des Hauptes wurde durch einen ängstlichen Blick aus großen exotischen Augen beantwortet.

Auf einen schrillen Pfiff des Irländers erschien ein halb verwachsener zottiger Bursche, der das Pferd in Empfang nahm, worauf auch Woodkirk den Wagen verließ.

„Ist das Essen bereit?" hatte Griffith den Wirth gefragt.

„In einer Viertelstunde kann's aufgetragen werden," hieß es mit einer unbeholfenen Verbeugung zurück.

„Dann vorwärts, in des Teufels Namen. Der Leib verlangt sein Recht. Da hinter mir erfuhr ich keine große Gastfreundschaft."

Doch anstatt den Weg durch die Thür frei zu geben, wechselte der Wirth seine Körperlast von dem einen Fuß auf den andern, und mit einem sprechenden Ausdruck von Verlegenheit die Mütze zwischen den Fäusten drehend, schien er einfältig nach Worten zu suchen.

„Was soll das?" fragte Griffith unwirsch, „ist's Fleisch in der Pfanne verbrannt, daß Sie darein schauen wie ein Hund, dem man den gestohlenen Knochen abjagte?"

„Nichts von der Sorte, Herr; aber Anderes gibt es, das Ihnen vielleicht kein Wohlgefallen bereitet. Bei Jesus, ich wollte nicht heran an das Geschäft —"

„Zum Henker, Mann, um was handelt es sich denn?"

„Ich kann's nicht sagen; sehen müssen Sie es, um's zu glauben," betheuerte der verschlagene Irländer, und mit

der Aufforderung, ihm zu folgen, schritt er in das Haus hinein.

Befremdet kehrte Griffith sich Woodkirk zu. Dieser, anscheinend nicht minder erstaunt, zuckte die Achseln. Gleich darauf betraten sie den als Gastzimmer dienenden Raum, wo bereits für sie gedeckt war. Der Irländer hatte sich nach der Rückwand hinüber begeben und stand, den Schloßgriff in der Hand, vor einer Thür, durch welche die Verbindung mit dem Hinterzimmer hergestellt wurde. Zugleich bedeutete er die beiden Gäste durch Geberden, jedes Geräusch zu vermeiden. Sobald sie bei ihm eingetroffen waren, öffnete er behutsam, und Griffith den Vortritt einräumend, wies er auf ein mittelst mehrerer Stühle und Kissen hergerichtetes Lager, auf welchem ein höchstens zweijähriges Kind schlummerte.

Ein rührendes Bild bot die holde Kleine mit ihren schwarzen Locken, den vom Schlaf gerötheten Wangen und den zierlichen Händchen, deren eines die Decke gepackt hielt, wogegen die andere sich um ein Stückchen Brod geschlossen hatte. Sie schien während des Essens von Müdigkeit überwältigt worden zu sein. Jetzt athmete sie lang und tief. Wie der Abglanz heiterer Träume ruhte es auf den weich gerundeten Zügen.

Beim ersten Blick auf die zarte Schläferin prallte Griffith bestürzt zurück. Dann stand er, wie zu Erz erstarrt. Nur auf seinem plötzlich entfärbten Gesicht arbeitete es, indem Rathlosigkeit, aufsteigende Wuth und eine schwache Anwandlung von Mitleid sich in seiner Brust begegneten. Woodkirk und der Irländer waren hinter ihm stehen geblieben und harrten neugierig seiner ersten Kundgebung.

Und noch zwei andere Augen, die sich in angstvoller Erwartung vergrößerten, waren auf ihn gerichtet, dieselben schwarzen Augen, die von dem Eckfenster aus nach dem herbeirollenden Wagen ausgelugt hatten. Sie gehörten

einer schlanken Erscheinung, die, ein Bild vollendeter Anmuth und Geschmeidigkeit, von außen durch die schmale Spalte der angelehnten Flurthür spähte und mit fliegenden Pulsen den kommenden Dingen entgegensah.

Endlich regte Griffith sich wieder. Einen finsteren Blick sandte er durch das Gemach und leise schlich er in das Vorzimmer zurück. Doch erst, nachdem er die Thür geräuschlos hinter sich geschlossen hatte, kehrte er sich dem Irländer zu, und seine Stimme dämpfend, fragte er förmlich drohend: „Wie kommt das Kind hierher? Wer brachte es?"

„Eine alte Frau," lautete die Antwort, „eine ordentliche Lady war es nicht. Zwei Stunden ist es her, als sie vorfuhr und mit dem Kinde abstieg. Ich meinte, sie wolle nach kurzer Rast weiterfahren. Als sie aber behauptete, meine Frau müßte das Baby bis zu Ihrer Ankunft in Obhut nehmen, weigerte ich mich, darauf einzugehen. Doch was half's? Bei Jesus, sie bestand so fest auf ihrem Willen, daß ich schließlich nachgab. Nebenbei beschwor sie, Sie würden alle Kosten tragen und das kleine Ding gern bei sich behalten."

Griffith nagte an seinen Lippen. Vor sich niederstarrend, bekämpfte er sichtbar einen Ausbruch der in ihm gährenden Wuth. Wie Aufklärung von ihm erwartend, sah er durchdringend in Woodkirk's stumpf schauende Augen.

„Was sagen Sie dazu?" fragte er auf dem Gipfel seiner Rathlosigkeit.

Woodkirk blinzelte zweifelnd, meinte aber beschwichtigend: „Ich hab's im Gefühl, daß Sie sich des elenden Wurmes erbarmen müßten. Die Señora ist eine rabiate Person. In ihren Adern rast spanisches Blut. Der ist das Aergste zuzutrauen."

„Ich soll also meine ganzen Reisepläne umstoßen, nicht zu gedenken, daß es mir ein Räthsel ist, wie ich mit dem Ding fertig werden soll."

„Mit Geld beseitigt man die größten Unbequemlichkeiten, und eine Wärterin ist bald gefunden.“

„Hol's der Teufel!“ schnaubte Griffith erbittert. Dann zu dem Irländer gewendet: „Sie haben eine Dummheit begangen, aus der mir die gräßlichsten Verlegenheiten erwachsen. Konnten Sie das Weibsbild nicht sammt dem Kinde zum Henker schicken?“

„Schicken Sie Jemand zum Henker, der störrisch ist wie ein kolleriges Maulthier. Bei Jesus! Ich redete noch auf die Person ein, da saß sie schon auf dem Wagen, und davon ging's so eilig, wie die Gäule einen Huf vor den anderen zu stellen vermochten. Hatten meine Frau und ich doch unsere liebe Noth, das jammernde Ding zu beschwichtigen. Außerdem ist hier eine Zuschrift. Die händigte die alte Hexe mir mit dem Auftrage ein, sie Ihnen zuzustellen. Sie behauptete, was da drinnen stände, würde Sie wohl barmherzig stimmen.“

Griffith nahm den Brief und vertiefte sich in dessen Inhalt. Schon nach Kenntnißnahme der ersten Zeilen entdeckten die vor ihm Stehenden, daß seine Hände zitterten, schwer zu bändigende Erregung ihm das Blut zu Kopfe trieb. Mit einer wilden Verwünschung las er die Unterschrift. Zähneknirschend ballte er das Papier in der Faust, glättete es indessen alsbald wieder, um es in kleine Fetzen zu zerreißen.

„Eine verdammte Geschichte,“ grollte er vor sich hin. „Unter solchen Bedingungen bleibt mir allerdings kein anderer Ausweg. Hier lassen darf ich das elende Geschöpf nicht. Es aber zurückzuschicken ist zur Unmöglichkeit geworden, seitdem die Mutter wer weiß wohin flüchtete.“

Er ließ sich vor dem Tisch nieder. Die Speisen wurden aufgetragen. Woodkirk hatte ihm gegenüber Platz genommen. Er selbst aß nur wenig. Um so lebhafter sprach er der Flasche zu. Er schien seine Bedrängniß forttrinken zu

wollen. Dabei verließ kein Wort seine Lippen. Erst als in dem Nebenzimmer das Kind kläglich schrie, ging er selbst hin, um es zu holen. Unter der Wirthsfrau Zuspruch beruhigte es sich bald. Mit sichtbarem Behagen nahm es die ihm gereichte Speise zu sich, und lange dauerte es dann nicht, bis es in gelallten Lauten seine Zufriedenheit zu erkennen gab, was besänftigend auf Griffith einwirkte.

In dem Zimmer, in welchem die Kleine geschlafen hatte, stand jetzt die dunkeläugige schlanke Gestalt mit dem Rabenhaar neben der angelehnten Thür und lauschte mit angehaltenem Athem nach dem Tisch hinüber. Auf dem schönen bleichen Antlitz, mit dem scharf ausgeprägten Leidenszug um den feingeschnittenen Mund, kämpften in schneller Folge um den Vorrang wilde Verzweiflung und bange Hoffnung, glühender Haß, Grausamkeit und eine Zärtlichkeit, die immer wieder heiße Thränen über die etwas eingefallenen Wangen sandte. —

Als zwei Stunden später die beiden Gefährten, das kleine Wesen warm eingehüllt zwischen sich, ihre Reise fortsetzten, da spähten die exotischen Augen abermals von dem Eckfenster aus dem enteilenden Wagen nach. Wie eine Statue stand die anmuthige Gestalt. Erst als das leichte Fuhrwerk aus ihrem Gesichtskreise trat, warf sie die Arme empor, und die Hände oberhalb des Hauptes krampfhaft ineinander verschränkend, stöhnte und seufzte sie, als hätte sie mit dem Tode gerungen.

— — — — — — — — — — — —

Der Herbst ging in den Winter über. Es weckte die Frühlingssonne das in Scheintod versenkte Leben in dem durchkälteten Erdenschoß. Es folgten die heiteren Farben des Sommers. Wuchernde Kräuter und sich erschließende Blüthen und Blumen athmeten süßen Duft, und mit ihnen athmeten die Menschen auf unter dem segensreichen Einfluß des von oben gespendeten warmen Lichtes.

Wie die Natur in ihrem erneuerten Festkleide, lachte auch die Plantage inmitten der schattigen Umgebung. Unter dem sinnigen Walten der Besitzerin hatten Friede und Frohsinn dort wieder festen Fuß gefaßt. Wo Bianka selbst nicht zur Hand, da wachten die Augen zuverlässiger Aufseher wie die des jungen Evandale, der mit rührender Liebe seiner mütterlich gesinnten Verwandten ergeben war. Ihr Glück aber fand sie in der Beobachtung des Entwickelns ihres Töchterchens, ihre Genüsse dagegen vorzugsweise darin, daß sie in einem von Edward gelenkten leichten Wagen in der Nachbarschaft umherfuhr, abwechselnd über Felder und Wiesen, oder auf den schattigen Wegen des weit hinausreichenden Waldes.

So auch an dem heutigen Juniabend, der nach des Tages drückender Hitze erquickende Kühle brachte. Ihr Töchterchen hatte sie unter der Obhut der bewährten braunen Wärterin zurückgelassen. Sie wußte es sicher geborgen in einer dicht berankten Laube auf der mit dem Walde zusammenstoßenden Gartengrenze.

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als sie heimkehrte, und, das Haus betretend, sofort Susann mit dem Kinde vermißte. Von Unruhe ergriffen, trat sie durch die Hinterthür in's Freie hinaus. Edward und andere Hausgenossen, die das Kind längst zur Ruhe gebracht wähnten, folgten ihr. Der Ruf, den sie durch den Garten sandte, blieb unbeantwortet, und von den schrecklichsten Ahnungen gefoltert, flog sie Allen voraus nach der Stelle hinüber, wo sie die Vermißten zu finden hoffte.

Ein durchdringender Klageruf verkündete, daß die Laube verödet lag. Noch aber kämpfte sie gegen die schwärzesten Vorstellungen, als aus einem finsteren Winkel klägliches Aechzen zu ihren Ohren drang und ihr Sprache wie Bewegung raubte. Edward war der Erste, der bei ihr eintraf. Unterstützt von den ihm Folgenden, überzeugte er

sich, daß Susann bis zur Regungslosigkeit gefesselt dalag und durch ein zwischen die Zähne gezwängtes Tuch am Rufen gehindert worden war. Licht war schnell zur Stelle, und jetzt erst entdeckte man, daß bereits geronnenes Blut ihr Gesicht bedeckte. Aber selbst nachdem man sie von ihren Banden befreit hatte, dauerte es noch lange, bevor sie die Fähigkeit des Sprechens hinlänglich zurückgewann, um der in rasenden Seelenqualen vergehenden Mutter nothdürftig Auskunft über das Geschehene zu ertheilen.

Nach ihrer, von Jammern und Wehklagen vielfach unterbrochenen Schilderung hatte sie sich über das in einem Korbwagen schlummernde Kind hingeneigt, um es in's Haus zu tragen, als ein leises Geräusch im Eingange der Laube sie veranlaßte, sich aufzurichten. In demselben Augenblicke aber hatte ein furchtbarer Schlag mit einem schweren Gegenstand sie auf den Kopf getroffen und betäubt zu Boden geworfen. Als ihre Besinnung zurückkehrte, herrschte Finsterniß um sie her. In der qualvollen Lage unfähig zu schreien, und gewaltsam nach Athem ringend, hatte nur das baldige Erscheinen der Hilfe sie vor dem Erstickungstode durch das in die Luftröhre eindringende Blut bewahrt.

Die nächsten Nachforschungen, an denen Bianka mit der Kraft der Verzweiflung sich betheiligte, ergaben, daß von der Waldseite her zwei Männer in den Garten eingedrungen waren, während eine dritte Person auf der Außenseite der Einfriedigung sich bereit gehalten hatte, das Kind in Empfang zu nehmen. So ging aus Allem hervor, daß der Raub bedachtsam vorbereitet worden, man vielleicht schon seit Wochen auf eine günstige Gelegenheit zur Ausführung des hinterlistigen Planes gelauert hatte.

Von wem die Entführung in's Werk gesetzt worden, darüber walteten bei Bianka keine Zweifel. Durfte sie aber daraufhin der Ueberzeugung sich hingeben, daß der



Kleinen kein Schaden an Leib und Leben drohe, so fiel ihr um so schwerer auf die Seele, daß, wenn ein Wiedersehen überhaupt noch zu hoffen, es in weiter Ferne liege. Doch gerade diese Befürchtungen trugen am meisten dazu bei, daß sie, anstatt lähmender Verzweiflung anheim zu fallen, eine gewisse Fassung bewahrte und selbst an die Spitze der einzuleitenden Nachforschungen trat.

Noch in derselben Nacht wurden reitende Boten nach allen Richtungen entsendet, um beim Anbruch des Tages sofort mit dem Aufspüren der Fährten beginnen zu können. Doch so bereitwillig Jeder sich zur Verfügung stellte und mit dem Eifer tiefer Erbitterung an dem Werk sich betheiligte: zu ernsten Hoffnungen vermochte Keiner sich emporzuschwingen. Man gestand sich, daß wenn die Entführer den nächsten Fluß, der auf weite Strecken ungelichtete Urwaldung durchschnitt, zum Wege für ihre Flucht gewählt hatten, voraussichtlich alle Versuche zur Wiedererlangung des Kindes scheitern würden. Sogar das Einschreiten der Behörden wie das Erlassen von Aufrufen in Zeitungen verhießen unter solchen Bedingungen erfolglos zu bleiben.

Wochen und Monate gingen dahin, ohne daß man auf die leisesten Spuren der Verschwundenen gestoßen wäre, bis endlich der Eifer erlahmte, und fernere Schritte als nutzlos eingestellt wurden. Man neigte zu dem Glauben hin, daß der betreffende Entführer mit seinem Raube einen anderen Erdtheil aufgesucht habe. Nur das mütterliche Bangen, Sehnen und Hoffen fand kein Ende. Es wiederholten sich immer wieder die Versuche, einen Ariadnefaden zu entdecken, der endlich, wie in einem Labyrinth, an das unbeirrt im Auge behaltene Ziel führe. Wohl hielten die unablässigen Anstrengungen, denen Bianka zu solchen Zwecken sich unterwarf, den gebrochenen Körper aufrecht; allein der gemarterten Seele boten sie keine Erleichterung.

So wurden aus den Monaten Jahre, und ungelichtet blieb das Dunkel, welches den Raub des Kindes umhüllte. Mit dem sich stets erneuernden Gram der tiefgebeugten Mutter ging Hand in Hand, daß ihr Gemüth verbitterte. Wo früher Menschenfreundlichkeit ihr Sinnen und Trachten bestimmte, da trat allmälig mehr und mehr finstere Abgeschlossenheit in den Vordergrund. Scharf ausgeprägte Gleichgiltigkeit hinderte sie, nach gewohnter Weise an der Verwaltung ihres Besitzthums sich zu betheiligen. Theilnahmlos duldete sie, daß die einst das Auge entzückenden Einrichtungen der Vernachlässigung anheimfielen, die Plantage mit Allem, was zu ihr gehörte, sich gleichsam in ein Trauergewand kleidete, das einem düsteren Schatten ähnlich sie umlagerte. —

Und neun Jahre gingen dahin und unter diesen die ersten des furchtbaren Bürgerkrieges, dessen von Mord und Brand begleitete Wogen sich auch über die gesegneten Landschaften des südlichen Kentucky hinwälzten. Wohin die nördlich vordringenden Rebellenschaaren kamen, wütheten Feuer und Schwert, um bei ihrem schließlichen Zurückweichen zerstampfte Fluren, Trümmer und Aschenfelder hinter sich zurückzulassen.

Auch Bianka's Plantage war der Vernichtung anheimgefallen. Bis auf die massiven Mauern des Wohnhauses und einige Negerhütten war Alles ein Raub der Flammen geworden. Pferde und Rinder hatte man zu Kriegszwecken verwendet. Die Sklaven hatten sich beim Herannahen der Gefahr geflüchtet, und mit ihnen war Bianka verschwunden.

Wohin sie sich wendete, wußte Niemand. Kaum daß der eine oder der andere der durch den Schlachtenlärm vertriebenen Nachbarn ihrer noch beiläufig gedachte. Ob sie je wiederkehrte: wer ahnte es? Und wer konnte es berechnen, wie lange es noch dauerte, bis die verwüstete Landschaft sich wieder bevölkerte, auf den Stätten einstigen gol-

denen Friedens neues Leben dem dankbaren Erdreich entsprießen, neue Herde aus Schutt und Asche erstehen sollten. Es war eine traurige Zeit. Und dennoch: was bedeutete der Untergang der letzten Habe im Vergleich mit dem Verlust eines gewaltsam vom Mutterherzen gerissenen Lieblings? Jene konnte ersetzt werden. Dieser blieb eine blutende Wunde bis zum Brechen der Augen.

Drittes Kapitel.

Drei Jahre hatte der auf beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführte Krieg zwischen dem Norden und dem Süden gewüthet, und noch immer war kein Ende absehbar. Ueber unermeßliche Länderstrecken zerstreut und durch weite Zwischenräume von einander getrennt, errangen die verschiedenen Armeen bald hier bald dort in blutigen Kämpfen Erfolge, die auf anderen Stellen wieder verloren gingen. Abwechselnd nach der einen und der anderen Seite hinüber schwankte das Kriegsglück, und der Frühling des Jahres 1864 hatte seinen Anfang genommen, ohne daß einer der beiden mächtigen Gegner entmuthigt worden wäre oder zuversichtlich auf den endlich entscheidenden Sieg gerechnet hätte.

Wie man am Atlantischen Ocean und am Mexikanischen Golf unter Mitwirkung eisengepanzerter Flotten unablässig kämpfte, waren auch an den Missouri, den Mississippi und dessen Nebenflüsse: den Arkansas und den Texas im weiten Bogen durchschneidenden Red River Kriegstheater verlegt worden. Auf dem zuletzt genannten Gebiet standen dem umsichtigen Rebellengeneral Price die unionistischen Generale Banks und Steele gegenüber. Diese stützten sich auf eine starke Flotte kriegstüchtiger Flußdampfer, die unter dem Befehl des Admirals Porter bei hohem Wasserstande vom Mississippi aus den Red River hinaufgedampft war und jetzt die unionistischen Streitkräfte unterstützen und stromabwärts begleiten sollte.

Sie gelangte nicht weit, sondern fuhr sich infolge unerwarteten Sinkens des Wasserspiegels oberhalb der berüchtigten Stromschnellen fest. Ihre Lage wie die der beiden Korps war dadurch eine äußerst gefährdete geworden, zumal die Konföderirten die Mündung des Red River blockirten und den Unionisten die Zufuhr abschnitten. Nur noch kurze Zeit reichten die Rationen; trotzdem zögerten die Truppen, sich von der Flotte zu trennen, die, unbeweglich und daher wehrlos, entweder den Rebellen preisgegeben oder verbrannt werden mußte.

Da erschien in letzter Stunde ein einfacher Holzfäller und Flößer, Namens Bailey, und erbot sich, die Schiffe zu retten. Anfangs schüttelte man die Köpfe zu dem vorgeschlagenen abenteuerlichen Unternehmen. Nachdem er aber seine Pläne entwickelt hatte, ging der Admiral ohne Bedenken darauf ein. Es handelte sich nämlich darum, oberhalb der Schnellen Dämme quer durch den Strom zu bauen, dazu bestimmt, das Wasser bis zu einer Höhe zu stauen, die es ermöglichte, nach Durchbruch des Hauptwehrs die Schiffe dicht hinter einander von dem furchtbaren Wasserschwall über die gefährliche Stelle hinwegtragen zu lassen. Der schließliche Erfolg war kaum zu bezweifeln; allein ein Riesenwerk, zu dessen Bewältigung sonst Monate erforderlich gewesen wären, binnen wenigen Tagen herzustellen, war mehr als zweifelhaft. Doch Bailey ließ sich durch keine Einwendungen beirren. Nur die einzige Bedingung stellte er, ihm die freie Verfügung über alle nur möglichen Mittel einzuräumen.

Die betreffenden Befehle wurden ertheilt, und alsbald erhob sich ein Getöse, Krachen, Stürzen und Dröhnen, als ob ein von Wetterschlägen begleiteter Wirbelsturm mit vernichtender Gewalt losgebrochen wäre. Tausende von Männern schwangen auf beiden Ufern die Aexte, und wie durch Zauber lichtete sich der Urwald. Baum auf Baum sank

zu Boden, um alsbald sammt seinem Geäst zum Transport hergerichtet und an den Strom geschafft zu werden. Alle in erreichbarer Nachbarschaft vorhandenen Bauwerke, Sägemühlen wie Blockhütten, wurden niedergerissen, um das dadurch gewonnene Material zu dem Bau zu verwenden. Flöße und Prahme entstanden unter den regsamen Händen, dazu bestimmt, mit Gestein belastet und versenkt zu werden.

Tag und Nacht wurde unverdrossen im Wasser wie auf dem Trockenen gearbeitet. Wo Männer erlahmten, stand eine doppelte Anzahl anderer bereit, an deren Stelle zu treten. In der Begeisterung, mit der man die letzte Kraft daran setzte, den Erfolg zu sichern, verrieth sich, daß jeder Einzelne die drohende Gefahr nicht unterschätzte, der Verantwortlichkeit sich bewußt war, die auf ihm, wie auf allen Anderen lastete. Es ermuthigte zugleich die Beobachtung, daß schon am dritten Tage das Wasser unterhalb des Hauptwehrs fiel, oberhalb dagegen die schweren Dampfer sich in ihren festen Lagern zu regen begannen. Mehrte sich aber dem nur langsamen Emporwachsen der Dämme gegenüber wirklich die Zahl der Zweifler, so blieb Bailey in seinem Vertrauen auf das Gelingen des Werkes unerschütterlich. Ueberall war er zur Hand. Wo man vielleicht zagte, schöpfte man neuen Muth aus seinem Beispiel.

Doch auch die nähere und weitere Umgebung wurde nicht außer Acht gelassen. Man wußte sich einem verwegenen Heerführer gegenüber, dem zugetraut werden durfte, daß er, nachdem er Verstärkungen an sich gezogen, unter dem Schutz von Waldungen und Bodenerhebungen plötzlich wie ein Gewittersturm auf die Bedrängten hereinbrach, und war auf der Hut. Patrouillen durchstreiften das Land nach allen Richtungen.

Namentlich leisteten gute Dienste als Kundschafter die am Arkansas angesiedelten Cherokesen und Choctaws, die

sich bald nach Ausbruch des Krieges auf die Seite der Unionisten geschlagen hatten. Mitglieder anderer Stämme hielten zu den Secessionisten, und so erlebte man, daß barbarische Bräuche, die man längst vergessen glaubte, hier und da wieder zum Leben gelangten, Kriegsbeil und Skalpirmesser ihre unheimliche Rolle spielten.

Der kühne Bau des Riesenwerkes hatte bereits eine Woche gedauert, und nach Ablauf dreier weiterer Tage hoffte man mit dem Durchbrechen der Schleusen beginnen zu können, als in der Entfernung einer Tagreise östlich von dem Strom zwei von dem General Banks entsendete Kundschafter ihren Weg nördlich verfolgten. In einer trockenen Quellrinne und überdacht von dichter Waldung einherschleichend, suchten sie einen schmalen Nebenarm des Red River zu erreichen, um in dessen tief gewühltem Bett ihre Wanderung fortzusetzen.

Vorauf ging ein im kräftigsten Mannesalter stehender Choctaw-Indianer, bekannt unter dem Namen Kinta-luhsa, der schon bei vielen Gelegenheiten sich als ebenso gewandt wie zuverlässig ausgewiesen hatte. Ihm auf dem Fuße folgte der Unionskapitän Edward Evandale, ein hoch und kräftig gebauter Mann, der von den einstigen Bewohnern der heimathlichen Plantage trotz des starken braunen Bartwuchses sicher sofort als ihr junger Hausgenosse wiedererkannt worden wäre, so wenig hatten die Formen des wettergebräunten hübschen Gesichtes sich verändert. Eine gefährliche Aufgabe war es, zu der er sich, von Thatendurst getrieben, erboten hatte, indem es nicht genügte, über die Stellung der feindlichen Streitkräfte Gewißheit zu erlangen, sondern sich auch über deren in nächster Zeit geplante Bewegungen zu unterrichten. Was aber einer stärkeren Patrouille nicht möglich gewesen wäre, auch nicht dem verschlagensten Eingeborenen auf Grund des mangelhaften Verständnisses der englischen Sprache, das hoffte er,

berathen durch den scharfsinnigen braunen Jäger, am sichersten allein zu erreichen.

Die Sonne näherte sich der westlichen Waldung, als die beiden Gefährten vor dem gesuchten Flußbett eintrafen. Bevor sie hinabstiegen, prüfte Kinta-luhsa argwöhnisch die Spuren, die er zwei Tage früher, als er nach Entdeckung einer vorgeschobenen Feldwache den Rückweg nach dem Red River antrat, dort ausgeprägt hatte. Damals begleiteten ihn zwei junge Männer seines Stammes, die sich aber von ihm trennten, um die Bewegungen der Feinde zu überwachen.

Wie er sich überzeugte, waren seine Fährten von keinem anderen Fuß berührt worden, ein sicherer Beweis, daß die gegnerischen Kundschafter die Rinne übersehen oder nicht beachtet hatten. Dagegen lenkte er Edward's Aufmerksamkeit auf einen Haselschößling gerade in der Mündung, dessen hervorragendste Spitze so eingeknickt war, daß das Bruchende stromabwärts wies.

„Wir werden die Burschen finden," bemerkte er zuversichtlich; „eine Strecke stromaufwärts halten sie sich verborgen." Auf eine sich nur wenig auszeichnende Rauchwolke zeigend, die, von ihrem höheren Standpunkte aus sichtbar, in der Entfernung einer halben englischen Meile nebelartig oberhalb der im ersten Grün prangenden Baumwipfel in der stillen Atmosphäre hing, fügte er hinzu: „Der Trupp lagert noch auf derselben Stelle. Anderthalb Dutzend müssen es sein. Sie sind mißtrauisch. Tag und Nacht streifen sie umher. Sie fürchten die Nähe der Unionisten. Aber ihre Augen sind die eines Maulwurfs. Der Whisky trübt sie. Sie verstehen nicht, eine Fährte festzuhalten."

Er neigte sich über den Uferabhang. Von dem Punkte aus, wo er stand, betrug es gegen dreißig Fuß bis zu dem Flüßchen hinunter, das, zur Zeit nur wenig Wasser führend, kaum den dritten Theil der Schluchtsohle bedeckte. Strom-

kungen an sich zieht und einen Schlag vorbereitet. Ich befinde mich nämlich mit meiner Tochter auf der Flucht vor den Rebellenabtheilungen, die das Land durchkreuzen und mehrfach mein stilles ländliches Heim gefährdeten. Außer einigen Lebensmitteln haben wir kaum mehr als das nackte Leben gerettet. Es lag also die dringendste Veranlassung vor, anstatt über die Zwecke der feindlichen Haufen mich zu unterrichten, ihnen weit aus dem Wege zu gehen. Seit einer Woche irren wir umher, immer wieder durch Rebellenpatrouillen zu Umwegen oder längerem Verweilen in einem Versteck gezwungen. Hoffte ich aber gestern, die größten Gefahren hinter uns gelegt zu haben, so mußte ich heute erfahren, daß gerade in dieser Gegend zu jeder Stunde ein böses Verhängniß auf uns hereinbrechen kann."

„Haben die Secessionisten besondere Gründe, auf Sie zu fahnden?" fragte Edward zweifelnd.

Der Fremde wurde unruhig. „Das nicht," antwortete er nach kurzem Sinnen mit einer gewissen Zurückhaltung, „wer aber könnte sich rühmen, vor ihren Mißhandlungen bewahrt zu bleiben, wenn man einen Unionisten in ihm argwöhnt? Ich denke mit Grauen an einen gewissen Vaughan, den Kommandeur einer weiter zurückliegenden Abtheilung, der mich auf meinem Landsitz nicht nur belästigte, sondern auch schwer bedrohte. Ein wahrer Teufel in Menschengestalt ist er, der keine größere Befriedigung kennt, als auf den bloßen Verdacht der Spionage hin Leute hängen und füsiliren zu lassen. Wie so mancher Andere, würde auch ich meinem Schicksal nicht entgehen, geriethe ich in seine Hände. O, ich kenne ihn, kenne ihn," fügte er erbittert hinzu, und wie in Besorgniß, zuviel gesagt zu haben, gab er seinen Mittheilungen eine andere Wendung: „Wäre an mir selber nicht viel gelegen, so frage ich, welchem fürchterlichen Loose fiele meine Tochter

anheim, stände sie inmitten des von Feinden überschwemmten Landes allein und hilflos da?“

Theilnahmvoll sah Edward auf den sichtbar schwer bedrückten Fremden nieder. War seine Furcht vor den Rebellen unter den obwaltenden Verhältnissen erklärlich, so erschien ihm andererseits räthselhaft, daß er zur Flucht den Weg mitten zwischen den zerstreuten Truppenabtheilungen hindurch wählte. Er errieth, daß seinem Verfahren wie der Verkleidung ein Geheimniß zu Grunde lag, welches zu offenbaren er fürchtete, vermied aber, weiter in ihn zu dringen, und beschränkte sich auf die Frage nach seinem Ziel. Als nächstes nannte der Fremde den Red River; von dort aus gedenke er vielleicht unter dem Schutze der Unionisten den Mississippi oder die Meeresküste zu erreichen. Er knüpfte daran die Bitte, Edward auf seinem Rückwege begleiten zu dürfen. Gern willigte dieser ein, gab aber zu bedenken, daß er unter solchen Bedingungen gezwungen sein könne, einen oder mehrere Tage in seinem Versteck auszuharren.

Die Sonne war um diese Zeit so tief hinabgesunken, daß sie die höchsten Spitzen der Baumwipfel berührte. Der Choctaw trieb zur Eile. Eine kurze Verabredung traf er noch mit dem Fremden, dann trennten sie sich von einander. Ersterer entfernte sich in der Rinne aufwärts, wogegen Edward und sein brauner Führer an das Flußbett zurück schlichen und in dasselbe hinabstiegen.

Während sie, unablässig scharf um sich lauschend, ihren Weg stromaufwärts an dem seicht rieselnden Gewässer hin verfolgten, behielt Kinta-luhsa die Uferabhänge fortgesetzt im Auge. Sie senkten sich allmälig bis zu einer Höhe von achtzehn bis zwanzig Fuß und waren von den dort zeitweise einherstürzenden Fluthen so tief unterwühlt worden, daß mit den entblößten Wurzeln noch stehender Bäume die zähe Grasnarbe sammt daran haftendem Erd-

reich als eine Art Bedachung sich dem Fluß zuneigte. Vor einer dieser Aushöhlungen blieb der Choctaw stehen. Sinnend betrachtete er das Wurzel- und Fasergewebe, das gemeinschaftlich mit angeschwemmten Gräsern und Reisern vorhangähnlich den Eingang verschleierte. Gegen zehn Fuß oberhalb der Schluchtsohle liegend, ragte die Höhle mehrere Schritte in die Erdwand hinein. Das Wurzelende eines vor Jahren seines Haltes beraubten niedergebrochenen Baumes bildete gewissermaßen eine Schutzwehr vor der Oeffnung. Mit den verwitterten rindenlosen Aesten sich in dem Flußbett stützend, ermöglichte er es, ohne auffällige Spuren in das Versteck hinein zu gelangen.

Wiederum lenkte der Choctaw die Blicke des Gefährten auf eine durch Einknicken eines Wurzelendes hergestelltes Zeichen und bemerkte: „Wir hätten sie schon sehen müssen, wären sie nicht gehindert worden. Hoffentlich geriethen sie nicht in die Gewalt der Südlichen. Ein brauner Mann, dem sie nicht trauen, gilt ihnen nicht mehr, als ein Opossum. Sie schlagen ihn todt."

Sie setzten sich wieder in Bewegung und schlichen mit erhöhter Vorsicht bis zu dem nächsten, durch eine Biegung des Flüßchens entstandenen Vorsprung. Behutsam um ihn herumlugend, reichten ihre Blicke bis zu der Stelle, wo die Schlucht aus ihrer Hauptrichtung scharf abbog, und auf der Innenseite des Winkels das Ufer als eine Art Kap mit schroffen Wänden in das Flußbett hineinragte.

(Fortsetzung folgt.)



An der Grenze.

Erzählung von **D. v. Lychdorff.**

Mit Illustrationen von A. Kircher.

(Nachdruck verboten.)

1.

Unweit des Kurortes Rohitsch-Sauerbrunn in Südsteiermark liegt die Zollstation Voglajen. Dieselbe bestand im Jahre 1847 aus nur wenigen Häusern. Die Straße von Steiermark nach Ungarn führte über den Jarizbach, knapp vor der Brücke erhob sich die Zollschranke, standen die schwarzgelben Grenzpfähle, während vom jenseitigen Ufer die weiß-roth-grün gestrichenen Schranken herüberleuchteten.

Der Amtsvorstand dieser Station war ein noch junger Mann, Heinrich v. Splügen, der Sohn eines österreichischen Offiziers. Heinrich hatte die Kameralwissenschaften studirt und seine Prüfungen mit gutem Erfolge abgelegt; da es ihm aber gänzlich an jeder Protektion mangelte, er auch die Mittel nicht besaß, sich bei einem Kameralamt durch eine oft viele Jahre währende unentgeldliche Praktikanten-Dienstzeit zu erhalten, so mußte er mit einem kleinen, ziemlich aussichtslosen Posten vorlieb nehmen, der gerade so viel an Gehalt abwarf, daß man nothdürftig davon leben konnte.

Sein Herz gehörte nicht den Kameralwissenschaften; er hatte das Soldatenblut seines Vaters geerbt, und wenn

er so in seiner kleinen, niederen Amtsstube am Schreibtisch saß und die Zollrechnungen prüfte oder die Pässe visirte, fühlte er sich meist tief unglücklich.

Sein Vater hatte ihn zum Beamten bestimmt, da die militärische Laufbahn keine Aussicht bot. Die dreißigjährige Friedenszeit, die den napoleonischen Kriegen folgte, brachte keine Beförderungen, es gab Lieutenants mit vierundzwanzigjähriger Dienstzeit, und wer es bis zum Hauptmann oder Rittmeister gebracht hatte, wurde schon als ein ganz besonderes Glückskind angesehen. Der kleine Heinrich wuchs in der Schwadron auf, in welcher sein Vater diente, er war der Liebling der gemeinen Dragoner und das besondere Schoßkind des brummigen und bärbeißigen Wachtmeisters. Dieser hatte es sich in den Kopf gesetzt, aus dem Jungen einen Reiteroffizier heranzubilden, wie die gesammte Kavallerie Oesterreich's keinen zweiten aufzuweisen habe, bei dem gewandten Knaben fand er auch das vollste Entgegenkommen, schon mit zwölf Jahren konnte der kleine Splügen als fertiger Reiter gelten.

Allen diesen schönen Träumen bereitete der Vater ein jähes Ende. Heinrich wurde in die Stadt gethan, bezog im Laufe der Zeit die Universität und wurde endlich Zoll- und Paßamts-Vorstand an der ungarischen Grenze am Jarizbach.

Der einzige Verkehr, den Splügen hatte, war der Apotheker des Ortes, der zugleich Arzt, Barbier, Krämer und Oekonom war. Zu dem kam Heinrich manchmal in's Haus, aber er fand dort kein Verständniß. Ogrisegg, oder, wie er sich lieber nennen hörte, Doktor Ogrisegg, hatte nur Sinn für Gelderwerb, was darüber hinausging, bezeichnete er als leere Alfanzereien, in seinen Augen hatte nur ein praktischer Mann einen Werth, und Herr v. Splügen war ihm der Inbegriff eines unpraktischen Menschen.

Im Sommer machte Heinrich weite Ausflüge in's

slovenische Land. Nach Ungarn kam er nie hinüber, obwohl die Grenze durch einen Steinwurf zu erreichen war, er haßte die Paßplackereien. Ungarn suchte damals seine Selbstständigkeit durch ein verschärftes Paßwesen zu betonen, und obgleich Heinrich's Amtskollege von jenseits des Jarizbaches ihn recht wohl kannte, wußte er doch nur zu gut, daß ihm auch nicht ein Titelchen all' der Scherereien geschenkt werden würde. Der Apotheker lieh ihm zeitweise seinen Gaul, und da er vom Vater ererbtes Sattelzeug besaß, so vergaß er auf dem Rücken des Pferdes hin und wieder sein momentanes Elend.

So kam der Winter in's Land. Der Kurort Sauerbrunn rüstete sich zur Veranstaltung des alljährlich am Dreikönigstage stattfindenden großen Balles. Die Badeverwaltung gab zu diesem Zweck den von den Landständen neuerbauten Saal her, die Wandelbahn wurde in kleine Räume abgetheilt, woraus Rauch- und Spielzimmer gemacht wurden, kurz, die sonst sehr einfachen Lokalitäten repräsentirten sich im Kerzenglanz ganz vortrefflich.

Heinrich hatte keine Lust, sich an dieser Festlichkeit zu betheiligen. Er war gerade über Welden's „Geschichte der Taktik" gerathen und hatte sich ganz vertieft in dieses Werk. Der Apotheker aber redete ihm zu, doch mit nach Sauerbrunn zu kommen. Wenn er sich auch nicht am Tanze betheiligen wolle, so werde ihn das Fest doch einigermaßen zerstreuen, und so ließ sich Heinrich überreden, den Ball mitzumachen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien er im Apothekerhaus. Wie aber hatte er sich verändert! Der Frack ließ seine schöne Figur prächtig zur Geltung kommen, und wie der junge Mann jetzt vor dem Apotheker stand und sich vor Fräulein Amalia, der Tochter des Hauses, verneigte, konnte er jedem vornehmen Salon zur Zierde gereichen.

Der Schlitten führte die kleine Gesellschaft im Fluge nach Sauerbrunn. Der Tanz hatte bereits begonnen. Niemand beachtete die Neuangekommenen sonderlich. In einem Anfalle von Mitleid bat Heinrich die Apothekerstochter um eine Polonaise, die sie ihm freundlich zusagte. Da jedoch noch eine Reihe von Rundtänzen dazwischen lag, so hatte er Zeit und Gelegenheit genug, das anwesende Publikum zu mustern.

Eine unsichtbare, aber trotzdem sehr solide Scheidewand ging mitten durch den Saal, oder besser gesagt, schnitt eine Ecke des Saales ab. Diese kleine bescheidene Ecke gehörte der bürgerlichen Gesellschaft, die den Ball veranstaltet hatte und für die Kosten aufkommen mußte; die anderen Zweidrittel nahm die eingeladene Aristokratie für sich in Anspruch. In zahlreichen Schlitten waren die Magnaten mit ihren Frauen und Töchtern aus Ungarn und Kroatien herübergekommen. Die Herrschaften hatten für die bürgerliche Gesellschaft keinen Blick, tanzten und unterhielten sich nur untereinander, mit einem Worte, sie thaten so, als sei außer ihnen Niemand im Saale anwesend. Der bürgerlichen Gesellschaft aber fiel es auch nicht im Traume ein, diese Schranke durchbrechen zu wollen. Seit Menschengedenken war der Dreikönigsball in Sauerbrunn so wie heute verlaufen, und es war gar nicht einzusehen, warum es auf einmal anders sein sollte.

Splügen kam diese bürgerliche Gesellschaft unsagbar lächerlich vor. Mit kritischem Blicke bemerkte er, wie die Frauen sich bemühten, in Stellung und Bewegung die aristokratischen Damen nachzuahmen; wie die jungen Leute alle Anstrengungen machten, um jene Gewandtheit zu kopiren, wodurch die Kavaliere sich so vortheilhaft auszeichneten. Heinrich fühlte recht deutlich, daß er zur vornehmen Gesellschaft gehöre, seine untergeordnete Stellung verwies ihn aber gebieterisch in die bürgerliche Ecke. Ein heim-

licher Groll nagte an ihm, er ärgerte sich, daß er sich hatte überreden lassen, den Ball mitzumachen, der ihm für seinen Stolz nur eine bittere Demüthigung brachte.

Die Klänge der Polonaise weckten ihn aus seinen Träumereien. Er eilte zu seiner Tänzerin, die ihn mit Ungeduld erwartet, verneigte sich vor ihr mit dem vollen Anstand und der Sicherheit eines Weltmannes, bot ihr den Arm und trat mit ihr in die Reihe. Die Polonaise verlief bis zum Schluß ohne Störung, als aber der Arrangeur eine Promenade kommandirte, trat ein anderer Herr vor und verstellte Splügen und seiner Tänzerin den Weg.

Splügen, seine Dame noch immer am Arm, wandte sich zu dem Herrn und machte ihn darauf aufmerksam, daß die Tour jetzt nicht an ihm sei, und daß er wieder in seine Reihe zurücktreten möge. Mit erstauntem Blick hörte ihn sein Gegenüber an, drehte ihm dann, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, den Rücken, reichte seiner Dame den Arm und schwebte mit ihr davon, dem verblüfften Splügen das Nachsehen überlassend.

Fräulein Amalia hatte mit Zittern am Arm ihres Tänzers gehangen, dessen eben noch blühende Gesichtsfarbe kreideweiß geworden war.

„Um Gottes willen Herr v. Splügen," sagte sie jetzt, „was für eine entsetzliche Taktlosigkeit haben Sie begangen! Nein, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet! Das war der Graf Mogoshäzy, der reichste Magnat jenseits der Grenze, er tanzt mit der Gräfin Radovsavljevič, schauen Sie nur, wie sich die Dame nach uns umschaut — nein, Herr v. Splügen, ich möchte am liebsten in die Erde versinken."

Splügen erwiederte kein Wort. Er führte das Mädchen zu ihren Eltern, durch eine stumme Verbeugung verabschiedete er sich von seinen Nachbarn.

Der Apotheker, der von seinem Sitze aus den kleinen

Zwischenfall gleichfalls bemerkt hatte, sandte ihm einen giftigen Blick nach. „Was hat's denn gegeben, Amalia?“ frug er seine Tochter. „Ich glaube gar, der aufgeblasene Laffe, der unpraktische Mensch, war keck gegen den Grafen? Hättest ihn sollen gleich stehen lassen, da hätten die Herrschaften wenigstens gesehen, daß Du Bildung hast, daß wir eine gute Familie sind, die weiß, was sich gehört.“

„Ich habe ohnehin dagegen gesprochen, ihn hierher mitzunehmen,“ mischte sich die Mutter in's Gespräch. „Ich habe den Menschen mit seinem vornehmthuenden Wesen nie leiden mögen, aber unser Vater hat im Ballsaal mit ihm großthun wollen, das hat sich aber gerächt, und ich will nur wünschen, daß die gräfliche Familie es uns nicht entgelten lassen wird.“

„Wer ist denn eigentlich dieser junge Herr?“ frug eine theilnehmende Nachbarin. „Er schaut aus wie ein Kavalier, und der Neid muß es ihm lassen, er ist ein bildhübscher Mensch, man kann ihn von unseren Herrschaften gar nicht unterscheiden.“

„Wer er ist,“ entgegnete Frau Ogrisegg, „kann ich Ihnen sagen. Ein armer Hungerleider ist er, den wir heute aus Mitleid hierher auf den Ball gebracht haben, aber nie wieder gebe ich mich zu so einem Experiment her!“

Während über Herrn v. Splügen in dieser Weise abgeurtheilt wurde, ging derselbe quer durch den Saal, sein Auge suchte den Grafen. Dieser stand heiter plaudernd in einem Kreis von jungen Damen, keine Spur von Erregung war an ihm sichtbar, er hatte offenbar den kleinen Auftritt von vorhin gänzlich vergessen. Splügen beobachtete den Grafen von einer Ecke des Saales aus; er war eine hochgewachsene, aristokratische Erscheinung mit etwas verlebten, aber geistreichen Zügen, das Haar am Scheitel war spärlich, an den Schläfen schon stark ergraut, der

Graf mochte immerhin die Fünfzig schon überschritten haben.

Die einfallende Tanzmusik rief die Paare in den Kreis, der Graf, der offenbar nur eine Pflichtpolonaise getanzt hatte, klemmte das Monocle in's Auge und sah den dahinschwebenden Mädchen mit heiterem Blicke nach. Diesen Moment benützte Splügen, trat an den Grafen heran, verbeugte sich flüchtig und sagte:

„Graf Mogoshäzy haben meine frühere Anfrage keiner Antwort gewürdigt. Darf ich jetzt um die Erklärung bitten, mit welchem Rechte Sie mir in der Polonaise vorgetreten sind? Mein Name ist Heinrich v. Splügen."

Der Graf verwandte keinen Blick von den Tanzenden, er lächelte in sich hinein, kurz, er betrug sich, als gebe es gar keinen Herrn v. Splügen auf der Welt.

In Heinrich's Innerem kochte es. Seine Stimme klang metallhart, als er dem Grafen noch einmal seine Anfrage wiederholte.

Nun wurde Mogoshäzy aufmerksam. Er betrachtete den Sprecher, aus dessen Antlitz jeder Blutstropfen gewichen war, mit kalten Blicken und sagte: „Möglich, daß ich Ihnen früher in der Polonaise vorgetreten bin. Was Sie aber darüber für weitere Erklärungen wünschen, begreife ich nicht."

„Sie werden mich vielleicht besser begreifen, Graf Mogoshäzy, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich durch Ihr Benehmen verletzt fühle, und daß ich für die mir angethane Beleidigung Genugthuung verlange."

„Herr!" entgegnete der Graf. „Bisher war mir die Sache spaßhaft, nun treiben Sie den Scherz zu weit. Wenn ich jedem Federfuchser Erklärungen geben sollte über mein Thun und Lassen, da wäre ich überangestrengt. Lassen Sie es sich damit genügen, und wenn Sie sonst noch etwas wünschen sollten, so wenden Sie sich an meinen

Verwalter, das ist jener dicke Herr dort, der mit der Apothekerstochter tanzt."

„Ist das Ihr letztes Wort, Graf Mogosházy?" frug Splügen mit vor Erregung zitternder Stimme.

„Gewiß ist es mein letztes Wort. Jeder an seinem Platze, und Jedem das Seine. Ich an der Magnatentafel, und Sie, junger Herr, an der Zollschranke!"

Splügen sah dem langsam Davonschreitenden mit zornfunkelnden Augen nach.

So leise sich auch die ganze Sache abgespielt hatte, der Wortwechsel war doch von mehreren Seiten bemerkt worden. Splügen war eine neue Erscheinung in Sauerbrunn, die bürgerlichen Kreise wußten nicht recht, wohin er einzutheilen sei; die Aristokraten, die sich untereinander Alle kannten und denen auch die Bürgerkreise nicht fremd waren, nahmen erst Notiz von seiner Person, als sie ihn so nachdrücklich mit dem Grafen Mogosházy sprechen sahen.

„Was hat's denn gegeben, Geyza, hast Du Streit gehabt mit dem jungen Menschen, der dort an der Säule wie angewurzelt steht und Dich mit glühenden Blicken verfolgt?" so frug ein alter Magnat den Grafen.

„Streit?" entgegnete dieser, „Streit habe ich mit diesem Burschen nicht gehabt, ich habe ihm einfach seinen Standpunkt klar gemacht, das ist Alles."

„Du hättest das nicht thun sollen," erwiederte der alte Herr. „Du weißt, Geyza, wie jetzt die Verhältnisse liegen, mit welchem Mißtrauen wir von der Regierung beobachtet werden. Vielleicht ist der Mensch ein politischer Agent, einer aus der Bande des Freiherrn v. Bruneck, der uns am liebsten Alle in den Kerkern des Spielbergs sehen möchte."

„Da kann ich Dich beruhigen, lieber Alter. Der junge Herr ist Zollbeamter und seit ungefähr drei Monaten in Voglajen im Amte. Ich habe mich wohl unterrichtet, was

für eine Persönlichkeit von Wien aus an unsere Zoll-schranken gesetzt wird; die lange Stange dort ist gänzlich harmloser Natur, wenn ich ihn recht verstanden habe, so hat er mich mit einer Herausforderung beehrt, das thut sonst wohl kein politischer Agent."

„Hast Du die Forderung angenommen?"

„Wo denkst Du hin! Ich habe jetzt Wichtigeres zu thun, als mich mit einem jungen Laffen herumzuschießen, ich habe ihn kurz ablaufen lassen, und glaube, daß damit die Sache erledigt ist."

„Ich wollte in Deinem und unserer Aller Interesse wünschen, daß sie es wäre! Nur jetzt, in dieser Zeit Ruhe und Besonnenheit! Du bist trotz Deiner Jahre immer noch zu heißblütig, es bleibt zu überlegen, ob man dem jungen Mann nicht doch seinen Willen erfüllen soll."

„Wie Du glaubst; ich überlasse es Dir und Deinem Takte, die Angelegenheit zu schlichten, und bin im voraus einverstanden mit allen Deinen Verfügungen."

Die Herren schüttelten sich die Hände, der Magnat suchte Splügen im ganzen Saale, in den Rauch- und Spielzimmern — vergeblich! Heinrich war, ohne sich von Jemand zu verabschieden, verschwunden.

2.

In seinen Ueberrock gehüllt, den Cylinder tief in die Stirne gedrückt, schritt Splügen auf der beschneiten Straße rüstig einher. Es war bitter kalt, die Sterne funkelten am Himmel, der Schnee knarrte unter seinen Tritten, er aber fühlte die Kälte nicht, in seinem Innern siedete das Blut. Er hatte einen weiten Weg vor sich, die Zollstation wollte er unter allen Umständen vor Schluß des Balles noch erreichen. Sein stählerner Wille ließ ihn keine Er-müdung empfinden, knapp vor der Grenzstation klingelte

der erste Schlitten mit heimkehrenden Ballgästen an ihm vorüber.

Splügen verdoppelte seine Eile, er erreichte das kleine Mauthhäuschen, stieß rasch die Thür auf und ließ mit den vor Frost erstarrten Händen, die noch in den Ballhandschuhen staken, den Schlagbaum fallen. Erst als die Feder eingesprungen war, athmete er tief auf.

In fieberhafter Eile vertauschte er den Frack mit dem Dienstrock, stülpte die Mütze auf, entzündete die kleine Handlaterne und begab sich auf seinen Beobachtungsposten, den alten Mauthner, der sich gähnend und schlaftrunken aus seinem Polsterstuhl erhob, bedeutend, daß er sich ruhig wieder schlafen legen möge.

Splügen mochte noch keine zehn Minuten am Fenster gewartet haben, als der zweite Schlitten kam, und der Kutscher um Oeffnung des Mauthschrankens rief.

„Wer ist vor Euch hier durchgefahren?" frug Splügen den Kutscher. Dieser entgegnete, es sei der Schlitten des Herrn v. Trascocy gewesen, der ihn bei St. Margarethen überholt habe. Heinrich leuchtete in das Innere des Gefährtes, eine ihm ganz fremde Gesellschaft, in Pelze und Tücher vermummt, sah ihn mit schlaftrunkenen Augen erstaunt an. Er warf die Thür in's Schloß, der Schlagbaum erhob sich, und der Schlitten klingelte weiter in's weite Ungarland hinein.

Drei, vier, fünf Fuhrwerke folgten. Mit peinlicher Gewissenhaftigkeit überzeugte sich Splügen, wer die Insassen waren, unverdrossen öffnete er den Schlagbaum und ließ ihn wieder fallen. Jetzt war er seiner Rache sicher!

Spät nach Mitternacht kam endlich der ersehnte Schlitten. Als Heinrich seine Laterne hinein hielt, erkannte er den Grafen Mogosházy, neben dem noch eine ganz in Pelze und Shawls vermummte Gestalt saß.

Der Graf frug mit scharfer Stimme, was es hier gebe

und warum nicht weiter gefahren werde? Der Kutscher Imre wandte sich vom Bock zu seiner Herrschaft und erklärte die Ursache seines Stillstandes. Der Schlagbaum sei herabgelassen.

Splügen gab der Laterne in seiner Hand eine leichte Drehung, so, daß er von ihren Strahlen scharf beleuchtet wurde. Der Graf erkannte sofort seinen Widersacher, und damit kam ihm das Bewußtsein recht lebhaft vor die Seele, daß er sich in einer sehr unangenehmen Lage befinde.

„Darf ich um die Pässe bitten, damit ich das dienstliche Visum darauf vermerken kann?“ sagte Splügen. „Die Herrschaften wissen ohne Zweifel, daß Sie nach den Bestimmungen des Paragraphen 362 die österreichische Zollgrenze ohne amtliche Reisedokumente nicht überschreiten dürfen?“

„Der Teufel hole Ihr Visum, Herr, und Ihren Paragraph 362. Sie werden doch nicht glauben, daß ich mit einem Paß zum Balle fahre?“ rief der Graf.

„Ich bedaure,“ entgegnete Splügen, „aber durch Ihre Worte zwingen Sie mich, die ganze Strenge des Gesetzes gegen Sie in Anwendung zu bringen. Im Namen des Kaisers erkläre ich Sie für verhaftet!“

„Herr, das geht über den Scherz! Ich weiß, daß Sie mich recht wohl kennen, öffnen Sie augenblicklich den Schlagbaum, oder ich gebrauche Gewalt und werde mir die Durchfahrt zu erzwingen wissen!“

„Sie geben sich da einer argen Täuschung hin, mein Herr! Ich fordere Sie und Ihren Begleiter noch einmal im Namen des Kaisers auf, den Schlitten augenblicklich zu verlassen. Wenn Sie dieser Aufforderung nicht Folge leisten, so lasse ich durch meine Grenzjäger Ihre Pferde erschießen. Sie sind verhaftet, und ein Fluchtversuch könnte Ihnen das Leben kosten!“

„Um Gottes willen, Vater was geschieht denn hier? Der Mensch wird Dich doch nicht einsperren wollen, Du hast ja nichts gethan, hundertmal sind wir schon anstandslos über die Grenze gefahren.“

Aus der Pelzvermummung schälte sich unter diesen Worten eine schlanke, zarte Mädchengestalt, die sich ängstlich an den Arm des Grafen klammerte.

„Wir müssen aussteigen, Illona, ich bin verhaftet, und wo ich die Nacht verbringen werde, das wird von diesem Herrn hier abhängen, der an mir jetzt eine ganz unwürdige Rache nimmt,“ sagte der Graf mit verbissenem Ingrimm und verließ mit seiner Begleiterin den Schlitten.

„Von einer unwürdigen Rache kann nicht die Rede sein,“ entgegnete Heinrich. „Sie selbst haben mich an die Zollschranke verwiesen. Warum wundern Sie sich, mich hier zu sehen, warum machen Sie mir jetzt aus dem einen Vorwurf, was Sie eine Stunde vorher als meine Pflicht bezeichneten?“

Illona sah den Sprecher mit ihren großen, schwarzen Augen erschreckt an. Heinrich stand hochaufgerichtet dem Grafen gegenüber, er hatte die Dienstmütze abgenommen und die langsam fallenden Schneeflocken verfingen sich in seinen Haaren und glänzten dort wie Diamanten. Ein Zug harter Entschlossenheit lag um seinen fest zugepreßten Mund, das Auge sprühte, und eine dicke Ader trat auf seiner Stirne hervor. Die mänliche, kraftvolle Erscheinung verfehlte ihren Eindruck auf die Komtesse nicht, die, kaum der Pension entwachsen, das Köpfchen noch voll romantischer Ideen hatte.

„Mein Herr,“ wandte sie sich an Heinrich, „mein Herr, Papa und ich sind in Ihrer Gewalt; sollten Sie nicht ritterlich genug sein, davon keinen Gebrauch zu machen? Ich bitte Sie herzlich darum.“

Erst jetzt wurde Splügen die junge Dame gewahr.

Sie hatte während des Sprechens die Hände gegen ihn erhoben, so daß der schwere Pelzmantel ihr von den Schultern glitt. Mitten im tiefen Schnee stand sie in Balltoilette mit entblößten Schultern und Armen, in dünnen, feinen Atlaßschuhen.*)

Splügen starrte die reizende Erscheinung an, die ihm wie aus einer anderen Welt erschien. Er bückte sich nach dem Mantel, legte ihn dem Mädchen um die Schultern, öffnete die Wagenthüre, und bat sie und ihren Vater, wieder einzusteigen.

„Der Herr Graf hat mich beleidigt und mir Genugthuung verweigert," sagte er. „Ich werde die Beleidigung um Ihretwillen vergessen, und es wird für mich stets eine schmerzliche Erinnerung bleiben, Ihnen, Komtesse, eine unangenehme Minute bereitet zu haben. Sie sind frei, geben Sie Befehl zum Weiterfahren."

Die Herrschaften waren eingestiegen, Heinrich fühlte einen leichten Druck der Hand, als er der Komtesse in den Schlitten half. Wie ein Feuerstrom durchdrang ihn derselbe, er benützte die Dunkelheit, um die zarte Hand an die Lippen zu ziehen.

Der Graf beugte sich noch einmal aus dem Fenster und sagte zu Splügen: „Ein Dienst ist des anderen werth; hören Sie also, junger Mann, was ich Ihnen in Ihrem eigenen Interesse noch mitzutheilen habe. Dort, wo die weiß-roth-grünen Grenzpfähle stehen, beginnt meine Herrschaft. Dort bin ich Gerichtsherr, Richter und Kläger in einer Person. Hüten Sie sich, je diese Grenze zu überschreiten, hüten Sie sich, mir auf meinem Grund und Boden in die Hände zu fallen. Sie kennen die ungarische Justiz noch nicht, Ihnen wird kein Engel zur Seite stehen, wie heute mir!"

*) Siehe das Titelbild.

Die Pferde legten sich in die Stränge, ein leichter Zuruf des Kutschers, und das Gefährt flog über die glatte Bahn dahin, in der Dunkelheit verschwindend.

Heinrich stand noch lange auf derselben Stelle und sah dem Schlitten nach. Die schöne Komtesse hatte auf sein jugendliches Herz einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht.

Diese Nacht kam kein Schlaf in seine Augen, unruhig wälzte er sich auf seinem Lager hin und her, endlich schloß ein fieberhafter Schlummer seine müden Lider, und als er am späten Vormittag erwachte, fühlte er sich weder gekräftigt noch gestärkt.

Mißmuthig, uneins mit sich selber, trat er in seine Amtsstube. Die niedere, rauchgeschwärzte Decke des Zimmers wollte ihn schier erdrücken, der tintenbespritzte Schreibtisch mit den aufgehäuften Akten, die verschiedenen, an den Wänden aufgeklebten Verordnungen auf vergilbtem, an den Rändern zerrissenem Papier schienen ihn zu verhöhnen. Er stützte den Kopf in die Hände, und ein paar schwere Thränen entquollen seinen Augen.

3.

Der Sommer war in's Land gekommen, die Wiesen und Felder grünten und blühten, aber je fröhlicher im Freien die Vögel sangen und zwitscherten, desto mehr verdüsterte sich das Gemüth Splügen's. Er hatte auch den Umgang mit dem Apotheker abgebrochen und lebte nun so vereinsamt, wie seinerzeit Robinson auf dem Felsenriff im stillen Ozean. Seine einzige Erholung waren Spaziergänge längs des Jarizbaches. Im Wachen und Träumen sah er die schöne Illona vor sich, immer wieder fühlte er den Druck ihrer zarten Hand, sah er die tiefschwarzen Augen flehend auf sich gerichtet. Er hatte keinen Freund, in dessen verschwiegenen Busen er seine Empfindungen

hätte ausschütten können, und so schlug die sorgsam gepflegte Leidenschaft immer tiefere und tiefere Wurzeln in seinem Herzen.

Anfänglich hatte er sich mit der Hoffnung getragen, die Gräfin einmal am jenseitigen Ufer des Jarizbaches zu sehen. Dort aber führte kein gebahnter Weg; die Weide, auf welcher sich die zahllosen Rinder des Grafen herum trieben, reichte bis an den Bach, und seine Vernunft sagte ihm, daß die junge Dame unmöglich mitten durch die Heerde ihre Spaziergänge wählen dürfte.

So hatte er auch diese Hoffnung zu Grabe getragen. Eine tiefe Melancholie bemächtigte sich seiner; die Amtsgeschäfte vernachlässigte er immer mehr und mehr, und wenn eine dienstliche Rüge kam, so berührte ihn dieselbe kaum mehr, als würde sie eine ihm völlig fremde Person betreffen.

Sein Herz wandte er den Thieren zu. Mit dem alten Hofhund, der vor dem Zollhause seine Hütte hatte, stand er im freundschaftlichsten Verkehr. Er nahm ihn auf seinen einsamen Spaziergängen mit, dem Thiere, welches die große Tugend des geduldigen Anhörens und unverbrüchlichen Schweigens hatte, schüttete er sein ganzes Herz aus.

Eines Nachmittags war Heinrich wieder längs des Jarizbaches spazieren gegangen. Der alte Sultan sprang lustig bellend vor ihm her, Splügen schritt tapfer aus, er hatte das Bedürfniß nach körperlicher Ermüdung. Da er nicht um sich blickte, so merkte er nicht, daß ihn in angemessener Entfernung am jenseitigen Ufer vier Hirten begleiteten, die jede seiner Bewegungen beobachteten. Der Graf hatte einen Preis von hundert Gulden für die Habhaftwerdung des Amtsvorstandes von Boglajen auf ungarischem Gebiete ausgesetzt, eine Summe, welche für die armen Hirten ein Vermögen bedeutete. Seit dem

Dreikönigstage wurde Heinrich ununterbrochen beobachtet, ohne daß er auch nur eine Ahnung davon hatte.

Achtlos, in seine Gedanken versunken, zeitweise mit dem Hunde sprechend, schritt Splügen dahin. Für Sultan galt das Verbot des Betretens der ungarischen Erde nicht, und so trieb sich derselbe bald am rechten, bald am linken Bachesufer herum. Merkte Splügen zufällig, daß der Hund sich am jenseitigen Ufer befand, so rief er ihn zurück, meist aber beachtete er dies nicht weiter. Auch heute war Sultan auf feindliches Gebiet gekommen, Splügen bemerkte es erst, als er das Thier laut aufheulen hörte — Sultan hatte sich in einem Fuchseisen gefangen.

Ohne es sich auch nur einen Augenblick zu überlegen, hatte Heinrich den schmalen Bach übersprungen, war zu dem Hunde hingeeilt und bemüht, das eingeklemmte Bein von dem Eisen zu befreien. Mitten in dieser Samariterarbeit sah er sich plötzlich von vier wildaussehenden Burschen umringt, fühlte er sich von rückwärts umschlungen und zu Boden gerissen. Splügen war ein kraftvoller Mann; mit einem Ruck hatte er sich seines Gegners entledigt, mit gewaltiger Faust hieb er dem ihm Zunächststehenden in's Gesicht, daß er mit einem Fluch nach rückwärts taumelte. Da traf auch ihn ein schwerer Hieb mit dem Fokos, dem ungarischen Hakenstock, über die Stirne, das heiße Blut rieselte ihm über die Augen, er fühlte, wie sich der Lasso des ungarischen Pferdehirten über seine Arme wand — er war in der Gewalt seiner Feinde!

Der geschlagene Bursche erhob sich mühsam von der Erde, die vier Hirten berathschlagten nun, was weiter zu geschehen habe. Mit Vorsicht banden sie Splügen die Hände auf den Rücken fest, und so trieben sie ihn mit Stößen und Schlägen in das Schloß des Grafen Mogosházy.

Im Schloß angelangt, banden sie ihren Gefangenen an die Brunnensäule, die inmitten des geräumigen Hofes

stand, dann eilten sie jubelnd zum Verwalter, um ihm den glücklichen Fang anzuzeigen und die dafür versprochene Belohnung zu fordern. Herr Sary, sonst ein sehr bequemer und langsamer Herr, erhob sich mit jugendlicher Leichtigkeit von seinem bequemen Polsterstuhl und eilte die Treppe hinab, um sich persönlich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen. Knechte und Mägde hatten einen dichten Kreis um den Gefangenen gebildet, der regungslos an die Säule gefesselt stand. Sary trieb die Neugierigen auseinander, jagte sie an ihre Arbeit, und verbot ihnen bei schwerer Leibesstrafe, sich dem Gefangenen zu nähern oder mit ihm zu sprechen. Er überzeugte sich persönlich von der Haltbarkeit der Fesseln, schlang der Sicherheit halber noch einen Knoten hinein und begab sich dann zum Grafen, um ihm Meldung zu machen, daß es gelungen, den Amtsvorstand von Boglajen auf ungarischem Gebiete dingfest zu machen.

Graf Mogoshäzy erhob sich, eine wilde Freude leuchtete aus seinen Augen. „Zahlen Sie den Leuten ihren Lohn aus, sie haben das Geld redlich verdient! Geben Sie den wackeren Burschen noch eine Speckseite und eine Flasche Branntwein, sie mögen heute einen vergnügten Tag haben!“

So rief er triumphirend. Darauf begab er sich in den Hof, und trat zu Splügen.

„Gott zum Gruß, junger Herr!“ redete er Heinrich an. „Also doch Gebrauch gemacht von der Gastfreundschaft auf Schloß Szent Miklos? Habe ich Sie nicht als väterlicher Freund gewarnt, der ungarischen Grenze zu nahe zu kommen? Warum haben Sie diese Warnungen, die so sehr in Ihrem eigenen, wohlverstandenen Interesse waren, in den Wind geschlagen? Sie sind ja selbst ein Gesetzeskundiger, es würde gewiß mit Ihrer juridischen Ueberzeugung nicht stimmen, wenn ich meinem Hausgesetz nicht freien Lauf ließe.“

Splügen rührte sich nicht. Den Blick finster zur Erde gewendet, wußte er, welches Schicksal seiner harrte. Die Rache des ungarischen Magnaten würde ihn schonungslos treffen. Er war derselben wehrlos ausgeliefert.

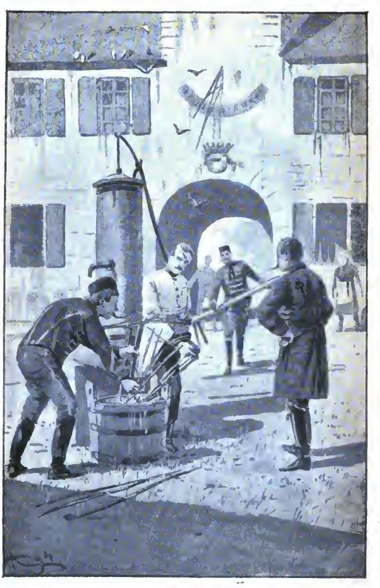
„Das ist nun so der Leichtsinn der Jugend," begann Mogoshäzy von Neuem zu höhnen, „der Leichtsinn der Jugend, der die Gefahr nicht scheut! Blicken Sie ihr nur muthig in's Auge, es wird nicht das Leben kosten! Ein so kräftig gebauter junger Mann, wie Sie es sind, der hält ohne Schwierigkeiten und ohne sonderlich üble Folgen seine Fünfundzwanzig aus!

Janos," wandte sich dann der Graf zu einem dastehenden Diener, „rufe mir unsere beiden Panduren, sie sollen sofort mit dem nöthigen Werkzeug erscheinen, in einer halben Stunde ist Exekution."

Die beiden stämmigen, in eine Art von Husarenuniform gekleideten Panduren erschienen; der Eine trug eine lange, hölzerne Bank, der Andere ein Bündel Haselstöcke. Die Bank wurde in Mitte des Hofes gestellt, fest in den Sand gedrückt und geprüft, ob sie nicht wackele oder sonst sich irgendwie bewege. Janos nahm auf einen Wink des Grafen die Haselstöcke und warf sie in einen Trog voll Wasser.

„Eigentlich," begann der Graf wieder, „eigentlich sollten die Haslinger drei volle Stunden im Wasser liegen, nur so werden sie entsprechend geschmeidig, und so verlangt es auch das Gesetz. Aber ich will Sie nicht so lange warten lassen, eine halbe Stunde wird heute genügen. Ich erwarte nur noch den Besuch zweier Freunde, denen ich das Vergnügen des Zusehens gerne machen möchte. Also Geduld und Fassung, junger Herr, verspotten Sie nicht unsere Justiz, ihre volle Gerechtigkeit soll Ihnen werden!"

Damit wandte sich der Graf und verließ den Schloßhof. Die beiden Panduren hatten den Schatten aufgesucht und es sich dort bequem gemacht. Ihnen war ein solcher



Der Eine trug eine lange, hölzerne Bank, der Andre ein Bündel Haselstöcke.
(S. 116.)

Vorgang nichts Neues, sie sahen der ganzen Sache mit der größten Ruhe und Theilnahmslosigkeit entgegen.

Anders Splügen, der seine Kräfte bis zum Zerreißen anstrengte, um sich der Stricke, die tief in seine Handgelenke schnitten, zu entledigen. Das Nutzlose seiner Bemühung endlich einsehend, ergab er sich scheinbar in sein Schicksal, fest entschlossen, sobald er seiner Bande ledig sei, einen Kampf auf Tod und Leben zu beginnen.

Da hörte er über sich ein Fenster klirren. Er sah hinauf und erkannte die junge Gräfin, die sich herausbeugte. Sie hatte offenbar von dem glücklichen Fange bereits gehört, denn ihre lieblichen Züge trugen nicht das Gepräge der Ueberraschung.

Sie nickte Splügen freundlich zu und verschwand vom Fenster; für Heinrich war damit die letzte Hoffnung gesunken.

Wenige Augenblicke später kam ein Diener über den Hof gegangen; er führte an der Hand ein gesatteltes Pferd, welches er am offenen Schloßthor anhielt. Dort prüfte er sorgfältig die Sattlung und Zäumung, fuhr dem Pferde mit der flachen Hand unter dem Gurt durch, hakte die Kinnkette etwas schärfer ein, ließ die Stange leicht zwischen den Fingern spielen, zog die Zügel durch die Hand und legte sie auf den Sattelknopf. Dann trat der Diener zu den beiden Panduren, bot Jedem von ihnen eine Cigarre an und begann ein Gespräch, in dessen Verlauf er sich so zu stellen wußte, daß der Gefangene seinen Wächtern im Rücken stand.

In diesem Augenblick öffnete sich wieder das Fenster, ein Gartenmesser mit gebogener Klinge fiel zu den Füßen Heinrich's in's Gras. Er bückte sich und griff es mit den gefesselten Händen auf. Einen Blick voll heißer Liebe und Dankbarkeit sandte er seiner Retterin zu, das Fenster aber hatte sich wieder geschlossen, nur auf der Scheibe sah er mit großen Buchstaben das Wort „Pferd“ aufgemalt.

Ohne Schwierigkeit gelang es ihm, mit dem scharfen Instrument seine Bande zu durchschneiden. Einmal das Messer in der Hand und der Stricke ledig, war volle Ruhe und Entschlossenheit über ihn gekommen. Als er seinen Blick nach dem Thore richtete und dort das angebundene Pferd gewahrte, da verstand er das Wort am Fenster. Mit einem Sprunge war er an den Gaul heran, hatte die leichte Leine durchschnitten, sich in den Sattel geschwungen und war zum Thore hinaus.

Die Panduren und der Diener schlugen Lärm. Im Schloß liefen die Knechte zusammen und oben in ihrem Gemach sah die schöne Ilona mit klopfendem Herzen auf die Straße herab, wo sich jeden Augenblick der Reiter zeigen mußte. Die wenigen Minuten schienen sich zu Stunden auszudehnen, der Gedanke fiel ihr schwer auf die Seele, daß Splügen des Reitens unkundig sein könnte, daß das edle Pferd, welches sie ihm hat vorführen lassen, ihn geraden Wegs wieder in die Gefangenschaft zurückführen werde.

Da bog Heinrich um die Ecke. Er hatte das Pferd in einen leichten Trab gebracht, Ilona fand keine Erklärung dafür, warum er nicht sofort eine scharfe Gangart gewählt habe, aber er saß zu gut und sicher im Sattel, als daß sie ihre frühere Vermuthung hätte bestätigt finden können, auch bemerkte sie, wie er die harte Straße verließ und das Pferd auf dem weichen Nebenweg laufen ließ.

Splügen mußte, wollte er die Grenze erreichen, das Moor umreiten, welches sich in einem weiten Bogen um das Schloß herum ausdehnte. Ueber das sumpfige Gebiet führte ein Fußweg, der jedoch für Pferde nicht gangbar war, da man bei jedem Schritt in das weiche Erdreich einsank. Ilona sah, wie er aus dem Trab in den Galop überging, und jetzt hatte sie auch seine Absicht verstanden. Er wollte offenbar dem Pferde, welches den ganzen Tag gestanden hatte, Gelegenheit geben, seine Muskeln zu dehnen,

und volle Lunge zu nehmen; mit Recht vermuthete er eine Verfolgung, als geübter Reiter verstand er es, die Kraft des Thieres zu schonen, um im letzten gegebenen Augenblicke die volle Leistung verlangen zu können.

Er wandte sich im Sattel um, seine Vermuthung hatte ihn nicht getäuscht. Was sich an männlicher Bevölkerung im Schlosse vorfand, war aufgesessen. Niemand hatte sich Zeit genommen, erst zu satteln und zu zäumen. Wie die Pferde an die Futterkrippe gebunden waren, so hatten die Burschen sie herausgezogen und sich ohne Decken auf den ledigen Rücken geschwungen.

Eine wilde Jagd begann. Die Verfolger, des Weges kundig, hatten sich fächerförmig ausgebreitet und suchten dem Flüchtling die Jarizbrücke abzugewinnen. Heinrich hatte weder Sporen noch Peitsche, der edle Renner, der ihn trug, verstand seine Sprache auch ohne diese rohen Mittel und flog mit ihm über das Blachfeld. Heinrich nahm die Zügel kurz, die Stange hatte er fallen lassen, um nicht durch irgend einen bösen Zufall das empfindliche Thier zu verreißen.

Der Kreis um ihn schloß sich enger und enger. Die ungarischen Burschen, von frühester Jugend auf mit dem Pferde vertraut, waren ihm ebenbürtige Gegner. Eine wilde Lust kam über ihn, das Gelände war ihm günstig, und so entschloß er sich, mittendurch zu brechen. Er gab dem Pferde eine kurze Wendung, trieb es zur vollen Karrière an, und wie ein Pfeil schoß er auf die Jarizbrücke zu, die er weit vor seinen Verfolgern erreichte.

Die Grenzwächter hatten der tollen Jagd zugesehen; unbekannt mit den Verhältnissen konnten sie sich den Auftritt nicht enträthseln. Heinrich hatte das Pferd noch eine Strecke laufen lassen, es dann langsam parirt, war abgesessen und hatte es an der Hand zum Grenzhaus geführt. Obgleich seine Stirnwunde von Neuem blutete, ihn die

durch die Stricke zerschnittenen Handgelenke heftig schmerzten, begehrte er sofort Stroh, nahm dem Pferde den Sattel ab, und begann das dampfende, mit fliegenden Flanken und weit offenen Nüstern dastehende Thier kunstgerecht abzureiben. Nachdem das Pferd vollkommen trocken war, legte er ihm den Sattel wieder auf, schnallte die Gurte lose ein und zog die Bügel an ihren Riemen in die Höhe, dann küßte er das edle Thier, das ihn siegreich durch die Gefahr getragen, auf die Stirne und rief einen der an der Schranke abgesprungenen gräflichen Knechte herüber, das Pferd ihm abzunehmen.

Ein alter Czikos trat aus dem Kreise der Burschen, die staunend, mit offenem Munde dem Beginnen Splügen's vom ungarischen Ufer aus zugesehen hatten. Er überschritt die Grenzbrücke, nahm das Pferd beim Zügel und sagte zu Splügen:

„Sie haben uns heute gezeigt, Herr, was ein tüchtiger Reiter vermag. Wenn wir Sie auch gerne wieder aufgegriffen hätten, so müssen wir doch Alle sagen, daß Sie es verdient haben, uns entkommen zu sein! Schön von Ihnen ist es, daß Sie das Pferd so gut gewartet haben, die ‚Hätju' gehört unserer gnädigen Komtesse, und sie liebt sie sehr zärtlich. Schade, Herr, daß Sie ein Schwab sind, Sie würden verdienen, ein Ungar zu sein!"

Der Czikos übernahm das Pferd, klopfte ihm zärtlich den schlanken Hals, und die ganze Truppe setzte sich dann nach dem Schlosse zu in Bewegung. Man hörte kein fröhliches Geplauder, Jeder fürchtete den Zorn des Grafen, und da die Bank schon einmal im Hofe stand, und die „Haslinger" eingeweicht waren, so konnte die Exekution immerhin noch vor sich gehen, es brauchte sich nur das Objekt zu ändern.

Nachdem sich Heinrich etwas erholt hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb lange und emsig. Es

schien ihm nicht recht gelingen zu wollen, denn immer wieder zerriß er das Blatt und begann die Arbeit von Neuem. Aus einer Lade nahm er einen Ring von sehr alterthümlicher Form; Jahrhunderte lang hatte sich dieses Kleinod im Besitze der Familie Splügen erhalten. Heinrich wickelte den Ring sorgfältig ein, schloß den Brief und übergab beides einem verläßlichen Burschen mit dem Auftrag, es der Komtesse Illona zu überbringen, er versprach ihm eine ansehnliche Belohnung für den Fall, daß er den heiklen Auftrag glücklich und zur Zufriedenheit ausführe.

Dann aber verließen die Kräfte den armen Splügen; die Kopfwunde, die er bisher gar nicht beachtet hatte, begann ihn heftig zu schmerzen, es sauste ihm in den Ohren, die Stube drehte sich im Kreise herum. Seine ganze Energie mußte Heinrich aufbieten, um nur das Bett zu erreichen, er warf sich auf's Lager und versank alsbald in einen tiefen, todesähnlichen Schlummer.

4.

Auf Schloß Szent Miklos hatte sich mittlerweile mancherlei ereignet, was zu ernstem Nachdenken Veranlassung gab. Der Graf hatte zwei Freunde erwartet, denen er das Schauspiel der Exekution geben wollte. Die beiden Herren waren auch pünktlich erschienen, der Graf hatte sie auf sein Zimmer geführt und die Thüre hinter sich und seinen Gästen sorgfältig abgeschlossen.

Die beiden Herren waren Magnaten, deren ausgedehnte Besitzungen an das Gebiet des Grafen stießen. Zum Theile lagen die Güter nicht mehr in Ungarn, sondern schon in Kroatien, das damals eine eigene Gesetzgebung und eigene Rechtspflege hatte. Der Aeltere der beiden Herren, ein Baron Droszvay, ergriff die Hände des Hausherrn und sagte:

„Geyza, die Würfel sind gefallen, jetzt gilt kein Zau-

dern mehr! In Mailand haben sie losgeschlagen, Verona, Mantua und Peschiera sind gefallen, Sardinien nimmt sich seiner bedrängten Landsleute an, der Krieg an Oesterreich ist von den Italienern so gut wie erklärt. Von Stunde zu Stunde erwarten wir Nachrichten aus Wien und Budapest, wo Alles zum Aufstand vorbereitet ist, Krakau und Lemberg werden sich gleichzeitig erheben. Wir werden das stolze Oesterreich demüthigen, und ein freies, nationales Königreich Ungarn wird siegreich aus dem Kampfe hervorgehen. Die besten und edelsten Männer des Landes stehen an der Spitze der Bewegung, wo ein Batthyany, ein Andrassy kämpft, darf ein Mogosházy nicht zurückbleiben; wir sind Alle Glieder einer Familie, laßt uns zusammenhalten zum Wohle unseres Vaterlandes."

Graf Geyza war sehr ernst geworden. Er kreuzte die Hände auf dem Rücken und ging mit heftigen Schritten auf und nieder. Die geplante Exekution hatte er vollständig vergessen.

„Du weißt, Oroszvay, daß unsere Lage hier an der Grenze des Landes eine vollständig andere ist, wie im Innern oder Norden Ungarns," versetzte er. „In Kroatien steht der Banus Jellačič mit den Grenztruppen. Der Banus war nie unser Freund, er hat uns längst mit Mißtrauen beobachtet, in vierundzwanzig Stunden kann er hier einrücken und in seiner Weise Ordnung machen. Dann sind wir zu Grunde gerichtet und schlimmer daran, als wie der Bettler vor unserer Thüre."

„Sei ohne Sorgen, Geyza, Jellačič wird hier nicht einrücken. Das Otocacer, das Kreuz-Grenzregiment und die Oguliner haben bereits Marschbefehl nach Italien bekommen; während wir hier verhandeln, sind unsere gefährlichsten Feinde schon abmarschirt. Von Steiermark aus droht uns keine Gefahr, in Graz und Marburg gährt es, in ersterer Stadt ist es zu Straßendemonstrationen gekom-

men, das Militär weigerte sich, gegen die Bevölkerung ein=zuschreiten."

„Oroszvay, sei ehrlich gegen Deinen alten Freund!" bat der Graf. „Du weißt, ich bin ein so guter Patriot wie irgend Einer, und ich liebe mein Vaterland über Alles. Ich habe Theil genommen an den politischen Konferenzen, aber ich fürchte, daß der richtige Zeitpunkt noch nicht ge=kommen ist, daß unser Aufstand zu früh beginnt!"

Da tönten heftige Schläge an die Zimmerthüre. „Auf=machen!" rief es von draußen, „aufmachen! Ich bin es, Pista Oroszvay!"

Baron Oroszvay erkannte die Stimme seines Sohnes. Er schob den Riegel zurück, der junge Mann glühte vor Erregung, er konnte kaum sprechen.

„Latour ist ermordet worden, Zichy haben sie am Laternenträger der Pester Kettenbrücke aufgehängt, das Ministerium ist auf der Flucht, der Palatin und der Kaiser sind nach Innsbruck abgereist!"

Das waren inhaltschwere Nachrichten! Die vier Männer sahen sich stumm an, dann reichten sie sich die Hände. Mogoshäzy ergriff das Wort und sagte:

„Einer von uns muß sofort nach Kanisza, dort hat das Centralkomité seinen Vertreter. Er hole die nöthigen Befehle ein, wir werden gehorchen."

„Ist nicht nöthig," sagte der alte Oroszvay. Er griff in die Brusttasche, zog ein Packet sorgfältig zusammen=gefalteter Papiere heraus und überreichte ein Blatt dem Grafen.

„Hier, Graf Geyza Mogoshäzy, ist Deine Bestallung zum Kommandanten unseres Komitates; Kossuth hat das Dekret selbst ausgefertigt. Ich habe hier meine Mission erfüllt und reise noch heute Abend nach Ofen, wohin mich der Ausschuß berufen hat. — Du, Pista," wandte er sich an seinen Sohn, „rückst zu den Honveds ein, Dein Sammel=

platz ist Füred am Plattensee, dort wirst Du die weiteren Befehle finden. Morgen früh mußt Du dort sein und Dich im Komitatshaus ordnungsmäßig melden."

Während Droszvay seine Befehle ausgab, erschien der gräfliche Verwalter in der Thüre. Er meldete dem Grafen die Flucht des Zollamtvorstehers und sah nicht ohne Bangen einem gewaltigen Zornesausbruch entgegen. Wider alles Erwarten legte Graf Mogosházy der Sache gar kein Gewicht bei. So sehr er sich noch vor einer Viertelstunde dieses Fanges erfreut hatte, so gleichgiltig ließ ihn die Sache jetzt, er fand es nicht einmal der Mühe werth, sich nach den näheren Umständen der Flucht zu erkundigen.

„Sary," antwortete er, „erwarten Sie mich unten in der Kanzlei, sagen Sie zugleich den beiden Wirthschaftsbeamten und dem Oberschaffner, daß ich sie gleichfalls zu sprechen wünsche. In einer halben Stunde werde ich unten sein."

Der Graf geleitete darauf seine Besucher zu ihren Wagen. In der Erregung hatte er ganz seiner Hausherrnpflichten vergessen, nicht einmal eine Flasche Wein hatte er seinen Gästen vorgesetzt.

Droszvay bat beim Einsteigen um einen Imbiß. „Lasse mir etwas Kaltes in den Wagen geben, Geyza, dazu eine Flasche Wein, ich habe noch eine weite Fahrt vor mir und weiß nicht, wann ich wieder zu einem Löffel Suppe komme. Mein Haus habe ich bestellt, jetzt ruft mich das Vaterland."

Ein Diener brachte das Nöthige herbei, die Herren reichten sich noch einmal die Hände. „**Eljen a magyar ország!**" rief Droszvay, als die Pferde anzogen.

„Eljen!" tönte es ihm zurück.

Graf Geyza Mogosházy sah den davonrollenden Wagen lange nach. Eine dichte Staubwolke zeigte ihren Weg an, sie sah aus wie Pulverrauch, das Aufleuchten der Wagen-

räder wie das Funkeln von Bajonneten; es lag ein schwerer Druck auf seiner Seele, er konnte sich eines bangen Vorgefühles nicht erwehren.

In der Kanzlei rechnete er mit dem Verwalter ab; bis in die Nacht saßen sie über den Wirthschaftsbüchern, und als sie endlich die Bilanz gezogen hatten, da sah der Graf, der gewöhnt war, aus dem Vollen zu schöpfen, daß ihm nur eine verhältnißmäßig geringe Summe baren Geldes zur Verfügung stand. Die Herrschaften waren allerdings erträgnißreich, der beste Weizenboden gehörte dem Grafen, und die ausgedehnten Waldungen, die sich bis zur Murinsel hinabzogen, besaßen einen geradezu unschätzbaren Werth. Aber das Alles war im Augenblicke todtes Kapital, welches sich nicht zu Gelde machen ließ. Wenn es den kaiserlichen Truppen gelang — und dieser Fall war der wahrscheinlichere — die Herrschaften zu besetzen, dann war Graf Mogoshäzy so gut wie ein Bettler!

In seinem Zimmer ging der Graf noch lange auf und nieder. Auf dem Schreibtisch lag das verhängnißvolle Blatt Papier, welches ihn zum Herrn des Komitates machte. Er fühlte die volle Verantwortung, die er mit der Annahme dieses Postens übernommen hatte, er kannte die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen haben würde, die Zukunft erschien ihm keineswegs in rosiger Beleuchtung. Dazu kam die Sorge um seine Tochter, sein einziges Kind. Bisher hatte er sich um Illona nur wenig bekümmert; die Gräfin, seine Frau, war kurz nach der Geburt des Töchterchens gestorben, und Illona unter der Obhut einer Gouvernante und dann in einer deutschen Pension herangewachsen, von wo sie vor Jahresfrist in's väterliche Haus zurückgekehrt war.

Jetzt zählte Illona siebzehn Jahre. Was sollte nun aus ihr werden? Der Graf erwog den Gedanken, sie wieder in's Ausland zu senden, ließ denselben jedoch nach

kurzer Ueberlegung fallen, da bei der politischen Lage Europas vorauszusehen war, daß die Pensionen und Erziehungsinstitute geschlossen werden dürften. Illona sollte also vorläufig im Schlosse verbleiben unter der Obhut des Verwalters Sary und der der alten Wirthschafterin, die schon über dreißig Jahre im Hause diente. Den Rest des baren Geldes, an fünfzehntausend Gulden, sandte der Graf an die Bank von England mit der Bestimmung, daß er seiner Tochter an ihrem zwanzigsten Geburtstag ausbezahlt werde.

Dann verpackte er das ganze Silberzeug des Hauses mit Ausnahme jener Bestecke, die für den täglichen Gebrauch dienten, sowie den Familienschmuck in eine eisenbeschlagene Kiste. Noch aus der Zeit der Türkenkriege bestand im Fußboden ein Versteck, das als unauffindbar angesehen werden konnte, dort hinein senkte der Graf die Kiste und verwischte alle Spuren sorgfältig.

Die Ereignisse waren dem Schloßherrn über den Kopf gewachsen. Obwohl von der politischen Lage des Landes genau unterrichtet, hatte er doch immer noch auf einen gütlichen Ausgleich mit der Regierung, auf eine Verständigung mit der Krone gerechnet — jetzt war das vorüber, und die Entscheidung lag auf der Schneide des Schwertes.

Illona, die sich nie um politische Fragen bekümmert, die bisher sorglos in den Tag hinein gelebt hatte, sollte so wenig als möglich von den Vorkommnissen erfahren. Der Graf schrieb ihr also ein Billet des Inhalts, daß er gezwungen sei, plötzlich abzureisen, er bat sie, außer Sorge zu sein, wenn er längere Zeit nicht zurückkehren sollte. Bestellungen an ihn möge sie Sary übergeben, der dieselben besorgen würde.

Darauf verbrannte er zahlreiche Papiere im Kamin, ganze Stöße von Briefen übergab er dem Feuer, die Asche stäubte er vorsichtig auseinander. Er schloß verschiedene Schränke ab und verwahrte die Schlüssel in einem ge-

heimen Fach seines Schreibtisches. Dann sah er sich noch einmal in dem ihm so vertrauten Raume um. Er fühlte, daß es einen langen Abschied zu nehmen gelte, einen Abschied vielleicht auf immer.

Aber er wollte nicht weich werden. Er gab Befehl zum Anspannen. Nur das nothwendigste Gepäck wurde auf den leichten Wagen geladen; der Graf ergriff selbst die Zügel, sein Diener Imre sprang hinten auf, noch einmal grüßte er zu den Fenstern jener Zimmer hinauf, wo Illona wohnte und jetzt vielleicht einen süßen Traum träumte — dann rollte der Wagen zum Schloßthor hinaus.

* * *

Ganz Ungarn war in Aufruhr. Die kaiserlichen Truppen waren zum großen Theil in's ungarische Lager übergegangen, an tüchtigen Offizieren aber herrschte Mangel. Der ungarische Hochadel war zwar wie ein Mann unter die Waffen getreten und hatte die Führerstellen übernommen, aber es gab Regimentskommandanten, die das achtzehnte Lebensjahr noch nicht überschritten hatten, die sich von einem Unteroffizier in den nothwendigsten Kommandoworten unterweisen lassen mußten. Sanitätsanstalten und eine tüchtige Intendanz mangelte dem Heer der Aufständischen gänzlich. Nicht besser sah es in der politischen Führung aus. Das Ministerium befand sich im vollen Gegensatz zur Krone. Es herrschte eine ganz unglaubliche Verwirrung, die Finanzen des Landes waren vollständig zerrüttet, der Kredit im Auslande auf Null gesunken, Niemand schwebte ein klares, bestimmtes Ziel vor Augen, die Führer der Bewegung wußten nicht, was sie wollten, und die wenigen besonnenen Elemente verschwanden rasch von der Bildfläche.

Mogosházy ergriff mit fester Hand die Zügel der Komitatsverwaltung, aber schon in den ersten Tagen mußte

er einsehen, daß er mit dem besten Willen nichts zu leisten im Stande sein dürfte. Ein entschieden demokratischer Zug trat allenthalben hervor, die vornehme aristokratische Art des Grafen war den Führern der Volksmasse ein Dorn im Auge. Man verlangte von ihm, daß er sich populär machen solle, daß er zu allen Tages- und Nachtzeiten in den verschiedenen Gast- und Weinwirthschaften erscheinen solle, um mit den Wählern zu trinken und zu fraternisiren. Zu all' dem war Mogosházy nicht zu gebrauchen; man hatte daher seine anfangs unumschränkte Gewalt immer mehr und mehr eingedämmt, in absehbarer Zeit mußte er zum leeren Spielzeug der radikalen Häupter herabsinken.

Nach reiflicher Ueberlegung kam der Graf zu dem Entschlusse, seine Stelle niederzulegen, dem politischen Leben zu entsagen und sich auf seine Güter zurückzuziehen. Er hatte seine Ehrenschuld an das Vaterland abgetragen, er hatte gethan, was in seinen Kräften stand, um die Bewegung in geordneten Bahnen zu erhalten, seine Kraft war dazu nicht ausreichend. In den sechs Monaten, die er an der Spitze des Komitates stand, war er um viele Jahre gealtert, und eine Nervosität machte sich an ihm bemerklich, die das Schlimmste befürchten ließ.

In diesem Zustand schrieb er an Oroszvay, der mittlerweile in die Regierung eingetreten war und das Portefeuille der Landesvertheidigung übernommen hatte. Er setzte ihm die unglückliche Lage des Komitates weitläufig auseinander, die gänzliche Zerrüttung der Finanzen, das Emporkommen zweifelhafter Elemente und zum Schlusse bat er, man möge ihn seiner Stelle entheben.

Statt aller Antwort sandte ihm Oroszvay das eben frisch aus der Presse gekommene kaiserliche Amtsblatt; an der Spitze der wegen Empörung und Hochverrath zum Tode durch den Strang verurtheilten Ungarn las Graf Geyza Mogosházy seinen eigenen Namen.

5.

Vierzehn Tage hindurch lag Heinrich v. Splügen nach seiner erfolgreichen Flucht ohne klares Bewußtsein, die Kopfwunde war durch die Anstrengungen und noch mehr durch die ungeheuere Aufregung, in der er sich befunden hatte, sehr schlimm geworden. Die kräftige Natur Splügen's leistete jedoch Widerstand, und mehr wie alle Mixturen des Herrn Doktor Ogrisegg beförderte seine Genesung ein täglich auf seinem Nachtkästchen liegender frischer Blumenstrauß.

Als Heinrich das erste Mal das Zimmer verlassen konnte, fand er die Zollstation Voglajen gänzlich verändert. Neben dem Mauthhause war eine lange Reihe von Holzbaracken aufgeschlagen, seine Kanzlei war in ein Wachtzimmer verwandelt, Soldaten gingen auf und nieder, wuschen im Jarizbach ihre Wäsche, und an der Grenze stand ein starker Infanterieposten.

Von all' dem, was sich in den letzten Wochen abgespielt hatte, wußte Heinrich so gut wie nichts. Der dienstthuende Offizier erzählte ihm von den Vorkommnissen in Wien, Prag und Budapest, vom Aufstand in der Lombardei, und theilte ihm mit, daß die in Voglajen liegende Kompagnie wahrscheinlich schon morgen abgelöst werden dürfte, um nach Italien zu marschiren, wo der greise Radetzky das Kommando übernommen hatte, und wo man erwartete, daß die Entscheidung zuerst fallen werde.

Heinrich wandelte wie im Traume umher. Seine wieder übernommenen Amtsgeschäfte hatten sich sehr vermindert, Handel und Verkehr stockten, keine mit Gütern schwer beladenen Frachtwagen überschritten mehr die Landesgrenze, kein Reisender ließ sich sehen. Unaufhörliche Truppendurchmärsche fanden statt, Jellačič hatte mit seinen Kroaten das Komitat besetzt; die Güter des Grafen Mogoshäzy,

den man als einen der hervorragendsten Führer der Revolution bezeichnete, waren von der Regierung eingezogen worden.

Er konnte ungehindert hinüber nach Szent Miklos gehen, wo er der unglücklichen Ilona wie ein tröstender Engel erschien.

Das arme Mädchen hatte böse Tage erlebt. Der Brief, den sie am Morgen nach der plötzlichen Abreise ihres Vaters von ihm erhalten hatte, war die letzte Nachricht, die ihr geworden. Zehn Tage später besetzten kaiserliche Truppen das Schloß, der Kommandant, ein alter Hauptmann, der von der Pike auf gedient, nahm Herrn Sary die Schlüssel ab und jagte ihn ohne Umstände vom Hofe. Ilona wurden nur ihre Zimmer belassen, wie der Hauptmann bemerkte „bis auf weiteren Befehl von Wien“.

Splügen konnte in seiner Eigenschaft als österreichischer Beamter die militärisch besetzte Grenze ungehindert überschreiten. Sobald es ihm seine Kräfte erlaubten, eilte er zu Ilona, um ihr seine Dienste anzubieten. Die Komtesse empfing ihn wie einen alten Bekannten. Heinrich theilte ihr mit, was er über den Grafen in dieser bewegten Zeit hatte in Erfahrung bringen können, aber selbst dieses Wenige gab zu den schlimmsten Besorgnissen Veranlassung.

Die militärischen Operationen wurden geheim gehalten, man erfuhr auch darüber so gut wie nichts, dafür verbreiteten sich die widersprechendsten Nachrichten mit Blitzesschnelle. Bald hörte man, die Ungarn hätten Wien erobert, dann hieß es wieder, die Empörer seien in einer blutigen Schlacht bis auf den letzten Mann vernichtet worden. Heinrich theilte Alles, was er erfahren konnte, seiner jungen Freundin mit. Wenn er dann Abends nach Hause ging, da begleitete ihn Ilona meist eine gute Strecke Weges, und da er das Fräulein in der Dämmerung doch nicht

allein zurückgehen lassen konnte, so geleitete er sie stets wieder bis zum Schloß zurück.

Für Splügen waren dies die seligsten Stunden seines Lebens; er genoß das Glück der Vertraulichkeit mit dem reizenden Wesen, das er anbetete, mit vollen Zügen. Heinrich erzählte ihr von seiner freudlosen Jugend, von den Mühen und Sorgen, die ihn schon frühzeitig heimgesucht hatten, von seinen geringen Aussichten für die Zukunft. Illona hörte ihm stets mit vollem Interesse zu. Niemand hatte bisher so zu ihr gesprochen, eine neue, ihr völlig fremde Welt, in der Mühe, Arbeit und Sorge herrschte, erschloß sich ihr. Ihr Vater war ihr stets fremd geblieben, der mütterlichen Liebe aber hatte sie von Kindheit auf entbehrt.

Heinrich fand nicht den Muth, dem geliebten Mädchen eine Erklärung zu machen. Zwar konnte Illona jetzt auch als arm gelten, da die Güter des Grafen von der Regierung eingezogen waren, aber Splügen gab sich da keiner Täuschung hin. Es mußten in absehbarer Zeit wieder geordnete Zustände eintreten, und da war es sehr wahrscheinlich, daß Illona wieder in den Vollbesitz des Vermögens gelangte, um so mehr, als ihr mütterliches Erbtheil mit auf den Gütern lastete. Und welche Existenz konnte ihr Heinrich bieten? Sein jetziges Amt war so schlecht bezahlt, daß es kaum das Nothdürftigste zum Leben eintrug. Und endlich — der ungarische Magnat dünkte sich jedenfalls viel zu hoch, um einem einfachen Herrn „von" seine Tochter zu geben.

Diese trüben Gedanken beschäftigten Splügen Tag und Nacht, er fand keinen Ausweg, keine Rettung. Daß er ohne Illona nicht zu leben vermochte, war ihm längst klar geworden; wenn er an den Gewehrpyramiden der Soldaten vorüberging, welche vor den Lagerbaracken aufgestellt waren und im Sonnenschein funkelten, so kam ihm stets der Gedanke, ob es nicht besser wäre, durch einen Schuß all' diesen Zweifeln ein Ende zu machen. Er brauchte aber dann nur

Illona zu sehen, ihre süße Stimme zu hören, um einen solchen Gedanken weit von sich zu weisen.

Ein Regierungsbeschluß führte die Entscheidung herbei. An alle Staatsbeamten, die das dreißigste Lebensjahr noch nicht überschritten hatten und die körperliche Befähigung besaßen, erging die Aufforderung, in das Heer einzutreten. Heinrich's Entschluß war sofort gefaßt. Er nahm seine Papiere zu sich und fragte den Kommandanten der Grenzstation, wo das nächste Kavallerieregiment stehe. Dieser theilte ihm mit, daß in Polstrau, eine starke Gehstunde von Boglajen entfernt, eine Abtheilung polnischer Ulanen einquartiert sei. Splügen stellte sich dem dortigen Kommandeur vor. Dieser empfing ihn sehr freundlich und nahm ihn sofort an. Er erzählte ihm, daß sechzehn der Offiziere des Regimentes zur polnischen Legion Dembinsky desertirt seien; das Regiment müsse in Eilmärschen von Kolomea, wo es früher stand, nach Steiermark gebracht werden, da der Geist der Empörung, genährt durch das schlechte Beispiel der Offiziere, sich auch unter der Mannschaft in Besorgniß erregender Weise bemerkbar mache.

Der Rittmeister überzeugte sich bald, daß Heinrich mit Pferden so gut umzugehen verstehe, wie nur irgend ein alter Reiter; an militärischen Kenntnissen fehlte es Splügen auch nicht, und so konnte ihn der Rittmeister auffordern, sich so bald als möglich als Lieutenant zu equipiren und zur Eidesleistung zu melden.

Splügen fuhr noch selbigen Vormittag nach Radkersburg, wo er alles Nöthige bestellte; dann meldete er sich als Beamter ab und übergab das Amt seinem Nachfolger.

Bald war auch die bestellte Uniform angelangt. In seiner kleinen Stube nahm Splügen die Wandlung vom Zollbeamten zum Reiteroffizier vor. Als er sich den vom Vater ererbten Pallasch um die Hüfte gürtete, da fühlte

er, daß er nicht nur einen neuen Menschen angezogen hatte, sondern daß auch ein neues Leben beginne!

Er fuhr hinaus nach Szent Miklos. Als der Wagen in den Schloßhof rollte, und ein glänzender Ulanenoffizier ausstieg, da schlug Illona das Herz heftig. Immer Böses vermuthend, kam sie langsam die Treppe herabgegangen. Splügen eilte ihr entgegen, sie erkannte ihn und streckte ihm wortlos die Hände entgegen.

„Was ist geschehen, Herr v. Splügen, wie kommen Sie in diese Uniform? So wollen auch Sie mich verlassen?" und heiße Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Splügen küßte ihr die Hände, die von den reichlich strömenden Thränen benetzt waren und bat sie, ihm nur eine kurze Unterredung zu gewähren.

Illona führte ihn auf ihr Zimmer; es war das erste Mal, das Heinrich diesen Raum betrat. Er ergriff Illona's Hände, küßte die rosigen Finger und sagte mit bebender Stimme: „Ich komme, um Abschied zu nehmen." Er konnte vor Bewegung nicht weiter sprechen. Illona sah ihn mir ihren großen schwarzen Augen in wortlosem Schmerze an. Da zog er das geliebte Mädchen an seine Brust, er küßte ihre Augen, er drückte die zarte Gestalt an sein hochklopfendes Herz.

„Illona, mein Engel, mein süßes Kind, ich habe Dich geliebt mit der ganzen Kraft meiner Seele von dem Augenblicke an, da ich Dich zum ersten Male gesehen habe, und meine Liebe hat meinen Entschluß bestimmt. Sei mein starkes und tapferes Mädchen! Jetzt, wo ich weiß, daß Dein Herz mir gehört, ziehe ich frohen Muthes und voll Vertrauen auf die Zukunft von dannen. Ich werde auf der Bahn der Ehre vorwärts schreiten, und wenn der Friede einkehrt, dann sollst Du mein geliebtes Weib werden!"

Illona weinte still vor sich hin, um ihre Mundwinkel zuckte es in herbem Schmerz. Heinrich küßte ihr die Thrä-



Sie erkannte ihn und streckte ihm wortlos die Hände entgegen. (S. 134.)

nen von den Wimpern. Sie wand sich aus seiner Umarmung, holte ihr Schmuckkästchen und entnahm demselben einen Ring.

„Es ist der Verlobungsring meiner Mutter," sagte sie, „ich habe ihn als theuerstes Vermächtniß stets in hohen Ehren gehalten. Trage Du ihn jetzt zum Angedenken an mich, er soll Dich stets daran erinnern, daß ein armes, verlassenes Mädchen um Dich weint. Sei mir treu, wie ich es Dir sein werde."

Heinrich entwickelte seine Pläne. Er hatte nicht unbedacht gehandelt, als er den Beamtenrock mit der Uniform vertauschte. Seine juridischen Studien konnten ihm von großem Nutzen sein. Er hatte die Absicht, eine Zeitlang als aktiver Offizier zu dienen und dann zum Auditoriat überzutreten. Nach den damaligen Bestimmungen konnte er in dieser Stellung ohne Kaution heirathen.

Die Liebenden besprachen noch eine Reihe von Plänen. Illona wollte sich bei der alten Haushälterin in der Küche ausbilden. Heinrich betrachtete lächelnd ihre feinen, spitzen Fingerchen, in seiner kräftigen Hand verschwand die ihrige vollständig. Illona errieth seine Gedanken.

„Glaube nicht, Heinrich, daß ich nur schwärme und nicht weiß, was ich sage! Ich habe den besten und ehrlichsten Willen, und was ebenso schwer in's Gewicht fällt — ich habe für die Küche wie für das Hauswesen stets lebhaftes Interesse gehabt. Wie oft habe ich den Vater gebeten, das Hauswesen führen, in Küche und Keller schalten und walten zu dürfen — immer umsonst!"

Splügen zog die Geliebte noch einmal an seine Brust; es mußte geschieden sein. Er versprach vor seiner Abreise noch einmal nach Szent Miklos zu kommen, es mußte ihm eine gewisse Zeit zur Ordnung seiner Angelegenheiten gegeben werden, diese Zeit wollte er ganz seiner Braut widmen.

Die Sache kam jedoch anders. In seiner Stube fand er einen Befehl vor, sofort in Polstrau zur Eidesleistung zu erscheinen. Er ging noch zu Ogrisegg, um sich zu verabschieden. Im Baderhäuschen trauten sie ihren Augen nicht, als sie den Ulanenoffizier sahen. Frau Ogrisegg machte ihm eine tiefe Verbeugung, sprach von vieler Ehre und hoher Auszeichnung, Fräulein Amalia war die Liebenswürdigkeit selbst.

Mit diesem Abschied hatte er alle seine Pflichten erfüllt. Er fuhr nach Polstrau, woselbst ihn der Rittmeister mit Ungeduld erwartete. Die Eidesleistung ging in der herkömmlichen Weise vor sich, der Rittmeister verzeichnete diesen Akt in sein Protokoll und schüttelte dem neuen Kameraden herzlich die Hand.

„Es ist jetzt drei Uhr, lieber Freund, der Marschbefehl liegt seit elf Uhr Vormittag bei mir in der Kanzlei. Ich selbst kann noch nicht fort, da ich noch nicht alle Zahlungen gemacht habe. Ihr rückt mit der Schwadron in einer halben Stunde ab, um acht, längstens um neun Uhr Abends könnt Ihr in Marburg sein; für Unterkunft muß der Bürgermeister sorgen. Um vier Uhr früh brecht wieder auf und sucht so rasch als möglich Görz zu erreichen, dort findet Ihr auf dem Stationskommando weitere Befehle, ich hoffe Euch übrigens schon zwischen Görz und Marburg einzuholen. Schont die Pferde, seht darauf, daß sie gut abgerieben werden und überzeugt Euch vor dem Aufsitzen stets davon, daß die Decken keine Falten machen, daß kein Pferd einen Satteldruck bekommt. Und damit, lieber Freund, auf Wiedersehen!"

Heinrich fand kaum Zeit, einige Zeilen an seine Braut zu schreiben, worin er noch einmal Abschied nahm und ihr mittheilte, daß er zum Heer nach Italien einrücke; er versprach, so weit es nur möglich sei, fleißig zu schreiben.

Die Schwadron stand schon bereit und Splügen mu-

sterte die Mannschaft, erstattete dem zurückbleibenden Rittmeister die Meldung und gab den Befehl zum Abmarsch — sein Schicksal sollte sich erfüllen.

6.

Drei Jahre waren seitdem vergangen. In einem Feldzug von nur acht Tagen hatte Radetzky die italienische Armee bei Novara vernichtet und Karl Albert von Sardinien zur Abdankung gezwungen.

Als Splügen mit seinem Regiment auf dem Kriegsschauplatz eintraf, war die Entscheidungsschlacht schon geschlagen, für Heinrich aber begann eine Zeit harter Arbeit. Man hatte höheren Ortes bald herausgefunden, daß er ein Rechtskundiger sei und mit der Feder vortrefflich umzugehen wußte; da gab es sofort Beschäftigung. Die beiden Provinzen Venetien und Lombardei wurden unter militärische Verwaltung gestellt, Heinrich zum Personaladjutanten des Gouverneurs befördert, und in dieser Eigenschaft saß er stets bis Mitternacht am Schreibtisch, um die laufenden Geschäfte zu erledigen. Um vier Uhr früh mußte er schon wieder zum Morgenrapport fertig sein. Nur seine vortreffliche Gesundheit und Jugendkraft vermochten diese geistige und physische Ueberanstrengung zu ertragen. General der Kavallerie, Baron Wallmoden, der Oberst seines Regimentes, wußte diese Talente des jungen Offiziers aber auch zu würdigen. Splügen avancirte ungewöhnlich schnell; bereits nach einem Jahre war er Rittmeister.

Seine Aussichten gestalteten sich immer günstiger. Er wußte, wozu und für wen er arbeitete. Wenn er oft vor Müdigkeit zusammenzubrechen meinte, so hielt ihn der Gedanke an die Geliebte aufrecht. Illona war in ihrer Einsamkeit eine fleißige Briefschreiberin geworden; sie lebte noch immer auf Schloß Szent Miklos und hatte sich, wie sie stets versicherte, zur guten Hausfrau herangebildet.

Traurig lauteten die Nachrichten über Ungarn, die bei dem Heere in Italien eintrafen. Nachdem es Jellačič nicht gelungen war, der Empörung Herr zu werden, übernahm Haynau das Kommando. Die blutige Schlacht bei Raab und die kurz darauf erfolgende Katastrophe von Vilagos entschieden das Schicksal Ungarns. Schwer lastete die eiserne Faust Haynau's auf dem unglücklichen Lande. Graf Batthyany, der ehemalige Ministerpräsident, wurde zum Tode durch den Strang verurtheilt. Seine heldenmüthige Gemahlin sandte ihm in den Kerker einen Laib Brod, in welchen sie selbst einen Glasscherben eingebacken hatte. Der unglückliche Mann brachte sich mit dem Scherben mehrere Halswunden bei, so daß das Urtheil nur noch durch Erschießen vollstreckt werden konnte und er dem schimpflichen Tode am Galgen entging. Oroszvay gelang es, mit Kossuth in die Türkei zu entkommen; in Arad aber hatten dreizehn der hervorragendsten Führer, darunter ein Graf Leiningen-Westerburg, ein Neffe der Königin von England, an einem Tage am Galgen geendet. Von Mosgoshäzy hörte man nichts, Heinrich glaubte, daß der Graf bei einem Treffen geblieben sei.

Zur Säuberung der südlichen Landesgrenze, wohin sich die Empörer in die Donauniederungen zurückgezogen hatten, wurde das Ulanenregiment, bei welchem Splügen stand, nach Ungarn befohlen. Heinrich vertauschte wieder die Feder mit dem Säbel; in Eilmärschen rückte das Regiment bei Boglajen über die Grenze. Splügen sah wieder seine Amtsstube, ein alter invalider Feldwebel versah seinen Posten. Die Truppen mußten Schloß Szent Miklos passiren, Heinrich hatte Illona von seinem Durchzug verständigt. Sie stand unter dem Schloßthor und winkte ihm schon von Weitem mit dem Tuche. Er drückte seinem Pferde die Sporen in die Weichen und flog auf die Geliebte zu, sprang aus dem Sattel und schloß das erglühende Mäd-

chen in seine Arme. Nur wenige Minuten waren dem Paare vergönnt, nur wenige Worte konnten sie wechseln, sich den Schwur ewiger Treue erneuern — Heinrich mußte mit seinem Regiment weiter.

Bei Siklos stießen sie auf das Hauptquartier. Splügen erhielt Befehl, die Donauniederungen zu säubern und jeden Rebellen, der mit der Waffe in der Hand ergriffen würde, schonungslos erschießen zu lassen. Die Gegend um das Dorf Györifalva wurde ihm besonders empfohlen. Dort hatte sich den eingezogenen Nachrichten zufolge der letzte Rest der Honveds gesammelt, ein entschlossener Führer schien an ihrer Spitze zu stehen. Der Rückzug nach dem Süden, und damit der Uebertritt auf türkisches Gebiet war ihnen durch Grenztruppen unmöglich gemacht; von allen Seiten eingeschlossen blieb den Ungarn kein anderer Weg übrig, als zu sterben.

Unterwegs gesellte sich zur Schwadron Splügen's ein Zug Infanterie, der von einem Oberlieutenant geführt wurde. Der Infanterie fiel dieselbe Aufgabe zu, wie den Ulanen. Heinrich übernahm das Kommando über die ganze Expedition. Die Soldaten stießen während ihres langen Marsches auf kein menschliches Wesen; zerstörte Bauerngehöfte und niedergebrannte Hütten bezeichneten den Weg, den die feindlichen Truppen genommen hatten.

Vor einer einsamen Csarda machten sie Halt. Der Wirth stand demüthig in der Thüre und frug die Herren nach ihrem Begehr.

„Es sind vorgestern ungarische Insurgenten hier durchmarschirt, welchen Weg haben dieselben genommen und wie viel Mann stark waren sie?“ fragte Splügen.

„Gnädigster Herr, Gott möge Sie erhalten noch hundert Jahre! Wie soll ich armer, alter Mann wissen, wohin sie sind? In der finsteren Nacht sind sie hier durchmarschirt — wie soll ich wissen, wie viele es gewesen sind!“



„Diese Ausflucht hilft Dir nichts!" versetzte Splügen. „Du kennst hier die Wege und Stege, Du mußt wissen, welche Richtung die Honveds genommen haben; und wenn Du sie selbst nicht gesehen haben solltest, so mußt Du an der Zeitdauer des Vorbeimarsches erkannt haben, ob sie zahlreich waren oder nicht."

„Gott möge mich strafen, gnädiger Herr, wenn ich Ihnen nicht gesagt habe, was ich weiß! Wohin werden sie marschirt sein? Die Straße führt nach Palczay, dorthin werden sie gegangen sein."

„Ist Palczay ein größerer Ort?"

„Dem gnädigen Herrn zu dienen, nein! Palczay ist ein Vorwerk, das dem gnädigen Herrn Grafen Milossovich gehört, es ist hier weit und breit kein größerer Ort zu finden."

Der kroatische Oberlieutenant hatte der Verhandlung bisher stumm zugehört. Jetzt wandte er sich an Splügen und sagte: „Seid so gut und erlaubt, daß ich einmal in meiner Weise mit dem Burschen verhandle. Euch, lieber Freund, merkt man an, daß Ihr Euch mehr auf dem Parkett, als auf dem Schlachtfeld bewegt habt. So, wie Ihr die Sache angreift, werden wir nie die Wahrheit erfahren."

Der Oberlieutenant langte nach dem spanischen Rohr, welches Splügen im Stiefel stecken hatte, trat an den Wirth heran und hieb ihm mit voller Gewalt über das Gesicht. Ein blendend weißer Streif zeichnete sich scharf auf dem braunen Antlitz ab. Der Mann schrie auf vor Schmerz und bedeckte mit den Händen das Gesicht.

„Ich werde Dir die Lüge eintränken, Du alter Sünder! Du wirst sofort die Wahrheit gestehen oder ich lasse Dir von meinen Soldaten Deine alte, vertrocknete Pergamenthaut bei lebendigen Leibe über die Ohren ziehen! Wann sind die Honveds durchmarschirt?"

In wortlosem Schmerz sah der alte Mann seinen

Peiniger an. „Nun, wird's bald!“ und ein neuer Hieb fiel sausend dem Wirth über's Antlitz.

Splügen, den diese brutale Mißhandlung empörte, wollte eingreifen.

„Verzeiht,“ sprach der Kroat, „verzeiht! Ihr habt mir die Verhandlungen übertragen, und es ist ‚Dienst‘, was ich thue. Weichherzigkeit ist hier gar nicht am Platze, wir werden heute Abend noch bis über die Knöchel im Blute stehen! — Also, Bursche, sag' die Wahrheit, oder —“

Der Wirth jammerte heftig.

„Sie sind gestern um acht Uhr früh durchmarschirt und sind nach Palczay, um dort zu rasten,“ stotterte er.

Auf einen Wink des Oberlieutenants trat ein Mann aus der Reihe und band dem Wirthe die Hände auf den Rücken.

„Du weißt jedenfalls mehr, als ich vermuthete, Du wirst uns nach Palczay führen, und zwar auf demselben Weg, den die Honveds gegangen sind. Wieviel Mann stark waren sie?“

„Es mögen fünfzehn gewesen sein, ich habe sie nicht zählen können.“

„Waren Reiter dabei?“

„Nein, nur Einer ist geritten, ich habe ihn nicht gekannt.“

„Waren sie bewaffnet?“

„Ja. Sie haben Gewehre getragen und Patrontaschen, aber sie haben keine Schuhe mehr gehabt, sie werden noch nicht weit sein von Palczay.“

„Wohin führt der Weg von Palczay weiter?“

„Der Weg führt über die Theiß, aber man kann ihn nicht mehr gehen, die Soldaten haben die Brücke abgebrochen und verbrannt, schon in der vorigen Woche.“

„Gut!“ sagte der Oberlieutenant. „Du stellst Dich jetzt an die Spitze, Spitzbube, und Du,“ wandte er sich zu einem

Korperal, „Du nimmst Deinen Ladstock und hilfst ihm damit gehen."

Die Expedition setzte sich in Bewegung.

Nach einstündigem Marsche meldeten die vorgeschickten Ulanen, daß das Vorwerk in Sicht sei. Er war dies ein massives Gebäude, aus Bruchsteinen aufgeführt, welches sich mit seiner rückwärtigen Seite an die Theiß lehnte. Aus dem Schornstein stieg Rauch auf, ein Zeichen, daß der Hof bewohnt war.

Der Zug Infanterie stellte sich an die Spitze, Splügen's Ulanen suchten die Gegend ab.

Mit Vorsicht näherte man sich. Im Hofe hatte man die kommenden Truppen gleichfalls bemerkt, es ward lebendig und Gewehrläufe blitzten über die Mauer. Die Honveds wußten, welches Schicksal ihrer harrte, und zogen es vor, lieber in offenem Kampfe zu sterben, als nach endlos langem Prozeß schließlich zu Pulver und Blei „begnadigt" zu werden!

Der Oberlieutenant ordnete seine Mannschaft zum Angriff. Splügen ließ zum Sammeln blasen.

Da krachte der erste Schuß aus dem Vorwerk. In die Stirne getroffen, schleuderte der Oberlieutenant den Säbel weit von sich, drehte sich um sich selbst im Kreise herum und brach zusammen. Splügen saß ab, stellte sich an die Spitze der Infanterie und führte sie zum Sturm. Im Augenblick war die Mauer genommen und überstiegen, und Alles, was sich in den Weg stellte, mit dem Bajonnet niedergemacht.

Der Rest der Insurgenten hatte sich in das Gebäude zurückgezogen, aber die Thüre fiel unter der Wucht der Kolbenstöße. In einem Gemach hatten sich die wenigen Ueberlebenden noch einmal verschanzt.

Splügen wollte dem Blutvergießen Einhalt thun, er forderte die Leute auf, sich zu ergeben. Die Verhand-

lungen waren kurz, die Thür öffnete sich, und Splügen trat ein.

Zwei verwundete Honveds lagen am Boden. In der Mitte der Stube stand hoch aufgerichtet — Graf Geyza Mogosházy.

Splügen starrte ihn an wie ein Gespenst, der Graf hatte seinen Säbel zerbrochen und übergab die Stücke davon dem Rittmeister.

Die Mannschaft war vor der Thür schußbereit stehen geblieben. Splügen kommandirte sie ab und befahl, den todten Oberlieutenant in's Haus zu tragen.

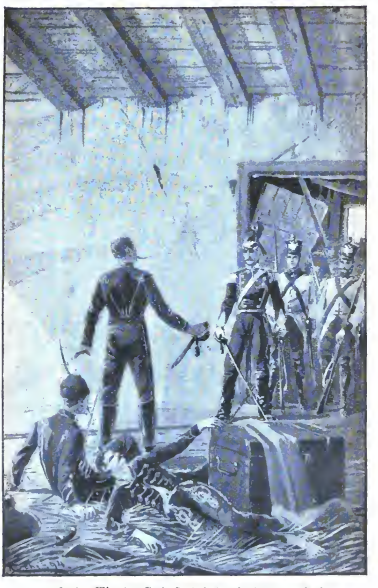
Nachdem er alle Anordnungen getroffen hatte, trat er wieder zu Mogosházy.

„Herr Graf, es ist die schwerste Stunde meines Lebens, in der ich Ihnen so gegenüberstehen muß!"

„Ich weiß es, lieber Freund; ich bin glücklich, Sie noch einmal im Leben getroffen zu haben. Ich habe längst abgeschlossen mit dem Dasein, Sie aber wollte ich vor meinem Ende noch einmal sprechen, darum ergab ich mich, als ich Sie erkannte. Aber — seit drei Tagen ist kein Bissen Brod über meine Lippen gekommen, lassen Sie mir etwas reichen, damit meine Kräfte noch so lange halten mögen, bis ich Ihnen Alles gesagt habe."

Splügen theilte dem Grafen von seinem Vorrath mit und reichte ihm die Feldflasche. In langen, gierigen Zügen trank der unglückliche Mann. Eine brennende Röthe wurde auf seinen fahlen Wangen sichtbar, er setzte sich, stützte den Kopf in die Hand und weinte.

Splügen trat zu dem Grafen. Mogosházy reichte ihm die Hand und sagte: „Ich weiß Alles. Illona hat mir geschrieben, und Sary mir die Briefe zukommen lassen. Den armen Sary haben sie vor einer Woche standrechtlich erschossen, der alte Mann starb wie ein Held! Illona meldete mir ihre Verlobung mit Ihnen, ich gebe ihr meinen Segen,



In der Mitte der Stube stand hoch aufgerichtet — Graf Geyza Mogoshàzy. (S. 144)

machen Sie das arme Mädchen glücklich, sie verdient es. In der Bank von England liegen fünfzehntausend Gulden für meine Tochter, das Geld reicht für die Kaution und für die erste Einrichtung des Hausstandes, bringen Sie Ihrer Braut meine letzten Grüße."

Splügen hatte erschüttert die Hände des Grafen erfaßt.

„Nein, Sie dürfen nicht sterben, es muß sich Rettung für Sie finden!"

„Ich habe die Hoffnung aufgegeben. Nie würde ich das Opfer von Dir annehmen, mein Sohn. Meine Rettung würde Dich Deine Ehre, Deine Stellung kosten."

„Und wenn ich Alles verlieren sollte, Du darfst nicht in die Hände Deiner Feinde fallen. Dein blutiger Schatten würde stets zwischen mir und meinem Weibe stehen — nein, es darf nicht sein!"

Der Abend war mittlerweile hereingebrochen. Splügen entwickelte seinen Plan und neuer Lebensmuth erfüllte den Grafen.

Heinrich entledigte den erschossenen Kameraden seiner Kleider, und eine Viertelstunde später war Graf Mogoshäzy in einen österreichischen Offizier verwandelt.

„Die für heute ausgegebene Parole ist ‚Belgrad', für morgen ‚Katharina'; die Losungsworte helfen Dir durch die Posten, der Wirth soll Dich führen," sagte Splügen.

Die Soldaten ließ er im Hofe antreten zum Begräbniß der Gefallenen. Eine Grube wurde ausgehoben, und bei Laternenschein wurden die Unglücklichen zur letzten Ruhestätte geleitet. Die Feierlichkeit benutzte Mogoshäzy, sich ungesehen zu entfernen. Als die Ehrensalve krachte, hatte der Graf das Gehöft schon im Rücken; zwei Tage später war er glücklich auf türkisches Gebiet gelangt.

— — — — — — — — — — — — —

Der Sturm der Revolution war vorübergebraust, Ruhe und Friede war eingekehrt in die Hütten wie in die Paläste.

Der junge, ritterliche Kaiser Franz Joseph hatte von dem schönsten Vorrecht der Krone Gebrauch gemacht und allenthalben Gnade walten lassen. Auch Graf Geyza Mogoshäzy gehörte zu jenen Glücklichen, die wieder in ihren früheren Besitz eingesetzt wurden.

Splügen hatte den Militärdienst als Major verlassen, auf Wunsch des Grafen hatte das junge Ehepaar seinen Wohnsitz in Szent Miklos gewonnen, wo sich Splügen mit der Bewirthschaftung der Güter beschäftigte.

Der Dreikönigsball, der während der Kriegsjahre ausgesetzt worden war, sollte heuer zu neuem Glanze aufleben, die umfassendsten Vorbereitungen wurden dazu getroffen. Der Kursaal, der lange Zeit als Lazareth gedient hatte, wurde von Grund aus restaurirt.

Auch Herr Doktor Ogrisegg war zum Ball von Voglajen herüber gekommen, er hatte sich wie gewöhnlich etwas verspätet, da seine Damen sorgfältiger denn je Toilette gemacht hatten.

Heinrich erschien, seine junge, blühende Gemahlin am Arm, in der Tracht eines ungarischen Magnaten; der Kaiser hatte ihm für die bewiesene Treue und Tapferkeit das ungarische Staatsbürgerrecht verliehen.

Der Ball nahm seinen Anfang, Splügen eröffnete die Festlichkeit mit seiner Gemahlin.

Als die Polonaise gespielt wurde, trat er zu Fräulein Amalie Ogrisegg und bat sie um den Tanz; ein Neffe Ogrisegg's, der sich als Doktor der Medizin in Voglajen niedergelassen hatte, faßte sich ein Herz und bat die Gemahlin Splügen's um die Tour, die ihm auch freundlich zugesagt wurde. So war endlich die Schranke gefallen, die so viele Jahre lang die bürgerliche und die aristokratische Gesellschaft getrennt hatte.





Jugend.

Novelle von **Paul Bliß**.

1.

Es ist ein schöner frostklarer Januartag.

Kurt Hagenau sitzt an seinem Arbeitstisch und vertieft sich in ein dickbändiges Geschichtswerk, aus dem er Studien machen will für sein neues Drama.

Er hat den Tisch dicht an den Kachelofen gerückt, denn es ist kalt im Zimmer, und die Fensterscheiben sind mit eisigen glitzernden Blumen bedeckt. Ein Frostschauer rinnt dem Lesenden über den Rücken, sein ganzer Körper zittert und zwischen seinen klappernden Zähnen ringt sich eine leise Verwünschung hervor.

Endlich wird es ihm zu arg. Er kann nicht mehr arbeiten, die Kälte macht es ihm zur Unmöglichkeit. Er steht auf, beide Hände in den Hosentaschen, und läuft nun im Zimmer hin und her, um wieder warm zu werden.

„Diese Kälte," spricht er zu sich selbst, indem er auf das Thermometer sieht, „dabei soll man arbeiten, ganz unmöglich! Aber dies Lumpenleben soll jetzt ein Ende haben, ich ertrage es nicht länger!"

Da wird geklopft, und auf Kurt's „Herein" tritt ein junger Mann ein, der Maler Wolfgang Walter, sein bester Freund.

„Ah, mein lieber Wolf!" Freudig begrüßt ihn Kurt und führt ihn an's Sopha. „Das ist lieb von Dir, daß Du gleich gekommen bist."

„Aber wenn Du mir einen solchen Brief schreibst, was bleibt mir denn da anderes übrig!"

„Nun ja, der Brief — Du hast recht, aber erfahre erst, was mich dazu veranlaßt hat. — Willst Du nicht ablegen?"

„Weißt Du, es ist verwünscht kalt hier, es scheint mir am besten, ich behalte den Mantel um, denn ich bin schon etwas erkältet."

„Wie Du willst. Wenigstens setz' Dich und hör' mich an, denn ich brauche Deinen Rath, — aber offen und ehrlich, lieber Wolf."

„Sollst Du haben, mein Junge, mein Wort darauf." Er setzte sich in die Sophaecke und zog den Mantel eng an sich. „So, nun lege los."

Ein Weilchen noch schwieg Kurt und ging sinnend im Zimmer hin und her, als suche er nach den rechten Worten.

„Ich beabsichtige, mich zu verloben," stieß er endlich kurz heraus und stand vor Wolf still.

Lächelnd sah ihn der Freund an. „Und darum läßt Du mich zu Dir kommen? Aber, lieber Junge, was gehen mich Deine Liebschaften an."

„Diesmal ist es ernst," versetzte Kurt.

„Na, um so weniger brauchst Du dann meinen Rath."

„Aber ja, ich brauche ihn doch!"

„Also ist es ein armes Mädel, nicht wahr?"

Kurt schwieg.

„Ich nehme Dein Schweigen für eine Bejahung," fuhr Wolf fort, „und da gebe ich Dir denn den wohlgemeinten Rath: verlobe Dich nicht, unbedingt nicht! Es wäre Unrecht und Thorheit, wenn Du ein Weib an Dich fesseln

wolltest, und wenn Du sie noch so heiß liebst. Sie hat nichts, Du hast nichts, Dein Verdienst ist gleich Null; also wovon wollt ihr leben? Der Liebesrausch ist bald verflogen, dann kommt die schale Alltäglichkeit, die Sorge, die Noth, die Schulden, und dann ist Liebe, Glück und Eintracht futsch, und die Welt ist um eine unglückliche Ehe reicher. Ein armer Künstler soll nur dann heirathen, wenn die Frau ihm viel Geld mitbringt. Das ist meine Meinung."

„Ich danke Dir, Wolf," damit reichte Kurt dem Freunde die Hand, „was Du mir sagtest, ist auch meine Anschauung. Aber hier liegt der Fall anders: das Mädchen, an das ich dachte, hat Geld, sehr viel Geld sogar, aber — ich liebe sie nicht."

Eine Pause entstand. Fragend sah Wolf den Freund an.

„Wenn Du sie nicht liebst und dennoch an eine Heirath denkst, so liebt sie Dich also?"

„Ich muß es annehmen, denn sie hat mir die unzweideutigsten Beweise dafür gegeben. Ich war wohl ein dutzendmal mit ihr zusammen, natürlich immer nur in Gesellschaften, und stets war ich der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeiten."

„Und Deine Eitelkeit täuschte Dich nicht?"

„Aber Du kennst mich doch!"

„Nun, dann heirathe sie getrost. Wenn sie Dich wirklich liebt, dann wirst auch Du sie lieben lernen, oder reden wir deutlich: ihr werdet euch aneinander gewöhnen."

Wieder entstand eine Pause. Kurt saß brütend am Arbeitstisch, und ein finsterer Zug von Bitterkeit und Schwermuth lag auf seinem Gesicht.

„Uebrigens, wenn es nicht indiskret ist," begann Wolf wieder, „so möchte ich schon nach dem Namen fragen; oder kenne ich sie nicht?"

„Du kennst sie sehr gut, die Tochter des verstorbenen Kommerzienraths Meißner ist es."



„Die Lotte, das kleine lustige Mädel?"

„Nein, die kenne ich noch gar nicht, die soll ja jetzt in irgend einem Schweizer Pensionat sein; ich meine die älteste Tochter aus Meißner's erster Ehe, die Luzie."

„Aber Mensch!" begann Wolf nun lebhaft, „die ist ja sicherlich vier oder fünf Jahre älter als Du."

„Ich weiß es," sagte Kurt ernst, „und ich weiß auch, daß sie eine schiefe Schulter hat, aber die Augen — sieh ihr 'mal in die Augen! Seelentiefe liegt darin, kein Falsch, keine Eitelkeit! Wunderbare Augen sind das, die ein reines, edles Herz verrathen, und darum allein habe ich mich mehr mit ihr beschäftigt, als man sonst es thut. Rein psychologisches Interesse hat sie mir eingeflößt."

„Und Du glaubst, daß sie Dich liebt?"

„Ich weiß es bestimmt."

„Nun, dann heirathe sie also. Sie kann ja über ihr Vermögen verfügen. Ihr könnt euch ein hübsches Heim gründen, und Du brauchst mit Deiner Feder kein Brod mehr zu erwerben."

Kurt saß noch immer da und starrte vor sich hin mit sorgenvoller Miene.

„Besinnst Du Dich etwa noch?" fragte Wolf.

„Es ist für's Leben," sagte Kurt, „für's ganze Leben!"

„Nun ja, für's ganze Leben bist Du versorgt."

„Aber meine Jugend, Mensch, meine Jugend opfere ich hin!"

Wolf lächelte resignirt: „Das bischen Jugend ist gar bald verpufft, ich weiß das, denn ich bin zehn Jahre älter als Du, und nach dem Jugendrausch folgt der moralische Jammer; dann steht man einsam da, die Haare ergrauen, die Falten und Runzeln stellen sich ein, die Wäsche ist ewig in Unordnung, die Manschetten und Kragen fransen an den Kanten aus, keine sorgende Hand bessert etwas aus, Alles ödet und ekelt uns an. Na, und was ist das

Ende? Eine Vernunftheirath. So oder so. Endlich einmal landet unser Schiff doch in dem Hafen der Ehe. Also wennschon, dann besser jung gefreit! Da hast Du meinen wohlgemeinten Rath."

„Aber ich fühle, daß ich ein Unrecht begehe, wenn ich sie an mich fessele. Ich verspreche etwas, das ich nicht halten kann. Ich liebe sie nicht, allein ihr Geld ist's, das mich anzieht! Und ich bin jung, ich habe noch nie wahrhaft geliebt. Wie, wenn ich später solche Liebe fände?"

„Dann mußt Du stärker sein, als Deine Leidenschaft."

„Daran glaubst Du ja selbst nicht, was Du eben sagtest! Hat denn leidenschaftliche Liebe jemals nachgedacht? Nein! Wenn man liebt, dann sprengt man alle Fesseln, oder es ist eben nicht die Liebe, die ich meine!"

„Herr Gott, Mensch, willst Du denn so lange hungern und darben, bis Du jene Liebe findest!? Sei doch kein Narr, denk' doch vor Allem an Deine Kunst, die allein sollte Dir bestimmend sein für Dein Handeln."

Eine lange Pause entstand. Der Maler saß noch immer in seiner Sophaecke, und Kurt durchschritt mit großen Schritten den Raum. Endlich wurde es Wolf zu kalt, er stand auf und sagte: „Ich weiß Dir nichts anderes zu rathen, lieber Kurt. Also folge mir. Und das Uebrige machst Du am besten mit Dir allein ab. Auf Wiedersehen, und sei vernünftig!" ...

Nun war Kurt wieder allein in dem kalten Zimmer, allein mit seinen Zweifeln. „Und sei vernünftig!" — Das tönte noch immer vor seinen Ohren. Vernünftig sein, ja, so nennt man es, wenn man alles wahre Gefühl in sich toddrückt, und sich und Anderen die Komödie vorspielt, die dem lebensklugen Menschen Stellung und Reichthum verschafft. Er hatte einen unsagbaren Ekel vor solchem Dasein! Ein bitterer Groll erfaßte ihn, und einen Augenblick dachte er an Selbstmord. Aber einen Augen-

blick nur, dann siegte die Kraft der Jugend darüber, und ein heißer Trotz lohte in ihm auf. Ach, ihnen Allen einmal die Fäuste zeigen, einmal etwas Großes, Gewaltiges schaffen können, daß sie Alle staunend davorstehen und es anerkennen müssen! Das, das allein machte das Leben noch lebenswerth! Und dann — ihnen Allen zeigen, daß man ein Anderer ist wie sie, daß man nicht mit dem großen Haufen läuft, sondern seine eigenen Pfade geht. Das, ja! ja! das möchte er all' den klugen Menschen einmal beweisen! Aber, aber —

Ein Schauer durchlief seinen Körper. An den Scheiben rüttelte der eisige Wind, und er sah ein, daß es mit seinen schönen Träumen vorerst noch nichts war. Noch kannte ihn nur ein kleiner Kreis Literaten und einige bekannte Familien, die an sein Talent glaubten, für all' die anderen Millionen war er noch nicht da. Ein Nichts, hilflos und ohne Protektion, hungernd, frierend und einsam. Ach! und dabei in der Brust diese Sehnsucht nach Bethätigung seiner Kraft, diese glühende Begeisterung für eine große erhabene Kunst! Das, das durchwogte ihn. Und nun klebte er hier an der Scholle, nun erlahmte seine Geisteskraft an der gemeinen Sorge um den Leib, nun fror er und hungerte und litt und konnte nichts, nichts schaffen. Eine bittere Wehmuth erfüllte ihn. Also hatte der Freund doch recht; nur diesen einen Ausweg gab es für ihn, diese Ehe, diese Geldheirath — ja, das war jetzt die letzte Rettung, eine andere Wahl hatte er nicht!

Und er sank hin auf das harte Sopha, drückte das Gesicht an den Lederbezug und weinte heiße, bittere Thränen.... Es gab für ihn keinen anderen Ausweg ... und alle Hoffnung auf Liebesglück, alle süßen Jugendträume, Alles, alles das begrub er mit diesem Gedanken.

Ja! es sollte geschehen! Energisch raffte er sich auf. Also eine Geldheirath.... Und nun drückte er alle Weich-

heit herunter, und nun war aus dem Jüngling ein Mann geworden.

Eine Geldheirath — das war die Rettung.

2.

Luzie Meißner stand an dem Fenster ihres traulichen Stübchens und sah sinnend hinab auf das Gewoge und Getriebe der Großstadt.

Auf ihrem Gesicht mit den regelmäßigen Zügen lag ein stiller Friede, eine süße Hoffnung auf ein Glück, das sie demnächst erwartete. Sie träumte sich eine goldene glückliche Zukunft, sie liebte! Neunundzwanzig Jahre war sie alt geworden, und zum ersten Mal liebte sie jetzt, wahrhaft und innig, mit ganzer Hingebung ihrer selbst.

Sie sank zurück in den Sessel, preßte die Hände an's Gesicht und weinte heiße, freudige Thränen.

Wie war das nur so schnell gekommen? Sie besann sich auf Alles, auf jede Kleinigkeit; wie sie ihn zuerst gesehen, wie gleich damals etwas in ihr aufgeweckt worden war, etwas, das lange geschlummert hatte; wie dann die ganze Nacht und alle folgenden Tage sein Bild sie verfolgt hatte, wie sie fieberhaft die Zeit erwartete, bis sie ihn wiedersehen konnte; wie er dann die ersten freundlichen Worte ihr gesagt hatte, und dann die Veilchen, die er ihr brachte, weil er gehört hatte, daß sie Veilchen gern habe. Und wie lieb und gut er stets zu ihr gewesen war, viel lieber als alle die Anderen, denen sie als eine alte Jungfer galt. O, auf Alles besann sie sich.

Ja, sie liebte diesen Mann. Und wenn sie bisher noch im Zweifel war, ob auch er sie gern hatte — seit gestern Abend wußte sie nun auch das, denn gestern auf der Festlichkeit bei Röders hatte er ihr süße, liebe Worte in's Ohr geflüstert, und heute nun wollte er kommen und um ihre Hand anhalten.



Das war es, was sie erwartete, das ließ ihr das Herz schneller klopfen und berauschte sie.

Sie lehnte sich zurück in das Polster und schloß die Augen.

Ach, so wohl that ihr dieser Sonnenstrahl des Glücks, so unendlich wohl nach all' den langen Jahren bitterer Enttäuschungen!

Und nun dachte sie zurück an das Leben, das hinter ihr lag. Einsam war sie groß geworden, von den Eltern mit übergroßer Sorge und Zärtlichkeit behandelt, weil sie von frühester Jugend an als das arme kranke, verwachsene Kind angesehen worden war. Nie hatte sie mit den anderen Kindern sich herumtummeln dürfen, nie sich austoben, nie an den Streichen der Gespielinnen theilnehmen dürfen. Sie war ja zu schwach, zu gebrechlich, sie mußte daheim hocken, damit sie sich nicht erkälte und sich keinen Schaden thue. Ach, wie bitterlich hatte sie oft geweint, und wie oft hatte sie gewünscht, daß sie nie geboren wäre!

Und als sie älter war und denken konnte, und die ersten Anzeichen der aufkeimenden Jugendlust sich zeigten, auch da hatte sie nicht so gedurft, wie sie wollte — nicht tanzen, nicht Schlittschuh laufen, nicht rudern, — nichts von all' den Jugendfreuden hatte sie genossen. Sie saß daheim und las und las, und baute sich eine andere Welt auf, in der sie mit ihren Gedanken und Gefühlen allein lebte.

Und dann kamen die Jahre des Lebenslenzes, auch ihre Seele erwachte, auch ihr Herz sehnte sich nach Liebe und Eheglück, und mit heißer Sehnsucht hatte sie gehofft und gesucht — aber Alles war umsonst gewesen. Man behandelte sie mit Güte und Mitleid, man hielt sie für ein armes zerbrechliches Geschöpf, aber das Weib, das Liebe heischende und Liebe spendende Weib sah man nicht in ihr. — O, das that weh, bitter weh! Und seit der Zeit

hatte sie sich selbst verbannt, aus Groll und Schmerz und Bitterkeit. Alles ertrug sie, nur nicht dies fürchterliche Mitleid.

Dann waren ihre Eltern gestorben, schnell nacheinander, und nun war sie der Vorstand des Hauses geworden. — Das Erste, was sie that, war, die um zehn Jahre jüngere Schwester in ein Schweizer Pensionat zu geben, weil sie es nicht ertragen konnte, Tag für Tag zu sehen, daß man dieser Schwester all' das in Hülle und Fülle entgegenbrachte, was sie umsonst herbeigesehnt hatte. Ein wahrer Haß ergriff sie oft, wenn sie sah, wie die in stolzer Jugendschöne prangende Schwester Lotte von aller Welt gefeiert und umringt war.

Seit die Schwester fort war, lebte sie nun allein mit der alten Dora, die ihre Hausdame war, und mit der alten Köchin Hanne, die auch schon seit Jahrzehnten zum Hause gehörte; abgeschlossen von aller Welt und vertraut mit dem Gedanken, daß sie als alte Jungfer ihr Dasein beenden würde.

Und nun mit einem Male war das Glück gekommen, in ihr ödes Heim fiel ein Sonnenstrahl, ihr alterndes Herz glühte noch einmal auf, und alle Vorsätze, alle Ruhe und Ueberlegung war dahin, denn sie hatte jetzt mit einmal den gefunden, den sie liebte, wahr und wahrhaftig liebte. Anfangs hatte sie's nicht glauben wollen, zu neu war's ihr und zu unerwartet kam es ihr, dann aber, als sie nicht mehr los kam von dem Gedanken, als sein Bild sie immer und immer verfolgte, da hatte sie sich diesem Gefühl hingegeben mit schluchzender Wonne, hatte alle Vergangenheit, alles Unglück vergessen. Das Eine nur war noch da jetzt: Du liebst und Du wirst wieder geliebt! . . .

So sehr war sie in ihren Träumereien versunken, daß sie ganz überhört hatte, wie Dora eingetreten war und nun neben ihr stand.



„Er ist da, Fräulein Luzie," sagte lächelnd die Matrone, „der Herr Doktor, und in großer Toilette."

Luzie wurde purpurroth im Gesicht, sprang auf, suchte ihre Verlegenheit zu verbergen und eilte an den Spiegel, um nach ihrer Kleidung zu sehen.

Auch die alte Dora trat vor den Spiegel und ordnete an den Spitzen und Schleifen, die Luzie's Toilette zierten.

„Es ist ja Alles in Ordnung," begann die Alte. „Sie sehen prächtig aus, und ich möchte den Mann sehen, der da noch widerstehen könnte."

„Aber Dora!" Luzie lächelte verlegen.

„Na, lassen Sie man — es ist so, wie ich sage. Na, und jetzt kann ich den Herrn Doktor wohl 'rein lassen?"

Luzie nickte.

„Viel Glück!" flüsterte ihr die Alte zu, bevor sie hinausging.

Als Luzie allein war, pochte ihr Herz zum Zerspringen, das Blut pulsirte stürmisch und hämmerte an den Schläfen. Ruhe! Ruhe! — sie preßte das Tuch an's Gesicht und ging im Zimmer auf und ab.

Es klopfte.

Sie rief „Herein!" und hielt an sich.

Da trat Kurt ein, wirklich in großer Toilette. Aber sein Gesicht war bleicher als sonst, und das Lächeln war konventionell. Merklich zitterten seine Hände.

Aber von alledem merkte Luzie nichts. Sie hieß ihn herzlich willkommen und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

Sie saßen sich gegenüber, einen Augenblick schweigsam.

Dann begann Kurt: „Sie wissen, Fräulein Luzie, warum ich hier bin. Ich will fragen, ob Sie meine Frau werden möchten."

Eine Pause entstand. Endlich sagte Luzie leise: „Ja, ich weiß es." Weiter konnte sie nichts sagen, denn die Erregung in ihr war zu groß.

„Und bevor Sie mir antworten, Fräulein Luzie, muß ich Ihnen noch etwas sagen." Er machte eine Pause, holte tief Athem und fuhr dann fort: „Sehen Sie, Fräulein Luzie, ich bin arm, noch wenig bekannt, und mein Talent bringt mir noch nichts ein, wenigstens nicht so viel, daß ich davon Weib und Kind ernähren könnte, und deshalb — ich mußte Ihnen dies vorher sagen! — deshalb konnte ich nur eine Frau brauchen, die mir etwas mit in die Ehe bringt."

Er schwieg. Und sie, bleich und zitternd, sah ihn angstvoll an.

„Aber erschrecken Sie darum nicht, Fräulein Luzie," sprach er mit sicherer, milder Stimme weiter, „ich bin deshalb doch kein so schlechter Kerl, der nur an die reiche Mitgift denkt, o nein! Wenn ich heute hier bin, um Ihre Hand anzuhalten, und Sie mir Ihr Jawort geben, so weiß ich sehr genau, welche Verpflichtung ich damit auf mich nehme, und ich sage nicht zu viel, wenn ich Ihnen verspreche, ein treuer, liebevoller und fürsorgender Gatte zu sein. Zwar werden Sie oft Nachsicht haben müssen mit mir, denn wir Leute von der Feder sind oft überarbeitet und nervös, aber ich weiß ja, daß Sie für meinen Beruf Interesse haben, und ich glaube mich auch nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß Sie mir ein bischen gut sind. Das, das allein läßt mich Alles hoffen, und darum, Luzie, darum glaube ich, daß wir Beide miteinander gut fertig werden dürften."

Er war aufgestanden, zu ihr hingetreten und hielt ihr nun die rechte Hand hin. Und sie nahm seine Hand, wortlos, und drückte sie fest und innig. Und aus ihren Augen las er das „Ja!"

Dann beugte er sich nieder und gab ihr den ersten Kuß.

Und da schlang sie ihre beiden Arme um seinen Hals

und flüsterte ihm leise in's Ohr: „Ich habe Dich ja über Alles lieb!"

Und so küßte er sie nochmal und nochmal, selbst sich erwärmend in der Erregung des Augenblicks. —

Als er wieder unten auf der Straße war, kam er sich wie geblendet vor. Die Sonne, der Schnee, Alles flirrte und flimmerte vor seinen Augen. Und in ihm tobte eine maßlose Erregung.

Endlich war er zu Hause.

Er warf sich auf das alte Sopha, hielt die Hände an's Gesicht gepreßt und schloß die Augen. Und nun zog noch einmal Alles an ihm vorüber, was er eben durchlebt hatte.

Der Stimmungsrausch von vorhin war nun verflogen. Zwar sah er jetzt eine sorgenlose Zukunft vor sich, und er wußte auch, daß liebende Fürsorge ihn nun immer umgeben würde. Aber ganz leise merkte er schon jetzt einen Druck auf sich lasten, und in weiter Ferne sah er drohend dunkle Wolken sich aufthürmen, die der Sonne seines kommenden Glückes das Licht zu nehmen drohten.

Aber endlich raffte er sich auf und redete sich wieder Muth zu. „Sei ein Mann und trage Dein Geschick!" — Und dann setzte er sich an den Schreibtisch, seinem Freunde Wolfgang mitzutheilen, daß er nun diesen großen Schritt hinter sich habe.

3.

Das gab einmal ein Aufsehen unter den beiderseitigen Bekannten! Auf diese Verlobung war kein Mensch vorbereitet gewesen.

Ganz entrüstet stellten sich Kurt's Freunde. Sie beneideten den Altersgenossen, der jetzt durch die reiche Heirath allem Elend enthoben war; nun konnte er arbeiten und sich Verbindungen schaffen, die ihn bald auf den

Schild heben, ihn berühmt machen würden, während sie, seine Freunde und Berufsgenossen, nach wie vor im Dienst der Brodschreiberei ihr Talent — sofern solches vorhanden — vergeuden mußten. Einige von ihnen sagten stolz: „Lieber arm bleiben, lieber ein Opfer seines Berufes werden, als solch' eine Geldheirath schließen;“ aber Jedem merkte man es an, daß er an Kurt's Stelle auch nicht anders gehandelt haben würde.

Aber auch die Mütter von heirathsfähigen Töchtern, die mit der Familie Meißner Verkehr pflegten, wußten nicht Klatschgeschichten genug in Umlauf zu bringen. So eine Parthie hätten ihre Töchter schon längst machen können, wenn sie gewollt hätten; so einen armen Schriftsteller, der nichts hat und nichts ist, wenn man den zum Schwiegersohn hätte haben wollen — o, schon zehnmal war Gelegenheit dazu geboten worden. Und überhaupt fanden sie es unerhört, daß ein Mädchen wie Luzie, die doch ein halber Krüppel war, an's Heirathen dachte; noch unerhörter aber fand man es von Kurt, daß er einen solchen Ehebund schloß, denn von Liebe konnte man hier doch wirklich nicht reden! —

Luzie, die glückliche Braut, merkte und ahnte von alledem nichts, ihr Glück machte sie blind für Alles, was um sie her vorging.

Dagegen empfand es Kurt doppelt peinlich. Und die Zukunft erschien ihm durchaus nicht im goldigen Lichte.

Indessen ging er jeden Tag zu Luzie, und je länger er nun bei ihr aus und ein ging, desto mehr ward die Hoffnung in ihm rege, daß doch noch Alles gut werden könne.

Er lernte einsehen, daß Luzie ein reines, edles Weib war, das für alles Große und Schöne sich begeistern konnte; er merkte, daß sie für Alles, was ihn interessirte, eine ungewöhnliche Lernbegierde hatte, und so kam es denn,

daß er ihr oft stundenlang aus seinen Schriften vorlesen und sie mit seinen Plänen bekannt machen mußte. Still saß sie neben ihm und hörte zu, wenn er sprach, und ihre Augen glänzten, wenn er ihr seine Poesien vorlas. Oft, wenn sie ihren Empfindungen keine Worte leihen konnte, lehnte sie sich an ihn, umfaßte ihn, und war glückselig, wenn er einen Kuß auf ihr Haar oder auf ihre Stirn drückte. Dies ganze Leben schien ihr so neu, so wunderbar schön, daß sie, die so viele Jahre in Einsamkeit geschmachtet, nun in einem endlosen Glücksrausch lebte. Nichts gab es für sie als den geliebten Mann. Sie kannte seine Lieblingsblumen, und trug nur diese, sie wußte, was er an ihren Toiletten liebte, und kleidete sich nur in Farben, die ihm gefielen, sie hatte ihm nach und nach entlockt, was seine Lieblingsspeisen waren, und stets fand er nur, daß sein Geschmack ihr maßgebend war; seine kleinen Wünsche und Eigenheiten kannte sie längst, und immer trug sie ihnen Rechnung.

Alles das hatte er mit Bewunderung wahrgenommen, und wenn er sie so emsig hantiren sah, wie sie nur ihm immer Alles zu Dank machen wollte, immer nur ihm allein zu gefallen bestrebt war, dann überkam ihn oft ein Gefühl, das er vordem nie gehabt hatte — er hätte sie umfassen und küssen, ihr liebe, zärtliche Worte sagen und ihr hoch und heilig versichern können, daß er sie immer lieb haben würde und sie schützen und schirmen wolle, so lange er lebe. Und diese Empfindung verließ ihn nicht, auch wenn er nicht bei ihr war, es schien ihm, als sei dies seine Pflicht, als sei es seine Gegenleistung für alle die hundert kleinen Liebesdienste, die sie ihm erwies.

Aber er wußte nicht, ob es Liebe war oder nur Mitleid. —

Endlich waren alle Vorbereitungen beendet, und der Tag der Hochzeit konnte festgesetzt werden. Man war

dahin übereingekommen, daß nur eine kleine Feier im Kreise der nächsten Bekannten stattfinden sollte; natürlich wurde auch Lotte, die jüngere Schwester der Braut, benachrichtigt, daß sie nun aus der Pension kommen solle. —

Die Zeit verschwand schnell. Es wurde Frühling.

An einem sonnenhellen Tage kam Kurt zu seiner Braut und brachte ihr den ersten Frühlingsgruß, einen Strauß duftender Veilchen, die er selbst im Wald gepflückt hatte. Ohne sich erst anmelden zu lassen, stürmte er in's Zimmer. Aber kaum eingetreten, stand er still, wie gebannt, und sah auf das Bild, das seinen Augen sich darbot.

Mitten im Zimmer, vor dem großen Spiegel, stand Luzie, geschmückt mit der weißen Brauttoilette und um sie herum hockten die Schneiderinnen, die an den Falten und Spitzen ordneten und nähten. Man hielt große Anprobe.

Luzie sah ihn im Spiegel. Stolz lächelte sie ihm zu und rief, er möge nur näher kommen.

Kurt aber stand wie aus allen Himmeln gerissen da. Noch niemals war ihm die Gebrechlichkeit seiner Braut so kraß erschienen, wie in diesem Augenblick, wo er sie geschmückt sah mit dem eleganten Brautkleide! Jetzt auf einmal stand es wie mit Flammenschrift vor ihm hingeschrieben, welche Verkehrtheit er begehen wollte. In ihm lebte die Jugendkraft noch voll und ungebrochen, in ihm tobte der wilde Frühlingssturm, der nur durch junge, kräftige Naturen rast; — und das Weib, das da vor ihm stand, war verwachsen, engbrüstig, bleichsüchtig, über die Jugend hinaus. Und dieses Wesen wollte er für's Leben an sich fesseln als sein Weib!

Nein, nein! Sein ganzes besseres Ich empörte sich auf einmal dagegen. Alles, was vorhergegangen war, die Monate, in denen er Luzie kennen gelernt hatte, die Hoffnungen auf die Zukunft, seine Stellung, seine Kunst, sein Glück — Alles, Alles versank in dieser Minute, und



vor ihm stand nur immer der Gedanke: Du hast Deine Jugend, Deine Kraft verschachert für elenden Mammon, und nun bist Du zeitlebens gefesselt an dies arme gebrechliche Wesen!

Er rang nach Luft. Schweiß perlte auf seiner Stirn und an seinen Schläfen hämmerte das siedende Blut. Hinaus! Fort! so tobte es in seiner Brust. Noch ist es Zeit, flieh! Er lehnte sich an den Rahmen der Thür und schloß einen Augenblick die Augen.

„Aber, Kurt," rief Luzie herüber, „warum kommst Du denn nicht näher? Oder glaubst Du zu stören? Keine Angst, komm nur getrost herein."

Jedes Wort fühlte er wie einen Stich. Aber er bezwang sich, er kam näher, ganz langsam, überreichte ihr die Veilchen, wofür sie ihm herzlich dankte, und starrte mit weit offenen Augen auf das weiße Brautkleid.

„Nun, bist Du zufrieden?" lächelte sie.

„Ja, ja, es gefällt mir sehr gut." Er strich sich über die Stirn und schloß die Augen.

„Was hast Du heute, Kurt?" fragte sie besorgt. „Du siehst ganz blaß aus."

„O, es ist nichts, ich bin nur wieder zu schnell gelaufen," beruhigte er sie.

„Dann geh' in's Speisezimmer und ruh' Dich ein wenig aus. Du bleibst doch hier zum Abendessen?"

„Nein, das kann ich nicht, Du mußt mich schon entschuldigen, ich muß heute noch eine wichtige Arbeit erledigen."

„Schade," rief sie, „ich hatte mich so auf heute Abend gefreut — na, dann also morgen. Ach! das hätte ich ja beinahe vergessen! Morgen Vormittag kommt Lotte. Wir holen sie doch Beide ab, nicht wahr?"

„Gewiß!" er wußte kaum, was er sagte; dann verabschiedete er sich, hastiger als sonst, und stürmte hinaus.

Endlich war er daheim in seiner einsamen Junggesellenbude, und nun sank er auf sein Sopha hin und preßte die Hände an's Gesicht. Er fühlte sich so elend, wie nie zuvor. —

Er wußte nicht, wie lange er im dumpfen Brüten so gelegen hatte, aber als er wieder klar denken konnte, war es Nacht um ihn, und er fühlte einen stechenden Kopfschmerz.

Als er an's Fenster trat, bot sich ihm ein wunderbares Bild. Der ganze Park schien ihm magisch beleuchtet. Es war Vollmond, und das milde Licht lagerte über der schlummernden Erde.

Er öffnete ein Fenster und sog die Nachtluft ein. Welche Wohlthat! Er athmete tief auf. Ach, das gab wieder Kraft und Hoffnung! Er ging hinaus.

Langsam durchwanderte er den Park, wie träumend ging er weiter. Eine wunderbare Melodie erklang in seiner Seele, die Musik der Einsamkeit. Und er hörte die schmelzenden Töne der Nachtigallen und das leise Raunen des Nachtwindes, das aus den Kronen und Baumwipfeln zu ihm herunter klang, und all' die geheimnißvollen Wunder so einer Frühlingsnacht mit ihrem Treiben und Werden und Gedeihen, all' das fühlte, hörte und empfand er.

Um diesen märchenhaften Traum nicht zu zerstören, setzte er sich auf eine Bank. Und nun huschten an seinem geistigen Auge Gestalten und Erlebnisse vorüber, die ihn lange, lange nicht beschäftigt hatten. In seine Jugend fühlte er sich zurückversetzt, all' die Freuden und Leiden seiner Knabenjahre zogen wieder an ihm vorbei; aber der Freuden waren wenige, das Leid, die Noth und Entbehrung waren ihm immer Begleiter gewesen; früh verwaist, war er bei fremden Leuten erzogen. Früh war er an Selbstständigkeit gewöhnt, und fast immer auf sich selbst

angewiesen gewesen; von jeher hatte er eine Liebe zur Einsamkeit, und einmal nur, wie ein lächelnder Sonnenstrahl, hatte ihm die Freude zugenickt — eine Kinderliebe war's gewesen. Er lernte seine kleine Nachbarin, seine einzige treue Begleiterin, lieb gewinnen. Ein kleines, wildes Mädel war's gewesen, immer lustig, immer tausend tolle Streiche im Kopf, aber immer herzig und gut zu ihm. Dies Mädchen liebte er mit all' der Gluth eines frühreifen Knaben, für sie hätte er sein Leben geopfert. Aber da kam eines Tages eine schleichende böse Krankheit in die Stadt, und der Tod raffte den süßen Blondkopf weg. Und nun war er wieder allein und von Allen verlassen. Einsamkeit war seine liebste Freundin, und süßes Träumen seine höchste Lust. Und so war es geblieben bis auf den heutigen Tag.

4.

Am nächsten Morgen kam Kurt zu Luzie, um sie abzuholen.

Man kam gerade zur rechten Zeit auf dem Bahnhofe an, denn als der Wagen hielt, fuhr der Zug schon in die Bahnhofshalle ein.

Als die Beiden den Bahnsteig betraten, wurde an einem Wagenfenster zweiter Klasse ein blonder Kopf sichtbar und im nächsten Augenblick schon lag Lotte am Hals der Schwester, diese immerzu umarmend und küssend.

Und Kurt stand dabei und sah auf den blonden Wildfang, immerzu, unausgesetzt. Und wieder kam ihm die Erinnerung an seine todte Kinderliebe.

Und dann trat Lotte zu ihrem zukünftigen Schwager heran, und reichte ihm die Hand. Einen Augenblick trafen sich ihre Blicke, sich suchend von beiden Seiten, dann aber lächelte Kurt, und Lotte ließ erröthend den Blick sinken.

Athemlos stand Luzie dabei. Keinen Moment ließ sie

die Beiden aus den Augen. Das Herz pochte ihr so stark daß der Athem fast stockte. Aber sie bezwang sich und sagte nichts, nur einmal blitzte es vor ihren Augen auf, und da gähnte ein drohender Abgrund vor ihr, der all' ihr bischen Glück und Hoffnung hinabzog in die dunkle Tiefe — einen Augenblick nur, dann war Alles verschwunden.

Auf der Heimfahrt saßen die Schwestern auf dem Rücksitz des Wagens, und Kurt ihnen gegenüber.

Lotte plauderte unausgesetzt, wie froh sie sei, aus dieser entsetzlichen Pension fortzukommen. Sie hatte hunderterlei zu erzählen.

Von alledem hörte Luzie fast nichts, nur manchmal nickte sie und warf ein Wort hin, aber ihre Gedanken waren anderswo; sie beobachtete Kurt und sie merkte, wie er Vergleiche anstellte, wie seine Augen unausgesetzt auf Lotte ruhten, und wie nach und nach eine heimliche Begeisterung in ihm aufleuchtete. Das traf sie wie ein Stich. Und von diesem Augenblick war der alte Haß von ehedem wieder da. Ja! sie haßte diese Schwester, sie haßte deren Schönheit, deren Anmuth, deren Jugend, Alles, Alles an ihr haßte sie, denn sie fühlte, daß sie nun vor dem Abgrund stand, der ihr vorher entgegengähnte — sie fühlte es, seit sie bemerkt, mit welchen Blicken Kurt die Schwester angesehen hatte.

Zu Hause angekommen, empfahl sich Kurt, da er noch wichtige Geschäfte zu erledigen hatte.

Mit lautem Jubel zog Lotte ein in das Heimathshaus. Die alte Dora und die dicke Hanna weinten vor Freude, daß der kleine Wildfang nun wieder da war. Im Sturm ging's die Treppe hinauf, flugs in ihr Zimmerchen, das sie mit lustigem Gesang begrüßte. Und dann, wie sie mit der alten Dora allein war, ging's gleich an's Auspacken.



Nach einer Weile, während sie der Matrone alle Streiche und Tollheiten aus dem Pensionat erzählt hatte, sprach sie zu ihr mit halblauter Stimme: „Sagen Sie 'mal, Dora, wie gefällt Ihnen der Herr Bräutigam eigentlich?"

„O, ein schmucker junger Herr," schmunzelte die Alte.

„Das will ich meinen!" sagte Lotte befriedigt. „Mir hat er geradezu großartig gefallen, ich hätt' ihm gleich einen Kuß geben können!"

„Na, was wäre denn auch so Schlimmes dabei gewesen! Ein Schwager kann doch seine Schwägerin küssen, sollt' ich wohl meinen."

„Richtig! Sie haben auch recht, Dora; den Kuß muß er mir noch nachträglich geben."

Sie lachte laut auf.

„Ein Schelm sind Sie doch immer noch, Fräuleinchen," lachte die Alte mit.

Nach einer Weile fragte Lotte wieder halblaut: „Sagen Sie 'mal, Dora, ist es denn eine Heirath aus Liebe?"

Die Alte zuckte die Schulter. „Ja, wer weiß das!" sagte sie leise. „Die Leute sagen zwar alle, der Herr Doktor nähme unser Fräulein um's Geld — aber wer weiß das!"

„Die Leute sagen das schon?"

Die Alte nickte wieder.

„Na, wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich glaube das auch."

„Aber Fräuleinchen!" schalt Dora.

„Ja, ja, mir kam das gleich so vor — sie thun ja gar nicht ein bischen verliebt. Ich bitt' Sie, in zehn Tagen ist Hochzeit, und Alles geht so steif zu, als ob sie sich erst acht Tage kennen würden."

„Sie vergessen, Fräuleinchen, daß unser Fräulein Luzie älter ist, wie Sie," schaltete die Matrone ein.

Lotte nickte: „Aber er, er ist doch ein junger, flotter Kerl, wenn er die Luzie lieb hätte, dann wäre er anders.

Uebrigens — das Einfachste ist, wenn ich ihn selbst 'mal frage."

„Aber, Fräulein Lotte!" Die Alte war maßlos erstaunt.

„Na ja! Ich kann doch nicht dulden, daß Luzie unglücklich wird. Und das würde sie in einer solchen Ehe doch sicher!"

Die Unterhaltung wurde gestört, da man Dora abrief.

Nun packte Lotte allein weiter aus, ordnete all' ihre tausend kleinen Habseligkeiten in Schränke und Schubladen und sang sich lustige Liedchen dazu.

— — — — — — — — — — — — —

Zur selben Zeit saß Luzie in ihrem Zimmer und ließ nun den wilden Schmerz austoben, den sie so lange hatte zurückhalten müssen. Sie saß da und starrte vor sich hin. Was sollte nun werden? Noch war nichts geschehen, was ihr zur Eifersucht Veranlassung gab. Und sie dachte auch keinen Augenblick ernstlich daran, daß Kurt jetzt im letzten Augenblick noch zurücktreten würde, nein, sie traute seinem Wort. Aber wenn er schon ihr Mann wurde, was sollte das für eine Ehe sein? Denn das Eine hatte sie nur zu deutlich gemerkt, daß seine Empfindung für sie nicht Liebe, sondern nur Mitleid war.

Laut aufschluchzend sank sie zurück in's Polster.

Warum war ihr dieser letzte große Schmerz nicht erspart geblieben? Ach, wenn sie doch auch so jung und so schön wäre, wie die Lotte! Der jubelten alle Herzen zu, sobald sie sich nur zeigte. — Jugend! Schönheit! Gesundheit! — Das war ja Alles! Das allein ist Leben, Glück, das allein ist Alles! Und sie stand jetzt an der Grenze, wo das Leben Abschied nimmt von der Jugend; für sie kam nun die Zeit, da alle Hoffnungen und Wünsche verglimmen, und aus der Asche bleibt Eines nur, ein müder Trost, die Resignation.

Noch einmal bäumte sich in ihr das letzte Fünkchen Lebenskraft auf, und sie dachte daran, auch diesen letzten Kampf um den geliebten Mann noch zu bestehen, nicht freiwillig wollte sie zurücktreten, kämpfen wollte sie um dies letzte Glück.

Aber nur einen Augenblick blieb ihr dieser Gedanke. Dann sah sie ein, daß es Thorheit war, und daß sie mit ihrer Schwäche und Gebrechlichkeit nur eine erbärmliche Rolle spielen konnte.

Nein, es war Alles aus! Jetzt fühlte sie es klar, jetzt gab es nur Eines noch, dulden und ertragen.

Aber nicht weich sollte man sie sehen! Gleich morgen würde sie Kurt sein Wort zurückgeben. Dann war er frei. Dann konnte er glücklich werden! —

Als sie aber am nächsten Tage Kurt wiedersah, merkte sie, daß sie es ihm nicht sagen konnte. Hundertmal machte sie sich stark und wollte sprechen, aber immer wieder versagte ihr im letzten Moment der Muth.

Und Kurt schlich umher mit bleichem Gesicht und brennenden Augen; unruhig, nervös und zerstreut. Auch er hatte erkannt, daß er diese Ehe nicht schließen durfte, denn es wäre ein feiger Betrug gewesen, eine Ehrlosigkeit, die ihm all' seine Schaffenskraft geraubt hätte. Und alles das hatte er erst eingesehen, als er gestern die beiden Schwestern zum ersten Male zusammensitzen sah. Nun war es klar bei ihm, daß er zurücktreten mußte. Und darum war er nun heute gekommen, das erlösende Wort zu sprechen. Aber er fand es nicht, so oft er auch Gelegenheit dazu suchte.

Und so gingen denn die beiden Menschen nebeneinander her, Jedes mit derselben Absicht im Herzen, und Keines von Beiden fand den Muth, sich auszusprechen. —

Am Nachmittag hatte Lotte den Wunsch, einen Spaziergang zu machen, da sie den neuen Villenvorort und die

neuen Parkanlagen noch nicht kannte. Luzie war nicht wohl genug, und so begleitete sie Kurt.

Lotte war zufrieden. So hatte sie es gerade gewünscht. Nun sollte er ihr beichten.

Als die Beiden fort waren, stand Luzie am Fenster und sah ihnen nach. „Ein schmuckes Paar, wie für einander geschaffen," sagte sie leise und preßte ihr Tuch an's Gesicht. Aber dann ging sie fort vom Fenster, kämpfte die Weichheit hinunter und begann darüber nachzudenken, wie sie, ohne Skandal zu erregen, die Verlobung lösen könne.

Indessen gingen Kurt und Lotte durch den Park.

„Wissen Sie auch, Kurt," begann sie übermüthig, „daß ich allen Grund habe, Ihnen ernstlich böse zu sein!"

„Nein, das weiß ich ganz und gar nicht," versetzte er verwundert.

„So will ich es Ihnen sagen! Gestern, als ich ankam, haben Sie mich sehr, sehr kühl begrüßt!"

„Das lag aber wirklich nicht in meiner Absicht."

„Nicht einmal einen Kuß haben Sie mir gegeben!"

Zweifelnd sah er sie an.

„Durfte ich, als Ihre Schwägerin, den nicht beanspruchen?"

„Natürlich," lächelte er, „ich weiß selbst nicht, warum ich eigentlich so zurückhaltend war."

„Ja, wenn Sie das nicht wissen, ich kann es doch erst recht nicht wissen."

Uebermüthig lachend stand sie vor ihm. Ein Bild der ersten prangenden Jugend, so daß ihm das Herz warm wurde.

„Na wissen Sie, Lotte, ich hole das nach, jetzt gleich!" rief er.

„Das fehlte mir gerade!"

„Doch, nun erst recht!"

„Das wollen wir doch 'mal sehen!" Und damit entlief sie ihm, behend und leichtfüßig.

Er aber lief ihr nach, und in einigen Sekunden hatte er sie eingeholt. Und nun nahm er sie in seine Arme, preßte sie an sich und küßte sie auf den Mund.

„Kurt!“ stieß sie hervor und suchte sich aus seiner Umarmung frei zu machen, aber es gelang ihr nicht.

Wie von seliger Wonne trunken, hielt er sie umfaßt, und küßte sie wieder und wieder. Ihm war, als ob Alles um ihn herum versunken wäre; er und sie allein waren noch da, lebend und liebend und wonnige Freude athmend.

Aber da, mit einem Ruck war sie ihm entschlüpft.

„Entweder Sie sind jetzt vernünftig, Kurt, oder ich gehe sofort nach Hause, aber allein!“

Mit blitzenden Augen sah sie ihn an.

Er nickte nur. Jetzt war er wieder ernüchtert. Und nun machte er sich Vorwürfe über sein Thun.

Eine Pause entstand, minutenlang. Langsam gingen sie neben einander her.

Endlich begann sie wieder, nun aber im ernsten Ton: „Ich muß Sie etwas fragen, Kurt; aber Sie müssen auf Ehre und Gewissen mir antworten.“

„Fragen Sie nur.“

„Lieben Sie meine Schwester?“ Prüfend sah sie ihn an.

„Nein,“ antwortete er ruhig, „ich liebe sie nicht, und ich werde noch heute mein Wort von Luzie zurück erbitten.“

Sie stand still und sah ihn an. Er war bleich, seine Augen funkelten unheimlich, und ein bitterer Schmerz lag auf seinem Gesicht.

„Aber sagen Sie mir nur, wie alles das so hat kommen können?“ fragte sie leise.

„Fragen Sie nicht mehr, Lotte,“ preßte er hervor, „lassen Sie mich gehen. Es ist aus, Alles aus. Es war ein Wahnsinn. Aber fürwahr, ich bin nicht allein Schuld daran!“

„Aber nur ein Wort, Kurt!“ bat sie.

„Ich kann nicht! Heute nicht! Ein anderes Mal vielleicht. Leben Sie wohl, Lotte. Ich schreibe an Luzie.“

Damit eilte er fort.

Also hatte sie sich nicht getäuscht. Er liebte Luzie nicht!

„Arme Schwester, das wird Dir einen gewaltigen Schmerz bereiten,“ sagte sie laut.

Langsam ging sie wieder nach Hause. Unterwegs pflückte sie ein paar Blumen, die sie der Schwester mitbringen wollte. Und während sie so allein weiter ging, mußte sie wieder an Kurt und an die Scene vorher denken. Sie fühlte, wie sie erröthete. Und mit einmal beschleunigte sie ihre Schritte, mit einmal überkam sie ein Angstgefühl, so mutterseelenallein im Walde zu sein, und sie lief so schnell sie nur konnte.

Als sie aber daheim war, ging sie nicht erst zu der Schwester, sondern schlich sich in ihr Zimmerchen, stellte die mitgebrachten Blumen auf ihren Nachttisch und setzte sich in die Sophaecke, um zu träumen. Denn sie hatte ja heute so viel Merkwürdiges erlebt, wie noch nie.

5.

Während der ganzen Nacht hatte Kurt keinen Schlaf finden können, ruhelos war er in seinem Zimmer hin und her gewandelt und hatte nachgedacht, was nun werden sollte. Aber so viel er auch grübelte und sann, er fand keinen anderen Ausweg, als sich von Luzie sein Wort zurück zu erbitten. Mochten die Freunde und Bekannten denken und sagen, was sie wollten. Besser so, als ein Leben endloser Leiden!

Zwar durchzuckte ihn ein herber Schmerz, als er an Luzie dachte. Er wußte wohl, was er ihr damit anthat, aber es gab nur den einen Weg.

Mit schwerem Herzen hatte er endlich den Brief an

Luzie fertig. Mit klaren Worten, aber milde und zart, hatte er ihr Alles geschrieben und bat nun um Verzeihung, daß er ihr so tiefes Leid bereitet hatte.

Nun war es geschehen. Nun athmete er auf. Nun war er endlich frei von dieser Bürde, die ihn niederdrückte.

Als sein Freund Wolf kam und Alles erfuhr, war er einfach sprachlos. Er starrte Kurt eine lange Zeit an.

„Mensch!" schrie er endlich. „Du bist reif für's Narrenhaus! So sein Glück mit Füßen zu treten!" Der Maler war außer sich.

„Beruhige Dich," erwiederte Kurt, „Du siehst, es ist bereits geschehen. Der Brief ist fort."

Nach einer Pause begann Wolf wieder: „Und was willst Du nun beginnen?"

„Morgen reise ich ab — nach der Hauptstadt. Man hat mir die Redakteurstelle an einem kleinen Blatt angeboten, und ich nehme sie an."

Der Maler zuckte die Schultern. So etwas begriff er nicht.

Nach wenigen Minuten trennten sich die Freunde, da Kurt noch Vorbereitungen zur Abreise zu treffen hatte.

Mit zitternden Händen nahm Luzie den Brief in Empfang. Sofort erkannte sie die Schrift und wußte, was in diesem Briefe stand.

Zitternd erbrach sie den Unglücksbrief.

In athemloser Hast überflog sie die Seiten, mit starren, glanzlosen, trockenen Augen — — Alles, Alles, wie sie es erwartet hatte! Dann verließ sie die Kraft, der Brief entfiel ihrer Hand, und bewußtlos sank sie nieder.

So fand sie Lotte.

Im nächsten Moment waren auf Lotte's Ruf die beiden Dienerinnen da, und in wenigen Minuten war Luzie wieder bei Bewußtsein.

Es sei nichts, nur ein leichtes Unwohlsein! Damit wies sie jeden weiteren Beistand zurück. Nur Lotte blieb da.

Als die Schwestern allein waren, sank Lotte vor Luzie nieder und barg laut aufschluchzend ihren Kopf in ihrem Schoß.

„Laß nur," wehrte Luzie sie ab, „es ist besser so."

„Meine arme Schwester!" jammerte Lotte.

„Aber so sei doch vernünftig, Lotte!" Mit übermenschlicher Kraft machte Luzie sich frei aus den Armen der Schwester. Stark wollte sie sein; kein Mensch sollte sehen, was sie litt.

Erst als sie in ihrem Zimmer allein war, da erst ließ sie ihrem Leid freien Lauf, da erst weinte sie lange, lange. —

Am nächsten Tage zu später Abendstunde reisten die Schwestern ab. Dora begleitete sie. Nach dem sonnigen Süden ging die Reise, nach dem Genfersee. Der alte Hausarzt hatte angeblich dringend gerathen, ein anderes Klima aufzusuchen, weil bei Luzie ein altes Lungenleiden wieder aufgetreten sei. Infolge dessen war die Hochzeit hinausgeschoben worden, und die Verbindung mit Herrn Kurt Hagenau davon abhängig gemacht worden, ob das Leiden Luzie's zu heilen sein würde oder nicht.

Mit diesem Gerücht, das von Luzie verbreitet worden war, mußte sich der Klatsch der Gesellschaft zufrieden geben.

* * *

Nach einem Jahr durchwanderte Kurt die Kunstausstellung der Residenz und machte sich eifrig Notizen für seine Kritik.

Er war eben in der Anschauung eines Porträts vertieft, als er neben sich leise seinen Namen rufen hörte. Erstaunt sah er sich um.

„Lotte! — Fräulein Lotte!" rief er.

Bewundernd sah er sie an. Sie war noch schöner geworden, aber derselbe Schalk lachte auch heute noch aus ihren Augen.

„Na, wie ist's Ihnen denn ergangen, Herr Doktor?"

„O danke," er lächelte, „und Ihnen?"

„Vortrefflich!" jubelte sie. „Ein ganzes Jahr lang war ich bei der Luzie. Sie hat sich ein Häuschen am Genfersee gekauft, ganz dicht bei Clarens. Dort bleibt sie für immer wohnen. Es ist ja auch entzückend dort."

„So, so!" Er athmete erleichtert auf. „Na und Sie?"

„Ich bin seit acht Tagen hier auf Besuch bei einer Tante, bleibe auch vorläufig noch hier."

Sie sah ihn an mit freudestrahlenden Augen.

„Nun, wenn Sie gestatten," sagte er, „so führe ich Sie ein wenig umher."

„Ach nein," lachte sie, „kommen Sie nur, ich stelle Sie meiner Tante vor. Wir sitzen draußen im Park."

Sie hüpfte voran, er kam langsam nach, und draußen wurde er der bewußten Tante vorgestellt, einer alten, freundlichen und gutherzigen Dame.

Gleich am nächsten Tage machte Kurt seinen Besuch. Er wurde überaus freundlich aufgenommen und mußte fest versprechen, recht oft und recht bald wiederzukommen.

Natürlich that er das. Grund und Gelegenheit fand sich immer. Und so sah er Lotte denn auch jeden Tag, bald in der Ausstellung, bald im Konzert oder in Gesellschaften. Am liebsten freilich war er mit ihr daheim bei der alten Tante zusammen. Da saßen die Drei bei einander am Tisch, der Theekessel summte, und während das Tantchen nach und nach einnickte, plauderte und scherzte er mit Lotte.

Einmal im Spätsommer begleitete er sie nach Hause. Sie waren im Ausstellungspark gewesen und zum ersten Male allein, da die Tante nicht ganz wohl war. Es war

Dämmerung, als sie durch den Thiergarten gingen. Durch die Bäume schimmerte das goldige Roth der scheidenden Sonne. Da nahm er ihre kleine Hand und zog sie an seine Lippen, und ganz leise flüsterte er ihren Namen.

Sie entzog ihm die Hand nicht, aber sie sah ihn auch nicht an.

„Lotte, hast Du mich lieb?“ flüsterte er ihr zu.

Und da schaute sie ihn an mit ihren braunen Schelmenaugen und auf ihrem Gesicht lag ein freudestrahlendes Lächeln.

Er wußte genug. Er nahm ihren blonden Kopf, drückte ihn an seine Brust und gab dem geliebten Mädchen den Verlobungskuß. Dann gingen sie, Arm in Arm, scherzend und kosend, nach Hause zur Tante und erbaten deren Segen.

Die Tante nickte nur lächelnd und reichte Beiden die Hände. Sie hatte ja längst geahnt, daß es so kommen mußte. Und in dem sonnigen Glück der beiden Liebenden sah sie ihre eigene Jugend wieder vor sich.

Am nächsten Tage hatte Kurt eine längere Unterredung mit der Tante.

„Luzie hat mir vor einigen Tagen geschrieben,“ sagte die alte Dame. „Ich habe ihr mitgetheilt, was ich voraus sah. Sie läßt Sie grüßen und wünscht Ihnen von Herzen alles Glück. Sie zürnt Ihnen nicht. Die Jugend gehört zur Jugend. Sie ist jetzt ausgesöhnt mit ihrem Schicksal.“

Kurt konnte nichts darauf antworten. Eine tiefe Wehmuth kam über ihn, die ihn weich machte.

„Und doch habe ich recht gethan!“ sagte er sich. „Nur da war ich auf dem falschen Wege, als ich eine Ehe aus Spekulation schließen wollte.“

Und als er in das andere Zimmer trat, kam Lotte ihm entgegen. Da schloß er sie in seine Arme.



Der schwarze Berthold und seine Nachfolger.

Zur Geschichte der Explosivstoffe.

Von

Justus Brandt.

Mit 11 Illustrationen.

Wenn man sich recht absprechend über die geistige Begabung eines Menschen äußern will, so pflegt man zu sagen: „Er hat das Pulver nicht erfunden." In dieser wohl schon aus alten Zeiten stammenden Redensart spricht sich die Hochachtung aus, welche das Volk vor dem Erfinder der „schwarzen Kunst" hegte, die ursprünglich so weit ging, daß die Ansicht vorherrschend war, es sei nur mit Hilfe des „Gottseibeiuns" überhaupt möglich gewesen, etwas so Furchtbares wie das Schießpulver zu ersinnen. Daher heißt es in einem bekannten alten Artilleristenliede:

„Das Pulver, das ein Mönch erfand,
Aus Schwefel, Salz und Kohlen,
Hat er, wie aller Welt bekannt,
Dem Teufel abgestohlen."

Man hat ja die Erfindung des Pulvers selbst der des Buchdrucks an kulturgeschichtlicher Wichtigkeit gleichgestellt, und was die „Pulverfrage" für die Nationen der Jetztzeit bedeutet, das hat erst kürzlich Fürst Bismarck in seiner treffenden Weise dahin zusammengefaßt: „Es ist weniger

die friedliche Gesinnung aller Regierenden, die den Frieden bisher erhält, als die wissenschaftliche Leistungsfähigkeit der Chemiker in der Erfindung neuer Pulversorten und der Techniker in der Vervollkommnung der militärischen Ballistik."

Ueber den Erfinder des Pulvers ist schon sehr viel hin und her gestritten worden, allein gerade jetzt, wo die erste eingreifende Verbesserung unseres alten Pulvers, das sogenannte rauchschwache Schießpulver, in allen größeren Heeren eingeführt wird, dürfte es wohl am Platze sein, die bisherigen Forschungsergebnisse darzulegen. Es handelt sich dabei in erster Linie aber nicht um die Erfindung des Pulvers überhaupt, sondern um die Erfindung des Schießens mit Pulver. Das Pulver ist der Menschheit schon in älterer Zeit bekannt gewesen, und es würde ganz vergebliche Mühe sein, über den ersten Erfinder einer derartigen Mischung etwas Sicheres feststellen zu wollen. Wahrscheinlich sind die Chinesen die ersten gewesen, die lange vor den abendländischen Völkern die explosiven Eigenschaften einer Mischung von Salpeter mit Schwefel und Kohle herausgebracht hatten und eine Art Pulver darstellten, das sie aber nur zu Feuerwerken und dergleichen benutzten.

Wie Dr. Heinrich Hansjakob zu Freiburg im Breisgau mit vielem Scharfsinne zu erhärten gewußt hat, haben allem Anscheine nach die drei sogenannten „Pulvermönche", nämlich der Dominikaner Albertus Magnus (1200—1280), der englische Franziskanermönch Roger Bacon (1241—1294) und der zu Freiburg im Breisgau als ihr Zeitgenosse lebende Franziskaner Berthold, genannt Bertholdus niger, d. i. Berthold der Schwarze, nicht Berthold Schwarz, so ziemlich gleichzeitig, etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, unabhängig von einander das Schießpulver erfunden. Aber nur der zuletzt Genannte von den Dreien, der schwarze Berthold, verstand es, die neu entdeckte Kraft einzuspannen und auszunützen.

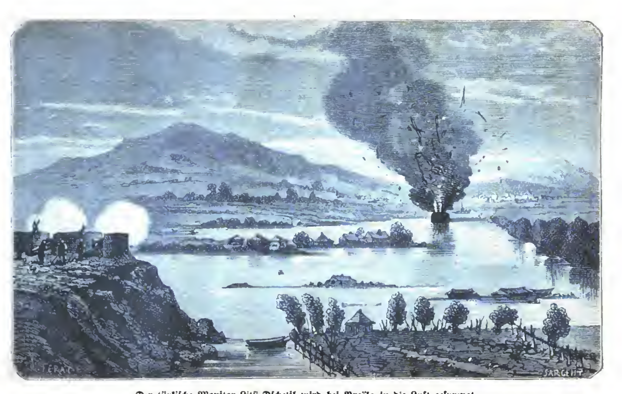


Die Explosion in der Zelle des schwarzen Berthold.

Bruder Berthold in Freiburg, der von seiner „Schwarzkunst" den Beinamen „der Schwarze" erhielt, während sein ursprünglicher Familienname Konstantin Angelisen oder Anklitzen gewesen zu sein scheint, soll nach einer späteren Sage das Pulver durch einen Zufall erfunden haben. Die meisten in Betracht kommenden älteren Chronisten dagegen versichern ausdrücklich, daß er durch Forschen und Experimente die Mischung herausgebracht habe. Nach dem Ordenschronisten der Franziskaner, Lukas Wading, habe Schwarz Schwefel und Salpeter pulverisirt und in einem geschlossenen Gefäße entzündet, was eine gewaltige Explosion in seiner Zelle verursacht habe. Dann sei er dazu übergegangen, das Schießpulver rationell anzufertigen und anzuwenden. Zuerst habe er Baumstämme damit gesprengt und dann erst aus hölzernen und zuletzt aus eisernen Röhren Steine und Kugeln zu schießen versucht. Eine andere Freiburger Sage läßt den schwarzen Berthold sich in jener Stadt selbst in die Luft sprengen, um die Wirkung seiner Erfindung darzuthun.

Es ist jedenfalls auch richtiger, als Zeit dieser Erfindung etwa die Mitte des 13., anstatt, wie sonst vielfach geschah, die Mitte des 14. Jahrhunderts anzunehmen. Im Zeughause zu Bern befindet sich eine eiserne, geschmiedete Handkanone für Fußvolk aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Gewiß mit Recht fragt daher Dr. Hansjakob: „Wie wäre es dieser sicheren Thatsache gegenüber möglich, daß die Erfindung erst um 1350, also um die gleiche Zeit oder gar später als diese Handbüchse, gemacht worden wäre?"

In Freiburg selbst finden wir Geschütze bereits in den letzten Jahren des 13. oder doch in den ersten des 14. Jahrhunderts angewendet; 1356 kommen in Rechnungen der Stadt Nürnberg Posten für Pulver und Geschütz vor, und 1372 besaßen die Augsburger schon über zwanzig

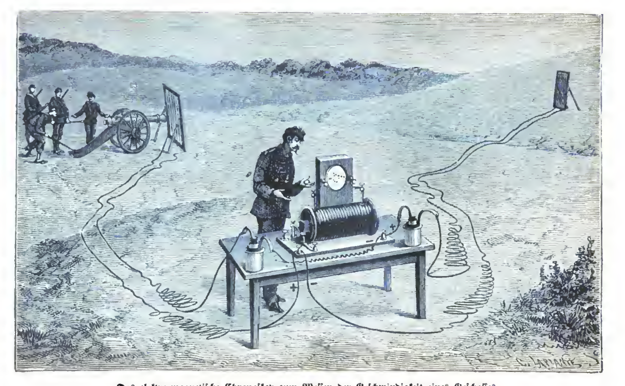


Der türkische Monitor Litfi-Dschelil wird bei Braïla in die Luft gesprengt.

metallene Geschütze, mit denen sie das Belagerungsheer des Herzogs Johann von Bayern beschossen. Wie sich ganz unzweifelhaft nachweisen läßt, ist die neue „welterschütternde" Erfindung auch von Deutschland nach Italien, Frankreich und den übrigen europäischen Ländern gelangt; alle entgegengesetzten Angaben beruhen auf Mißverständnissen oder baren Erdichtungen.

Bevor wir nun die weitere Geschichte der Explosivstoffe verfolgen, muß zunächst festgestellt werden, was die Technik unter ihnen versteht. Die Antwort lautet nach Professor Dr. H. Schwarz: „Chemische Verbindungen oder solche, deren Elementarbestandtheile in solcher Art mit einander verbunden sind, daß sie sich, sobald der Anstoß dazu durch eine mäßige Temperaturerhöhung, einen Funken, einen Schlag gegeben, unter starker Erhitzung und Gasentwickelung in anderer, einfacherer Art gruppiren. Der in fester oder flüssiger Form in reichlicher Menge in ihnen enthaltene Sauerstoff verbrennt den nie fehlenden Kohlenstoff zu gasförmiger Kohlensäure oder Kohlenoxyd, den Wasserstoff zu Wasserdampf; der mit dem Sauerstoff (zu Salpetersäure) verbundene Stickstoff wird ebenfalls als Gas frei, und auch der feste Rückstand, den die Verbrennung liefert, kann durch die erzeugte enorme Temperatur verdampfen. Auf den Druck, den die erzeugten Gase und Dämpfe ausüben, die Arbeit, welche dadurch geleistet wird, hat nicht allein die aus einem bestimmten Volumen des Explosivstoffs entwickelte Gasmenge, sondern mehr noch die durch die Verbrennung erzeugte Wärmemenge, die dadurch den Gasen mitgetheilte Temperatur und die damit erfolgende Ausdehnung derselben einen Einfluß."

Sämmtliche Explosivstoffe älterer und neuester Zeit lassen sich nun je nach ihrer Wirkung und vorwiegenden Verwendung in zwei Hauptgruppen trennen. Bei der ersten dient die erzielte Kraft zum Fortschleudern fester



Das elektro-magnetische Chronoskop zum Messen der Geschwindigkeit eines Geschosses.

Körper behufs Zertrümmerung der von ihnen getroffenen Gegenstände: der Stoff wirkt als Treibmittel. Bei der zweiten Gruppe dagegen bewirkt ihre Kraft entweder unmittelbar die Zerstörung von Körpern, indem sie in deren

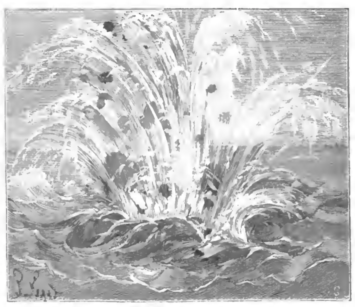


Anbringen von unterseeischen Minenlöchern durch Taucher.

Innerem oder aber in deren unmittelbarer Nähe zur Entwickelung gebracht wird. Sie wirkt als Sprengmittel.

Als Treibmittel soll das Pulver in Geschützen und Gewehren wirken, was bis in die neueste Zeit allgemein noch immer durch das allbekannte Schießpulver geschah, ein Gemisch aus Kalisalpeter, Schwefel und Kohle, welches

zu schwefelsaurem und kohlensaurem Kali einerseits, zu Kohlensäure und Stickgas andererseits verbrennt. Ein Gramm, das ungefähr den Raum eines Kubikcentimeters einnimmt, dehnt sich bei der Entzündung auf 280 Kubikcentimeter aus. Die dabei entstehende Hitze hat Bunsen zu 3340 Grad Celsius gefunden, während der Maximalgasdruck nach Noble und Abel 6400 Atmosphären beträgt.



Unterseeische Felsensprengung mit Nitroglyzerin.

Auf diesen Eigenschaften beruht die Durchschlagskraft der von Pulver getriebenen Geschosse. Zum Sprengen wird es nur noch selten benutzt, da man ja längst viel wirksamere Sprengmittel besitzt. Furchtbare Verheerungen richten Pulverexplosionen an, wenn etwa durch einen Blitz oder durch Böswilligkeit ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt wird, wie das schon oft vorgekommen ist, oder wenn die Pulverkammer eines Schiffes explodirt. Auf diese Weise flog im letzten russisch-türkischen Kriege der

türkische Monitor „Litfi-Dschelil", den russische Batterien vom Ufer aus beschossen, bei Braïla in die Luft. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aber nicht etwa eine russische Granate bis in die bei modernen Kriegsschiffen am meisten gesicherte Pulverkammer gedrungen, sondern die Türken hatten vielmehr in ihrer gewöhnlichen Nachlässigkeit, um es sich bequemer zu machen, große Munitionsmengen in der Batterie des Schiffes aufgehäuft und die zur Pulverkammer führenden Thüren nicht geschlossen. Das ganze Schiff mit der aus etwa hundert Mann bestehenden Besatzung wurde in Fetzen gerissen. Nur die Spitze eines Mastes, an der noch die türkische Flagge hing, ist davon übrig geblieben.

Zur Prüfung der Kraftäußerung oder ballistischen Wirkung des Schießpulvers bedient man sich verschiedener Apparate. Aeußerst sinnreich konstruirt ist das elektromagnetische Chronoskop, das zum Messen der Geschwindigkeit eines abgefeuerten Geschosses dient, und zwar dadurch, daß beim Abfeuern ein Uhrwerk in Bewegung gesetzt und dann wieder gehemmt wird, sobald das Geschoß das Ziel berührt. Mit dem Pol einer elektrischen Batterie ist ein Elektromagnet verbunden, dessen Anker, so lange er angezogen wird, ein Uhrwerk hemmt. Erlischt die Kraft des Magnets, so zieht eine Feder den Anker ab, und das Uhrwerk kommt in Gang, bis der Magnet von Neuem wirkt. Von einem vor der Geschützmündung aufgestellten Rahmen läuft ein Draht zum Elektromagneten und schließt den Strom. Wird das Geschütz abgefeuert, so zerreißt der Draht, und das Uhrwerk kommt in Gang. In dem Augenblick aber, wo das Geschoß das Ziel berührt, stellt in einem zweiten Rahmen ein Metallstückchen die Verbindung her zwischen zwei Drähten, wodurch der Strom von Neuem geschlossen und das Uhrwerk angehalten wird. Man kann nun unmittelbar die Zeit ablesen, welche das Geschoß zum Durchlaufen der Strecke gebraucht hat.



Kapitän Nares läßt auf seiner Nordpolexpedition das Eis zur Herstellung eines freien Fahrwassers mit Dynamit sprengen.

Um die zahlreichen Uebelstände des schwarzen Schießpulvers zu beseitigen, sind schon seit fünfzig Jahren häufige Versuche gemacht worden, die allerdings viele neue und brauchbare Sprengpulver zu Tage förderten, während als Geschütz- und Gewehrpulver bis in die allerneueste Zeit sich keine der vorgeschlagenen Mischungen als kriegsbrauchbar erwies.

Mit großen Hoffnungen wurde anfangs die im Jahre 1846 beinahe gleichzeitig von Schönbein in Basel und von Böttcher in Frankfurt gemachte Entdeckung der Schießbaumwolle oder Nitrocellulose begrüßt. Baron Lenk verbesserte sie und führte sie in Oesterreich als Schießpräparat für Geschütze ein. Nachdem aber mehrere große Explosionen stattgefunden hatten, verschwanden die „Schießwollbatterien" wieder, und auch nach den von dem Engländer Abel neuerdings ersonnenen Verbesserungen gilt die Schießbaumwolle noch immer für zu gefährlich und zu kostspielig, um eine ausgedehntere Anwendung zu finden.

Im deutschen Heere wurde in den achtziger Jahren ein neues Gewehrpulver eingeführt, das vermehrten Salpetergehalt und höherprozentige Kohle und deshalb eine kräftigere Wirkung wie das frühere Pulver besaß; ferner ein grobkörniges Sprengladungspulver für Granaten (um deren Krepiren im Rohr zu verhüten) und endlich das prismatische Pulver für schwere Geschütze, das zu den sogenannten braunen Pulversorten gehört.

Das braune Pulver ist inoffensiver, d. h. es greift die Waffen weniger an, es gestattet daher größere Ladungen, entwickelt weniger Rauch und kann als Vorläufer der rauchschwachen Pulverarten gelten. Es besteht aus 78 oder 79 Theilen Salpeter, 18 oder 19 Theilen brauner Kohle (keine Holzkohle, sondern leicht angekohltes Stroh) und 3 Theilen Schwefel.

Aber keine der bis dahin erfundenen Pulversorten ver-

mochte den Anforderungen, die man an ein Pulver für Repetir- und Magazingewehre stellen mußte, völlig zu genügen. Als man diese Waffe neuerdings in allen größeren Heeren einführte, galt es daher, alle Hebel in Bewegung zu setzen und die äußersten Anstrengungen zu machen, um diese Lücke auszufüllen.



Sprengen mittelst Dynamit in einem Steinbruch.

Da wurden im Jahre 1887 alle Heeresleitungen durch die Nachricht in Aufregung versetzt, daß Frankreich für sein kleinkalibriges Lebelgewehr ein von Vieille erfundenes neues Schießpulver eingeführt habe, das neben ungeheurer Triebkraft einen kaum fühlbaren Rückstoß und nur ganz wenig Rauch und Knall erzeuge. Trotz aller Vorsichtsmaßregeln des französischen Kriegsministeriums gelang es der chemischen Analyse bald, das Geheimniß zu lösen, wobei sich das neue Wunderpulver als ein Schießbaumwollpräparat herausstellte.

Die Folge aber war doch, daß nun auch die anderen Staaten sich entschlossen, ähnliche Wege zu versuchen, um von dem alten Schießpulver loszukommen; es wurden eine Menge sogenannter rauchschwacher Pulver erfunden, von denen sich aber nur Nitrocellulose- und Nitroglyzerin-Pulver als für Kriegszwecke brauchbar erwiesen haben. Solche Pulver sind es denn auch, die wir gegenwärtig in

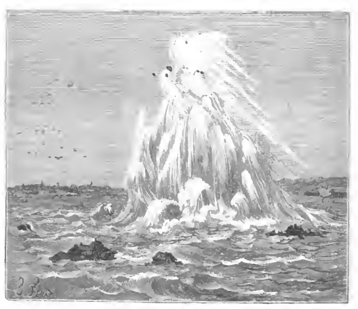


Die Sprengung des Floodfelsens im New-Yorker Hafen: General Newton's Töchterchen drückt auf den Knopf der elektrischen Batterie.

den Armeen fast aller Kriegsmächte als sogenannte rauchschwache Pulver entweder schon eingeführt oder noch in Erprobung finden. Das Herstellungsverfahren im Einzelnen wird natürlich überall als strengstes Geheimniß gehütet.

Das Nitroglyzerin diente bis dahin nur als Sprengstoff. Der italienische Chemiker Sobrero hatte im Jahre 1847 gefunden, daß Glyzerin sich nitriren lasse und dann einen in seinen Wirkungen der Schießbaumwolle ähnlichen

Körper, eben das Nitroglyzerin, ergebe. Diese stickstoffhaltige chemische Verbindung stellt man her, indem man Glyzerin in eine Mischung von Salpetersäure mit konzentrirter Schwefelsäure fließen läßt. Dies süßlich schmeckende Sprengöl ist farblos, löst sich in 180 Theilen Wasser (sehr leicht in Alkohol und Aether) und explodirt bei 180 Grad Celsius, sobald es, ohne ausweichen zu können, einem starken Stoß



Die Sprengung des Floodfelsens im New-Yorker Hafen: Die Explosion.

oder Druck ausgesetzt wird. Es erstarrt in der Kälte, kann angezündet werden und brennt dann mit matter, zischender Flamme, ohne Rauch und ohne Explosion, wenn es nicht in festen Gefäßen bis auf 180 Grad erhitzt wird.

Der schwedische Ingenieur E. Nobel begann im Jahre 1862 damit, das Nitroglyzerin im Großen herzustellen und zu Sprengungen zu benutzen. Man sprengte verschiedentlich auch unterseeische Felsen damit, nachdem Taucher die Sprenglöcher hergestellt und geladen hatten. Größere

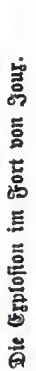
Sprengmassen gelangten zur heftigsten Explosion, wenn man darin eine geringe Menge Knallquecksilber in einem Kupferhütchen zur Detonation brachte.

Trotz aller Vorsichtsmaßregeln kamen aber verschiedene Unglücksfälle vor, und das Nitroglyzerin wurde daher alsbald aufgegeben, als Nobel 1864 entdeckte, daß dieses, wenn man es mit porösen Körpern mischt, Explosivstoffe gibt, die alle seine Vorzüge besitzen, aber viel weniger gefährlich sind.

Diese neuen Explosivstoffe sind die Dynamite. Zur Herstellung benutzt man meist Kieselgur, eine sehr poröse, reine Kieselerde, welche 3 Theile Nitroglyzerin aufnimmt. Das Dynamit bildet eine graubraune, geruchlose, fette, teigartige Masse, die nicht durch Stoß explodirt, im offenen Raume oder in der üblichen Verpackung ohne Explosion verbrennt und sich vor dem Schießpulver durch bedeutende Arbeitsersparniß, große Arbeitsbeschleunigung und Ersparniß von Sprengmaterialkosten auszeichnet. Es ist zwar viermal theurer als Schießpulver, leistet aber auch achtmal mehr.

Man verwendet es in geleimten Papierpatronen und entzündet es mittelst Zündschnur und eines auf diese aufgeschobenen und festgekniffenen Patentzündhütchens. Es dient zu Sprengungen aller Art bei Eisenbahnarbeiten, Flußkorrektionen, Hafenarbeiten, in Bergwerken, Steinbrüchen u. s. w. Auch das Eis kann man damit sprengen, um einen gefährlichen Eisgang zu verhüten, wie es Kapitän Nares auf seiner Nordpolexpedition (1875/76) auch mehrfach benutzte, um freies Fahrwasser herzustellen, bis zuletzt der Polarwinter doch den Sieg über die Anstrengungen der Menschen davontrug.

Die gewaltigste Sprengung mit Dynamit, die man jemals auszuführen gewagt hat, war die des Floodfelsens im Hell-Gate-Kanal des New-Yorker Hafens am 10. Ok-



Die Explosion im Fort von Joux.

tober 1885. Es kamen im Ganzen über 280,000 Pfund Sprengmasse zur Anwendung. Als das Töchterchen des Generals Newton in dem am Ufer stehenden Fährhause von Astoria den Drücker berührte, der die aus 50 Elementen bestehende elektrische Batterie in Thätigkeit setzte, vernahm man ein unterirdisches Donnern und Rollen, wie von einem Erdbeben. Eine mächtige, weißschimmernde, einem Eisberge gleichende Masse stieg etwa 200 Fuß hoch in die Luft, blieb dort zwei bis drei Sekunden festgebannt, sank langsam zurück und stieg noch einige Male empor, während rothe Flammen aufzuckten, die eine Wolke gelbweißen Rauches zurückließen. Die Sprengung war bestens gelungen, der Floodfelsen beseitigt, und seitdem gestattet der Hell-Gate-Kanal auch den schwersten Schiffen ein gefahrloses Einlaufen.

Indem man die Kieselgur durch andere poröse Körper ersetzte, hat man verschiedene Sorten von Dynamit hergestellt: Lithofrakteur, Dualin, Fulminatin u. s. w. Eine besondere Art wurde eine Zeitlang in Genf unter dem Namen Mataziette hergestellt. Als man sechs Tonnen davon über die französische Grenze schmuggeln wollte, wurden sie entdeckt, mit Beschlag belegt und in dem Fort von Joux untergebracht. Die Steuerverwaltung verkaufte den gefährlichen Stoff an eine Gesellschaft, und als die französischen Bahnen den Transport verweigerten, sandte diese eine Anzahl Fuhrwerke. Plötzlich entstand — es war am 18. Januar 1877 — eine riesige Explosion, welche das ganze Fort von Grund aus zerstörte, und durch die auch eine Anzahl Menschen das Leben einbüßte.

Außer den Explosivstoffen, die aus dem Nitroglyzerin hergestellt werden, verdienen die mittelst Pikrinsäure hergestellten Pikratpulver besondere Beachtung, wozu auch das vielgenannte Melinit gehört.

Es gibt nun noch eine ganze Menge neuerer Präparate,

Ein Riesen-Kunstfeuerwerk.

wie Janit, Hellhoffit, Roburit, Bellit u. s. w. Der englische Artillerie-Oberstlieutenant Cundill zählt in seinem Werke über Sprengstoffe nicht weniger als 1061 verschiedene Arten auf, die wir hier natürlich nicht alle namhaft machen können.

Zum Schluß sei nur noch kurz der harmlosesten Verwendung gedacht, welche die Erfindung des schwarzen Berthold bisher gefunden hat: wir meinen die Luft- oder Kunstfeuerwerkerei, durch die sich wirklich großartige Wirkungen hervorbringen lassen. Man unterscheidet Flammenfeuersätze, welche schönes intensives Licht und tief gefärbte Flammen in Form von Lichtersätzen und Leuchtkugelsätzen geben, und Funkenfeuersätze (Stillfeuersätze und Brillantsätze), die einen schönen Funkenstrahl liefern, aber auch so viel Gas entwickeln können, daß sie rückwirkende Kraft auf die Hülse ausüben. Die Zusammenwirkung von Raketen, Sonnen, Kaskaden, Feuertöpfen, Schwärmern u. s. w. vermag ein wahrhaft prächtiges und blendendes Schauspiel zu gewähren.

Berühmt gewordene Riesenfeuerwerke der letzten Jahre waren namentlich das am 15. Februar 1891 zu Moskau abgebrannte, welches eine genaue Kopie des ersten in Rußland abgebrannten Feuerwerkes, das Peter der Große am 3./15. Februar 1691 zu Petersburg veranstaltete, lieferte, und das kolossale Eröffnungsfeuerwerk der Weltausstellung in Chicago.





Ein Hundefriedhof.

Kulturgeschichtliche Skizze von **Hans Scharwerker.**

Mit 6 Illustrationen.

Der Hund," sagt der berühmte Naturforscher Cuvier, „ist die merkwürdigste, vollendetste und nützlichste Eroberung, welche der Mensch in der Thierwelt jemals gemacht hat. Er gehört dem Menschen, seinem Herrn, gänzlich an, richtet sich nach seinen Gebräuchen, kennt und vertheidigt sein Eigenthum und bleibt ihm ergeben bis zum Tode — und alles dieses nicht aus Noth oder Furcht, sondern aus reiner Liebe und Anhänglichkeit."

Aehnliche Lobreden haben andere große Männer dem Hunde gehalten; es ist bekannt, wie hoch Schopenhauer seinen weißen Pudel, Friedrich der Große seine Windspiele, Richard Wagner seine Neufundländer schätzte, und wie diese erlesenen Geister in trüben Stunden für die Lieblosigkeit der Menschen oft Trost fanden in der Anhänglichkeit ihrer treuen vierfüßigen Gefährten.

Man braucht daher kein „Hundenarr", kein verbitterter Sonderling oder keine verschrobene alte Jungfer zu sein, um dem Hunde unter allen anderen Hausthieren eine Ausnahmestellung einzuräumen und ihn hochzuschätzen. Auch hat es in der That sogar berühmte Hunde gegeben, deren

Leistungen auch vom großen Publikum höher veranschlagt wurden, als die gewöhnlicher Menschen, und es ist daher nicht verwunderlich, daß man diesen Thieren alle möglichen Ehren erwies.

Am bekanntesten von allen ist wohl der Bernhardinerhund Barry, welcher mehr als vierzig Personen, die beim Uebergange über die Paßhöhe des großen St. Bernhard vom Schneesturm überfallen wurden, das Leben rettete. Er wurde daher, als er altersschwach starb, ausgestopft und im Nationalmuseum zu Bern aufgestellt, wo er noch jetzt zu sehen ist. Hunde, die in Vertheidigung ihrer Herren gegen Räuber oder wilde Thiere ihr Leben hingaben, wären zu Tausenden anzuführen; zu Hunderttausenden aber die, welche als einzige Freunde und Genossen ihrer verbitterten, menschenfeindlich gewordenen Herren das letzte Band bildeten, das diese an das Leben fesselte.

Wenn solche Thiere nicht wie andere ihres Gleichen nach ihrem Tode dem Abdecker anheimfallen oder in irgend einem Winkel verscharrt werden, sondern auf dem Grundstücke ihrer Besitzer, im Garten oder Park, ein Grab erhalten, so findet darin Niemand mehr etwas Seltsames, seit Friedrich's des Großen Lieblingshunde Phillis, Thisbe und Amourette im Park von Sanssouci unter Steinplatten ruhen, auf denen ihre Namen eingemeißelt sind. Allein ein richtiger Hundefriedhof, mit geschmückten gut gehaltenen Gräbern und marmornen Grabsteinen dürfte doch eine so sonderbare Ausgeburt krankhafter Empfindsamkeit sein, daß man an seiner Existenz zweifeln sollte. Und doch gibt es einen solchen, und er befindet sich nicht etwa im fernen Indien, sondern in der modernen Weltstadt London, und zwar im fashionabelsten Theile derselben.

Wenn man von Westen her durch das Viktoriathor den herrlichen Hydepark betritt, in dessen Alleen sich während der „Saison" die vornehme Welt von London zu Wagen

und zu Pferd ein Stelldichein gibt, so stößt man zuerst auf einen kleinen griechischen Tempel mit einem Garten dahinter. Dieser Tempel ist die Wohnung des königlichen Beamten, der die Pforte zu überwachen hat. Der alte, freundliche Thorwächter, Winbridge mit Namen, ist der Besitzer, Ueberwacher, Pflanzer und Todtengräber des Hundefriedhofs, und mit seiner Erlaubniß werden wir jetzt die allen Hunden geheiligte Stätte betreten.



Mr. Winbridge, der Friedhofswächter.
(Nach einer Photographie von Elliott & Fry, London.)

Der alte Mann war früher ein Diener des Herzogs von Cambridge und erhielt, als er in das ruhebedürftige Alter eintrat, in Anerkennung seiner Dienste diesen einträglichen und leichten Posten. Mit freundlichem Lächeln schließt er uns die Thür zu seinem Garten auf, dessen ganzer Raum jetzt zum Hundefriedhof benutzt wird. Er

ist stolz auf seine Gründung und zeigt sie dem Fremden gern.

Wir treten ein. Es ist ein merkwürdiger Anblick, der sich uns darbietet. In langen Reihen, umgeben von grünen Bäumen und Büschen und durchschnitten von Kieswegen zeigen sich uns da kleine, blumengeschmückte Gräber mit aufrechten Marmorsteinen, auf denen je der Name eines todten Hundes, der Todestag desselben und meist auch irgend eine kleine Widmung eingemeißelt ist. Mit wohlgefälligem Blicke mustert M. Winbridge seine Schöpfung, die in der That so hübsch aussieht, als man sich nur irgend wünschen kann, und auf unsere Frage theilt er uns auch mit, wie diese Ruhestätte vierfüßiger Lieblinge des Menschen entstanden ist.

Durch Zufall natürlich, durch die Laune von Kindern! Es hat sich gleichsam Alles von selbst gemacht.

Der erste Hund, welcher in Winbridge's Garten begraben wurde, war „Cherry", der Spielkamerad der Kinder des Herrn J. Lewis Barned. Die Kleinen pflegten im Jahre 1871 täglich mit ihrem Hunde im Hydepark spazieren zu gehen und den alten Thorwächter, der nebenbei einen schwunghaften Handel mit Zuckerwerk, Bonbons und Ingwerlimonade betreibt, dabei regelmäßig in Nahrung zu setzen. Der griechische Tempel, der so herrliche Dinge enthielt, und der würdige Mann mit der rothen Weste und dem goldbetreßten Hut, der sie verkaufte, waren für die Kinder, wie für den Hund, der an den Leckereien stets seinen gebührenden Antheil bekam, auf das Engste verknüpft mit ihren süßesten Erinnerungen, und als daher der gute Cherry eines Tages starb, bestanden die Kinder darauf, daß er in Winbridge's Garten begraben werde. Man willfahrte ihnen; Cherry erhielt auf ihren Wunsch auch einen marmornen Grabstein, der nachmals das Muster für alle übrigen wurde.

Anfangs blieb Cherry der einzige Bewohner des Gartens. Aber da geschah etwas, was den Platz für aristokratische Hunde fashionabel machte. Eines Tages nämlich gerieth ein Hund des Herzogs von Cambridge, Namens „Prince", unmittelbar vor dem Häuschen des Thorwächters unter die Räder eines Wagens. Winbridge sprang eilig zur Rettung herbei, aber es war bereits zu spät. Nur die Leiche des armen Prince konnte er noch in Sicherheit bringen. Prince wurde neben Cherry bestattet und erhielt ebenfalls einen Denkstein mit der Inschrift „Poor little Prince" (dem armen kleinen Prinz), und nun lenkte sich mit einem Male die Aufmerksamkeit der reichen englischen Gesellschaft, die stets sklavisch nachahmt, was irgend



Die Gräber von „Prince" und „Cherry". (Nach einer Photographie von Elliott & Fry in London.)

ein Mitglied der königlichen Familie ihr vormacht, auf den bisher unbeachteten Garten des Thorwächters. Damen der Geburts- und Geldaristokratie sandten ihre Hunde zur Beerdigung dorthin, und so wurde aus dem Gärtchen nach und nach ein richtiger Hundefriedhof, von dem wir beifolgend einige nach Photographien angefertigte Ansichten geben.

Es liegen dort fast ausschließlich aristokratische Hunde — nahe an fünfzig. Nur ein Proletarier hat sich eingeschlichen, nämlich „Topper", ein ganz gewöhnlicher Köter, von dem weiterhin noch die Rede sein wird. Alle anderen sind die verwöhnten und kostbaren Lieblinge reicher Damen und Kinder. Sie fanden merkwürdigerweise zum großen Theile ihren Tod durch Ueberfahrenwerden, und ein Moralist könnte daran eine tiefsinnige Betrachtung knüpfen, wie Reichthum, Verzärtelung und Wohlleben die Hunde wie die Menschen für den Kampf des Lebens untauglich machen und ihren frühen Untergang herbeiführen. Solche Schoßhunde sind nämlich so gewöhnt, stets herumgetragen und gehütet zu werden, daß sie vollständig hilflos dastehen, sobald sie einmal durch Zufall in das Gewühl von Menschen und Wagen, wie es zur Zeit der hohen Saison im Hydepark herrscht, gerathen. Ganz verwirrt und bestürzt weichen sie dann weder den Pferden noch den Rädern aus und werden, falls man ihnen nicht schnell zu Hilfe eilt, regelmäßig überfahren.

Plebejische Hunde, wie Topper, sind solchen Gefahren kaum ausgesetzt. Sie sind gewitzigt im Kampfe um's Dasein, gewandt, stark, schlau, frech — sie fallen aber dafür oft ihren ordinären Leidenschaften zum Opfer, wie das Beispiel Topper's zeigt. Doch davon später! Vorläufig wollen wir uns erst einmal auf dem Hundefriedhof umsehen und einige der Inschriften studiren.

Es muß anerkannt werden, daß sich in diesen fast nir-

gends altjüngferliche Sentimentalität breit macht, was man eigentlich erwartet hätte. Da lesen wir zum Beispiel: „Our Prinnie. Nov. 1891.“ — Unser Prinnie war ein edler Dachshund und Eigenthum des Obersten Montefiore, von dessen Kindern er noch heute nicht vergessen ist. Er besaß alle Tugenden eines Hundes, wenn er sich auch vielleicht nicht rühmen kann, der edlen Zoë, der Nachfolgerin Cherry's, zu gleichen, die ebenfalls auf dem Friedhofe liegt und von der Familie Barned derartig geschätzt wurde, daß Mr. Barned eine Lebensgeschichte Zoë's in Form einer hündischen Selbstbiographie verfaßte. Dieser Hund hat denn auch die längste und pompöseste Grabschrift erhalten, nämlich eine poetische, welche lautet:

Mittlere Parthie des Hundefriedhofs. (Nach einer Photographie von Elliott & Fry in London.)

Alas! Poor Zoë!

„Ach! arme Zoë!“ in Nachahmung des klassischen „Alas! Poor Yorik!“ („Hamlet“). Darunter die Geburts- und Sterbedaten:

Born 1. October 1879.
Died 3. August 1893.

Und den Vers:

„As deeply mourned as ever dog was mourned
For friendships rare by her adorned.“

Was in freier Uebersetzung sich etwa wiedergeben ließe mit:

„Weil selt'ne Lieb' und Treue ihre Zier,
Ward sie betrauert, wie kein Hund vor ihr.“

Andere, weniger überschwängliche Inschriften lauten: „In Memory of Jack. July 1892.“ (Zum Andenken an Jack.) — „Poor dear Tappy (dem armen lieben Tappy). July 1892.“ — „In Memory of my dear little Bunda (zum Andenken an meine liebe kleine Bunda) — 9. October 1891.“ „To dear Centi, the loved companion of 12 Years (dem lieben Centi, der 12 Jahre mein geliebter Gefährte war) September 1889. — Mona, born 2. November 1878, died 15. August 1892. Loved, mourned and missed“ (geliebt, betrauert und vermißt).

Aehnlich lauten die übrigen Inschriften, die wir natürlich hier nicht alle anführen können. Als Merkwürdigkeit sei nur noch von „Poor dear Tappy“ berichtet, dem Liebling des Lord Petre, welcher im Juli 1892 starb und von seinem Eigenthümer nach dem Hundefriedhof zur Beerdigung gesendet wurde mit der Nachricht, daß er selbst am nächsten Tage kommen würde, um der Beerdigung seines armen lieben Tappy beizuwohnen. Aber die Aufregung über den Tod seines Lieblings hatte den schon bejahrten



und kränklichen Lord derart mitgenommen, daß er seine Absicht nicht ausführen konnte, da er bereits in der Frühe des folgenden Tages starb.

Wir kommen nun zu dem einzigen Plebejer unter der Schaar der hier ruhenden Hundearistokraten, auf dessen Grabstein steht: „Topper. Hyde Park Police Stn. Died 9. 6. 93."

Topper kann sich an edlen Eigenschaften, Schönheit und Kostbarkeit keineswegs mit den übrigen Insassen des Friedhofs messen, ja, er gehört eigentlich gar nicht hierher, denn er war ein ganz gewöhnlicher Köter, aber eine Individualität, ein Hund von ausgesprochenem Proletariercharakter, ein Typus sozusagen, und sein Hiersein beweist, daß auch bei den Hunden der Tod alle Standesunterschiede verwischt. Da Topper der einzige seines Standes ist, auch bei seinen Herren und Gönnern noch in lebhafter Erinnerung steht, so sind wir im Stande, über sein Leben und Wirken etwas ausführlicher zu berichten.


„Topper."

Topper war ein ganz gemeiner Fuchsterrier von struppigem ungepflegtem Aussehen, tückischem Blick und unregelmäßiger Zeichnung. Sein Aeußeres war also keineswegs schön und dem Aeußeren entsprach das Innere. Von den lobenswerthen Eigenschaften seiner Friedhofsgenossen besaß er so gut wie keine, dagegen alle Fehler des unerzogenen Wildlings und unbotmäßigen Herumtreibers. Er gehörte den Mannschaften der Polizeistation des Hydepark, welche ihr Wachthaus nördlich von der berühmten Serpentine hat, wo die elegante Welt spazieren fährt. Es fehlte ihm also nicht an Gelegenheit, durch Beobachtung wohlerzogener Hunde seine Sitten zu bilden, aber er machte keinen Gebrauch davon. Sein Selbstbewußtsein ließ das nicht zu.

Zu den braven Polizisten der Hydeparkstation stand er in den intimsten Verhältnissen, und sie haben sich sogar einmal gemeinschaftlich mit ihm photographiren lassen, denn sie liebten ihn trotz seines üblen Charakters. Im Allgemeinen bewies er ihnen übrigens seine Anhänglichkeit auf alle mögliche Weise, soweit das seine sonstigen Interessen gestatteten, wofür er alle Abfälle von ihren Mahlzeiten verschlingen durfte, was er stets mit einer unbeschreiblichen Gier that. Diejenigen Polizisten, an die er sich besonders angeschlossen hatte, begleitete er auf ihren Inspektionsgängen, mußte aber oft genug infolge seines schamlosen und frechen Betragens heimgejagt werden, denn er besaß keineswegs jene musterhafte persönliche Reinlichkeitsliebe, welche sich bei jedem wohlerzogenen Hunde von selbst versteht, und brachte dadurch seine Gönner oft genug in schwere Verlegenheit. Meist begleitete er auch bei der Ablösung der Wache die Mannschaften auf ihrem Marsche nach der Polizeistation in King Street, sein höchstes Vergnügen aber war, den Leuten bei Nachtstreifereien zu folgen. Dieses Herumstreichen zu einer Zeit, wo alle wohlerzogenen und anständigen Hunde in ihrem Korbe oder auf ihrer Decke in sanftem Schlummer liegen, wirft ein besonders bedenkliches Licht auf Topper's Charakter. Ja, er ging noch weiter. Selbst solchen Polizisten, die er sonst nicht leiden konnte, heuchelte er Freundschaft, sobald sie auf Nachtpatrouille ausgeschickt wurden. Ließen diese sich dann täuschen und nahmen ihn mit, so verließ er sie regelmäßig nach kurzer Zeit, verlief sich in den Straßen der Riesenstadt und wurde oft erst nach Tagen halb verhungert von einem Polizisten, der ihn kannte, nach der Hydeparkstation zurückgebracht.

Alles dieses läßt noch in Anbetracht seiner mangelhaften Erziehung eine Entschuldigung zu, ganz verwerflich und unverzeihlich vom moralischen Standpunkte aus aber ist



es, daß Topper auch undankbar und untreu war, ja, zu Zeiten seine Herren und Pfleger schnöde verleugnete und den Versuch machte, sich in eine höhere gesellschaftliche Sphäre hineinzuschlängeln. Manchmal, wenn er mit den Polizeimannschaften durch den Hydepark marschirte, stahl er sich unbemerkt davon und



„Topper“ und seine Gönner.
Nach einer Photographie von Wren & Co. in London.

schloß sich einem der auf den Fußwegen promenirenden eleganten Herren an, wahrscheinlich in der Hoffnung, man würde glauben, daß er zu diesem gehöre. Diese Anfälle von Ehrgeiz und gemeinem Protzenthum bekamen ihm aber stets schlecht. Er wurde infolge seiner üblen Sitten ohne Ausnahme nach kurzer Zeit entdeckt, entlarvt und mit Fußtritten und Stockschlägen schimpflich davongejagt. Er lief

dann zu seinen Gönnern auf der Polizeistation zurück, ohne nur die geringsten Anzeichen von Scham über seinen Verrath blicken zu lassen.

Das Ende Topper's war seines Lebens würdig; er sank vorzeitig in die Grube infolge seiner unmäßigen Gier. Das Futter, welches man ihm vorsetzte, oder das er auf der Straße fand, verschlang er stets in rasender Hast, aus Angst, ein anderer Hund möchte vielleicht kommen und daran theilnehmen. Topper aber gönnte Niemand etwas, als sich selbst. So kam es, daß er eines Tages, um nur nicht anderen etwas übrig zu lassen, sich dermaßen überfraß, daß er schwer erkrankte. Da er fürchterlich durch die in seinem Magen liegenden unverdaulichen Massen litt und immer elender wurde, so machte man endlich seinen Qualen durch einen Schlag mit dem Polizeiknüppel auf den Kopf ein Ende. Sein Ende war also seines Lebens und Charakters würdig.

Aber was Topper trotz seiner wiederholten Versuche im Leben nie erreichen konnte — den Eintritt in elegante Gesellschaft — das sollte ihm nach dem Tode werden. Die Polizisten der Hydeparkstation beschlossen, zusammenzulegen, und Topper ein aristokratisches Begräbniß auf dem Hundefriedhof am Viktoriathor zu veranstalten. Und so ruht der ruppige ordinäre Topper nun an derselben Stelle, wo der liebenswürdige „Cherry", der erlauchte „Prince", die feinfühlende „Zoe", kurz die edelsten ihrer Art bestattet sind.

Ueber die Art der Bestattung seien hier noch einige Worte gesagt. Meistens werden die Hundeleichname in Leinwand eingenäht und so in die Grube gelegt. Einige jedoch sind sogar in kleinen eleganten Särgen beerdigt worden. Mr. Winbridge, als Eigenthümer und Pfleger des Friedhofs, wie auch als Todtengräber, bezieht von den „Hinterbliebenen" der dort beerdigten Hunde eine jährliche

Abgabe. Dafür versieht er aber auch sein Amt musterhaft. Alle Gräber sind mit hübscher Randeinfassung versehen und mit Blumen geschmückt, nirgends macht sich Vernachlässigung sichtbar. Eben gehen zwei junge Damen an uns vorüber, welche kommen, um den Gräbern ihrer Schoßhündchen einen Besuch abzustatten und nachzusehen, ob dieselben auch nicht vernachlässigt sind. Der alte Winbridge lächelt und sagt: „Ja, ja, im Anfange kommen die jungen Damen und die Kinder oft, um nach den Gräbern zu sehen. Aber wenn dann ein anderer Hund gekauft wird und die Erinnerung an den früheren erlischt, dann kümmert sich Keiner mehr um das Grab, und auch die Zahlungen hören auf. Ich halte aber alle gleichmäßig gut, lasse keines



Der Hundefriedhof: Blick vom Eingang aus. (Nach einer Photographie von Elliott & Fry in London.)

verfallen, es würde ja meinen Garten schänden und einen schlechten Eindruck machen."

Wir sind unter diesen Worten wieder bis nahe an die Ausgangspforte gelangt und werfen durch den hübschen, von Schlingpflanzen gebildeten Bogen noch einen Blick auf den Hundefriedhof zurück, der einen ganz idyllischen Eindruck macht. Wie viele arg verwahrloste Friedhöfe für Menschen gibt es, die sich mit diesem nicht messen können! Freilich, wie viele Menschen gibt es auch, die es in ihrem Leben niemals so gut hatten, als die verhätschelten vierfüßigen Lieblinge vornehmer Damen, die hier modern!

Doch wir wollen diese Betrachtung nicht weiter ausspinnen, sie würde zu weit führen. Unsere Absicht war es ja auch nur, den Lesern eine wenig gekannte, aber echt englische Sonderbarkeit Londons, den Hundefriedhof am Viktoriathor des Hydeparks, vorzuführen.





Moderne Hochstaplerinnen.

Kriminalistische Skizze von **A. Oskar Klaußmann.**

(Nachdruck verboten.)

Hochstaplerin bezeichnete ursprünglich eine Bettlerin und Schwindlerin, die unter falschen Vorwänden sich Unterstützungen zu verschaffen wußte. Erst die Neuzeit hat jene Hochstaplerinnen erzeugt, welche der Kriminalpolizei aller Staaten gewaltig viel zu schaffen machen, und von denen einzelne ein Leben hinter sich haben, dessen Schilderung wie ein phantastischer Roman klingt.

Warum gerade die Neuzeit diese Art von Hochstaplerinnen erzeugt, läßt sich zum Theil dadurch erklären, daß die Verkehrsverhältnisse anders geworden sind, als früher; daß heutzutage sehr viele Menschen reisen, und eine innigere Berührung zwischen den verschiedenen Nationen stattfindet, daß endlich alleinreisende Damen gegenwärtig nicht mehr auffallen, sondern etwas Alltägliches sind. Heutzutage findet man es selbstverständlich, daß vermögende Frauen auf eigene Faust reisen, um die Welt zu sehen. Dies macht natürlich den Hochstaplerinnen die Ausübung ihres Gewerbes leicht. Was sie darin leisten, werden wir an den folgenden Beispielen aus neuester Zeit ersehen.

Eine Berühmtheit unter den modernen Hochstaplerinnen ist eine gewisse Marie Meier, die ihr Handwerk schon seit Anfang der 70er Jahre treibt. Im Jahre 1873 machte sie zuerst von sich reden, als sie unter dem Namen einer

Gräfin Reventlow in London auftauchte. Sie hatte hier mit einer Visitenkarte eines preußischen Prinzen, auf welcher ein Gruß an den Prinzen von Teck stand, sich Eingang in vornehme Häuser verschafft und dabei die Leute angeborgt oder sich Geld für wohlthätige Zwecke erschwindelt. Sie stand außerdem im Verdacht, in Verbindung mit Agenten zu stehen, welche Menschenhandel nach Südamerika trieben. Der Londoner Polizei, welche sie verhaftete, erschien sie so gefährlich, daß man Photographien von ihr an die Polizeibehörden anderer Hauptstädte schickte, und so fand man in Berlin heraus, daß diese Gräfin Reventlov eine alte Bekannte der dortigen Polizei sei, nämlich eine gewisse Marie Meier aus Rathenow. Bereits den Feldzug 1870/71 hatte sie zur Hochstapelei benützt. Sie war in der Verkleidung einer Diakonissin erst in Elsaß-Lothringen, dann im Reiche herumgezogen, hatte sich dabei mit einem eisernen Kreuz geschmückt, das sie einem sterbenden Offizier gestohlen hatte, und unter dieser Maske größere Geldsummen zu erschwindeln verstanden. Sie war damals in Berlin zu einem Jahre Gefängniß verurtheilt worden, und nun tauchte sie als Gräfin Reventlov in London wieder auf.

Nachdem sie in London ihre Strafe verbüßt hatte, ging sie nach Deutschland zurück und verübte in München unter dem Namen Theresia Schwandel eine Anzahl von Schwindeleien. Bevor man sie indeß erwischte, begab sie sich nach Wien und lebte dort unter dem Namen Luise Müller aus Heidelberg. Als ihr auch dort der Boden zu heiß wurde, kehrte sie nach Berlin zurück und erließ in illustrirten Zeitungen Inserate, in denen sie vornehme Damen um Unterstützung für zwei verarmte adelige Erzieherinnen bat. Es gingen ziemlich viele Geldsendungen ein, und mit diesen verschwand die Hochstaplerin und gab in Wildbad unter dem Namen Karoline v. Rabenau eine Gastrolle, wobei sie eine Menge Leute rupfte.

Von Wildbad kam sie nach Berlin zurück, errichtete in der Raupachstraße ein Gouvernantenheim und plünderte die Leute, die in ihre Hände fielen, vollständig aus. Eine junge adelige Dame, die über einiges Vermögen verfügte, wußte sie vollständig zu umgarnen und zu überreden, ihren Bruder zu heirathen. Sofort nach der Heirath bemächtigten sich die Geschwister des Geldes der armen Betrogenen, die gegen den Willen der Verwandtschaft die Heirath eingegangen hatte, und verschwanden damit. Das arme Opfer blieb ohne alle Subsistenzmittel in Berlin zurück und starb sehr bald, nachdem sie durch Almosen die letzten Tage ihres Lebens gefristet hatte.

Die Meier tauchte alsbald in Wien wieder auf, wo sie eine Menge Schwindeleien verübte, die sie endlich der dortigen Kriminalpolizei in die Hände lieferten. Im Jahre 1889 wurde sie zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Nach Ablauf der Strafe sehen wir sie 1891 wieder in Berlin, wo sie mit der Polizei in Konflikt gerieth, weil sie einen schwindelhaften Verkauf einer Leihbibliothek an eine ältere Dame mit Vermögen in Scene setzte. Sie hatte der Käuferin diese Leihbibliothek als ein sehr gut gehendes Geschäft geschildert und die Reflektantin aufgefordert, einmal Sonntags hinzukommen, um anzusehen, wie gut das Geschäft gehe. Die ältere Dame erschien auch und war erstaunt über die Menge Kundschaft. Die Meier hatte es verstanden, der Käuferin eine wahre Komödie vorzuspielen. Alle Leute, die in das Geschäft kamen, waren von ihr dazu engagirt und kamen nur auf Bitten oder gegen Bezahlung der Meier, um der neuen Käuferin ein recht lebhaftes Geschäft vorzuspiegeln. Die Dame kaufte das Geschäft und sah sich betrogen, denn die tägliche Einnahme betrug aus der Leihbibliothek und den Verkauf von Schreibmaterialien kaum 20 Pfennige. Die Meier wurde ergriffen, versuchte sich durch schwindelhafte Angabe von

Gönnern und Gönnerinnen aus hohen Kreisen, welche angeblich ihre Schulden decken würden, vor einer Bestrafung zu retten, wurde aber zu einer so langen Gefängnißstrafe verurtheilt, daß sie jetzt noch dieselbe zu verbüßen hat. Man fand bei ihr, als man sie verhaftete, eine größere Geldsumme, die höchst wahrscheinlich auch aus einer Hochstapelei herrührt, über die das Gericht jedoch nichts Näheres erfahren hat. —

Eine würdige Genossin dieser Hochstaplerin, die ebenfalls noch im Gefängniß sitzt, ist die „Gräfin Reday". In Wirklichkeit heißt diese Person Marie Franke, und den Grafentitel verdankt sie einem höchst sonderbaren Umstand. Sie machte die Bekanntschaft eines Schlossergesellen, der Redies hieß, aber behauptete, der Sohn eines Grafen Reday zu sein. Diesen Schlossergesellen heirathete die Franke lediglich in der Absicht, um auf den gräflichen Namen hin Schwindeleien zu verüben. Sie machte mit dem Schlosser, der viel jünger war als sie, einen Kontrakt, wonach er sich nach der Heirath augenblicklich von ihr trennen und die Ehescheidungsklage einleiten müsse. Durch geschickte Täuschung der Behörde wurde sie in der That als Gräfin Reday geschieden, und diesen Titel benützte sie nun, um zuerst nach Wien zu gehen und dort so groben Schwindel zu verüben, daß sie zwei Jahre schweren Kerkers erhielt.

Im Jahre 1884 kam sie nach Berlin, erschwindelte hier durch Urkundenfälschung und allerlei romanhafte Erzählungen bei reichen Leuten die Summe von 16,000 Mark, und erhielt 3 Jahre 6 Monate Zuchthaus. Der Gräfinnentitel wurde ihr abgesprochen; deshalb trat sie, als sie ihre Zuchthausstrafe Ende 1888 verbüßt hatte, zuerst als Frau Baronin auf. Sie fand Unterkunft bei einem alten Fräulein, Namens Bertin. Diese starb, vermachte der „Frau Baronin" den größten Theil ihres Vermögens, und die

Schwindlerin nahm jetzt den Namen Frau Bertin an. Sie miethete sich eine vornehme Wohnung und machte Geldgeschäfte. Sie wußte sich mit dem Nimbus eines außerordentlichen Reichthums zu umgeben, besorgte Darlehen an Lebemänner, machte Hypothekengeschäfte, vermittelte den An- und Verkauf von Häusern, alles das aber nur zu dem Zweck, damit man glaube, sie verdiene an diesen Manipulationen viel Geld. In Wirklichkeit bestritt sie ihr luxuriöses Leben dadurch, daß sie kleinen Leuten ihre Ersparnisse ablockte. Wer mit ihr in Berührung kam, verlor sein Geld. Ihren Dienstmädchen lockte sie die Sparkassenbücher ab; dem Schlosser, der ihren Geldschrank ausbesserte, nahm sie unter schwindelhaften Angaben 2000 Mark ab; der Tischler, der bei ihr Reparaturen machte, wurde um mehrere hundert Mark erleichtert; Wittwen und Arbeiter aus der Nachbarschaft brachten ihre Ersparnisse in Höhe von 1000 bis 2000 Mark, und durch Aussicht auf außerordentlichen Gewinn wußte die ehemalige Gräfin jahrelang die Leute zu täuschen. Erst im September 1890 wurde sie wieder ergriffen, und da es sich um Hunderte von Betrugsfällen handelte, bei denen einzelne Leute 10,000 bis 12,000 Mark verloren hatten, erfolgte ihre Verurtheilung zu sechsjährigem Zuchthaus.

Wenn man näher die Schwindeleien dieser Hochstaplerinnen prüft, ist man zwar überrascht von der Geschicklichkeit, mit welcher sie dieselben in Scene setzen; andererseits aber sagt man sich doch, daß derartige Prellereien nicht möglich wären, wenn nicht eben das Publikum in einer Weise leichtsinnig, vertrauensselig und habgierig wäre, die fast unbegreiflich erscheint.

Wie plump ist z. B. folgende Manipulation, welche von einer Hochstaplerin rasch hintereinander in London, Petersburg, Brüssel, Wien, Berlin nicht nur einmal, sondern wiederholt in Scene gesetzt wurde, bis man sie im

Jahre 1891 in London abfing! Diese Frau, deren Herkunft und Geburt eigentlich nie recht festgestellt worden ist, führte sich in reichen Familien ein und machte sich dadurch interessant, daß sie sich für eine geheime diplomatische Agentin ausgab. Sie wußte so interessante politische Geheimnisse zu erzählen, so vortrefflich zu reden, daß man ihr glaubte. Hatte die Schwindlerin erst das Vertrauen der Familie erworben, dann überreichte sie eines Tages dem Hausherrn eine geheimnißvolle, verschlossene Mappe und bat ihn dringend, dieselbe aufzubewahren, da sie außerordentlich wichtige Papiere enthalte, welche man nicht in ihrer Wohnung finden dürfe. Ausnahmslos gingen die Hausherren auf diesen Schwindel ein; sie nahmen die Mappe in Verwahrung. Sobald dann der betreffende Herr nur auf einen Tag verreiste, kam die Schwindlerin in das Haus und bat dringend, ihr die Mappe herauszugeben, da sie in derselben eine größere Geldsumme verwahrt habe. Die Mappe war nicht aufzufinden, weil die Angehörigen des Hausherrn selbst nicht wußten, wo er sie hingethan hatte. Die Schwindlerin geberdete sich darauf ganz verzweifelt, weil sie das Geld dringend bedürfe, und um sie zu beruhigen, gab man ihr Beträge von mehreren tausend Mark, da man ja glaubte, durch das Geld in der Mappe vollkommen gedeckt zu sein.

Wäre diese Vertrauensseligkeit im Verkehr mit Fremden nicht bei den Leuten der besseren Stände so verbreitet, so wären auch die Eheschwindeleien nicht möglich, welche die Hochstaplerinnen als ihre ureigenste Domäne in letzter Zeit betrachtet haben. Die Meisterin in dieser Art Schwindel war wohl die Engländerin Eveline Leal, die Paris zum Schauplatz ihrer Thätigkeit sich ausgewählt hatte und erst im Jahre 1892 zur Bestrafung kam. Zusammen mit einer anderen Hochstaplerin führte sie nicht weniger als 43mal folgendes Manöver aus. Sie suchte vermögende junge

Leute in ihre Netze zu locken, indem sie sich selbst für eine reiche Erbin ausgab. Die andere Hochstaplerin, welche die Mutter darzustellen hatte, spielte ihre Rolle so geschickt, daß die verliebten oder mitgiftlüsternen Gimpel sich sehr glücklich fühlten, wenn sie sich mit der reichen Erbin verloben konnten. Nach der Verlobung gab es natürlich sehr reiche Geschenke; dann erfolgte, jedesmal auf Wunsch der angeblichen Mutter, eine Verheirathung in England, und nach dieser bestahl die sehr schöne Eveline Leal den Gatten um soviel Bargeld, Juwelen und Schmucksachen, als sie nur bekommen konnte, und kehrte nach Paris zurück, um hier mit ihrer Kollegin unter anderem Namen das Geschäft fortzusetzen. Sie hat sich, wie schon gesagt, in wenigen Jahren 43mal verheirathet.

Ein Fall, der im Jahre 1891 in Oesterreich sehr viel Aufsehen machte, war der Schwindel der „Baronesse Trentinaglia". Diese Person, die früher Kellnerin und Stubenmädchen gewesen war, trat in Baden bei Wien, einem sehr beliebten Kurorte, als vornehme Dame auf und brandschatzte hier ihre Bekanntschaft mehrere Monate lang mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Sie machte die Bekanntschaft eines Oberlieutenants, der kein Vermögen besaß, aber die Baronin Trentinaglia für außerordentlich reich hielt. Sie verlobte sich mit ihm und veranlaßte ihn zunächst, mit einer Anzahlung von 200 Gulden eine Villa für 20,000 Gulden zu kaufen. Und da der bis über die Ohren verliebte Offizier der Ueberzeugung war, daß seine Braut eine steinreiche Baronesse sei, der nur der von ihr geschiedene Gatte das Vermögen vorenthielt, ließ er sich von ihr zu einer Menge von ähnlichen Käufen mißbrauchen, so daß er binnen kurzer Zeit eine Schuldenlast von mehr als 100,000 Gulden hatte. Wie leichtgläubig dieser Mann gewesen ist, geht z. B. daraus hervor, daß ihm von wohlmeinenden Rathgebern mitgetheilt wurde, seine Braut sei

früher in einem Gasthofe Stubenmädchen gewesen. Er fragte die angebliche Baronesse, ob das wahr sei, und sie gab die Thatsache ohne Weiteres zu, erklärte aber, sie habe die Stellung als Stubenmädchen angenommen, weil sie sich furchtbar gelangweilt habe und eine Abwechslung wünschte. Mit dieser Erklärung begnügte sich der Herr.

Fast ebenso leichtgläubig war genau um dieselbe Zeit ein Kamerad von ihm, der auf einer Vergnügungsreise nach Paris eine junge Französin kennen lernte, die mit ihrem Manne, einem Bankier, angeblich in Scheidung lebte und sich in Paris aufhielt, um ihr Vermögen von einer halben Million hier zu erheben. Der Hauptmann, der selbst sehr vermögend war, verlobte sich mit der interessanten und schönen Dame und ließ sich dann von ihr länger als ein Jahr brieflich fortwährend um Geld betrügen, da er in seine Garnison zurückgekehrt war und seine Braut aus Paris nicht fort konnte, weil sich der Erhebung ihres Vermögens immer neue Schwierigkeiten entgegenstellten. Sie brachte den Hauptmann um Tausende von Gulden, bis er die Hilfe eines Privatdetektiv-Instituts in Anspruch nahm, das die angebliche Baronesse und geschiedene Frau eines Bankiers als eine der Berliner Kriminalpolizei sehr bekannte Hochstaplerin entlarvte.

Ein ganz unglaublicher Grad von Leichtfertigkeit zeigt sich auch in folgender Betrugsgeschichte, die im Jahre 1889 in Greiz vorkam. In den Laden eines Handwerksmeisters kam eine fein gekleidete Dame, machte einen Einkauf und sah im Waarenschrank die Photographie eines jungen Mannes. Sie zeigte sich ganz entzückt bei dem Anblick des Bildes und erklärte dem Ladeninhaber, sie wolle ihm 500 Mark geben, wenn es ihm gelinge, sie mit dem Original dieses Bildes bekannt zu machen. Dies war nun sehr leicht, denn der junge Mann, den das Bild darstellte, war der Sohn des Handwerksmeisters. Die Dame erklärte,

sie sei Besitzerin eines kolossalen Vermögens, habe sich aber so in das Bild verliebt, daß sie bereit sei, das Original sofort zu heirathen. Der Handwerksmeister ließ seinen Sohn kommen, und wenige Stunden nach der Ankunft desselben fand die Verlobung statt. Die junge Dame forderte nun den Bräutigam auf, mit ihr zu ihren reichen Verwandten zu fahren, und rieth ihm, recht viel Geld einzustecken, damit er bei ihren Verwandten nobel auftreten könne. Der Bräutigam ging auch auf den Leim, steckte nicht nur viel Geld zu sich, sondern vertraute dieses auch während der Fahrt seiner lieben Braut an, die ihn dann auf dem Bahnhof in Gera, wo man umsteigen mußte, sitzen ließ, während sie selbst auf und davon ging.

Außer dieser Leichtfertigkeit und Habgier der Betrogenen dient den Zwecken der Hochstaplerinnen auch noch der Umstand, daß man einer Frau selbst im Geschäftsleben niemals das Mißtrauen entgegen bringt, wie einem Mann. Es haben sich in letzter Zeit, besonders in England, wo man keine Einkäufe bar bezahlt, sondern Alles durch Checks regulirt, eine Anzahl von Schwindlerinnen diesen Umstand zu Nutze gemacht und durch äußerst geschickt ausgeführte Checkfälschungen nicht nur Ladeninhaber, sondern auch große Bankgeschäfte betrogen. Eine dieser Schwindlerinnen brachte 1890 einen Kolonialwaarenhändler um viel Geld. Sie hatte in seinem Laden einen gefälschten Check ausgegeben. Die Hochstaplerin wußte sich aber ein so gutes Leumundszeugniß zu verschaffen, wußte auch das Gericht derartig zu täuschen, daß sie freigesprochen, und der Kolonialwaarenhändler wegen Beleidigung und Schädigung des guten Rufes der Dame dazu verurtheilt wurde, ihr die Summe von 750 Pfund Sterling (15,000 Mark) als Schadenersatz auszuzahlen. Der Kolonialwaarenhändler, der fast ruinirt war, mußte ratenweise diese Entschädigungs-

summe aufzubringen suchen. Als er aber die zweite Rate zahlte, wurde die Schwindlerin bei einer neuen, gegen eine Bank versuchten Checkfälschung ergriffen, und dadurch der schwer geschädigte Kolonialwaarenhändler vor der weiteren Zahlung der Entschädigungsraten bewahrt.

Leider gibt es gegen derartige Schädigungen der Gesellschaft durch Hochstaplerinnen kein radikales Mittel, es sei denn, daß die Dummen und Vertrauensseligen alle würden, die Mitgiftjäger aufhörten, auf reiche Frauen zu spekuliren, und die Leute mit kleinen Ersparnissen es unterließen, nach Wucherzinsen für ihre Anlagen zu streben. So lange das aber nicht der Fall ist, werden die Hochstaplerinnen stets für ihre Thätigkeit Gelegenheiten genug finden.





Wie die Vögel singen.

Naturwissenschaftlich-ästhetische Betrachtung von **K. Westhof.**

Mit 7 Illustrationen.

Außer dem Menschen vermögen nur die Vögel Gefühle in wohllautenden Tönen auszudrücken, aber der Mensch muß sich diese Gabe erst auf den Stufen des Kulturlebens mit Fleiß und Mühe aneignen, die der Singvogel von vornherein ererbt hat.

Stumm ist kein Vogel, allein es ist zwischen Sprache und Gesang wohl zu unterscheiden. „Jede eingehendere Beobachtung lehrt," wie Brehm ausführt, „daß die Vögel für verschiedene Empfindungen, Eindrücke und Begriffe besondere Laute ausstoßen, denen man ohne Uebertreibung die Bedeutung von Worten zusprechen darf, da sich die Thiere nicht allein unter sich verständigen, sondern selbst der aufmerksame Beobachter sie verstehen lernt. Sie locken oder rufen, geben ihre Freude und Liebe kund, fordern sich gegenseitig zum Kampfe heraus oder zu Schutz und Trutz auf, warnen vor Feinden und anderweitiger Gefahr und tauschen überhaupt die verschiedensten Mittheilungen aus. Und nicht blos die Arten unter sich wissen sich zu verständigen, sondern Bevorzugte auch zu minder Begabten zu reden. Auf die Mahnung größerer Sumpfvögel achtet das kleinere Strandgesindel, eine Krähe warnt Staare und anderes Feldgeflügel, auf den Angstruf einer Amsel lauscht der ganze Wald. Besonders vorsichtige Vögel schwingen

sich zu Wächtern der Gesammtheit auf, und ihre Aeußerungen werden von anderen wohl beherzigt.

Während der Zeit der Liebe unterhalten sich die Vögel, schwatzend und kosend, oft in allerliebster Weise, und ebenso spricht die Mutter zärtlich zu ihren Kindern. Einzelne wirken gemeinschaftlich in regelrechter Weise am Hervorbringen bestimmter Sätze, indem sie sich gegenseitig antworten; andere geben ihren Gefühlen Worte, unbekümmert darum, ob sie Verständniß finden oder nicht. Zu ihnen gehören die Singvögel, die Lieblinge der Schöpfung, wie man sie wohl nennen darf, diejenigen Mitglieder der Klasse, welche dieser unsere volle Liebe erworben haben.

So lange es sich um reine Unterhaltung handelt, stehen sich beide Geschlechter in ihrer Sprachfertigkeit ungefähr gleich; der Gesang aber ist eine Bevorzugung des männlichen Geschlechtes, denn nur höchst selten lernt es ein Weibchen, einige Strophen abzusingen. Bei allen eigentlichen Sängern sind die Muskeln am unteren Kehlkopf im Wesentlichen gleich entwickelt; ihre Sangesfertigkeit aber ist dennoch höchst verschieden. Jede einzelne Art hat ihre eigenthümlichen Töne und einen gewissen Umfang der Stimme; jede verbindet die Töne in besonderer Weise zu Strophen, welche sich durch größere oder geringere Fülle, Rundung und Stärke der Töne leicht von ähnlichen unterscheiden lassen; das Lied bewegt sich bei einzelnen in wenigen Tönen, während andere Oktaven beherrschen. Werden die Gesangstheile oder Strophen scharf und bestimmt vorgetragen und deutlich abgesetzt, so nennen wir das Lied Schlag, während wir von Gesang reden, wenn die Töne zwar fortwährend wechseln, sich jedoch nicht zu einer Strophe gestalten. Die Nachtigall oder der Edelfink schlagen, die Lerche oder der Stieglitz singen. Jeder Singvogel weiß übrigens Abwechslung in sein Lied zu bringen, und gerade deshalb wirkt es so mächtig auf uns."

Wir staunen über diese Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit in den stimmlichen Aeußerungen der Vogelwelt, die uns der berühmte Naturforscher so treffend charakterisirt, und unwillkürlich regt sich dabei in dem Naturfreunde das Verlangen, nun auch die Mittel kennen zu lernen, wodurch alle diese Unterschiede bewirkt werden. Wie singen die Vögel, mit welchen Apparaten hat sie die Natur zur Hervorbringung der Töne ausgestattet? Diese Fragen wollen wir nachstehend in allgemein verständlicher Weise zu beantworten suchen.

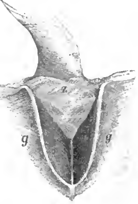


Fig. 1. Vogelbrust.

Schon im Aeußeren der meisten Singvögel bemerken wir, daß der Hals gestreckt und geschmeidig, die Brust frei und ausgedehnt ist. Auf Fig. 1, die eine bloßgelegte Vogelbrust darstellt, ist g—g das Gabelbein, zwei über dem Brustbein liegende gabelförmige Knochen, die dem Schlüsselbein der Säugethiere entsprechen. Dahinter wird bei z ein Zellengewebe zwischen den Aesten des Gabelbeins sichtbar, das fein verzweigt, sackartig gepaart und durchsichtig ist und sich vortrefflich zur Aufnahme von Luft eignet.

Hinter diesem Hautgewebe wieder liegt in der Brusthöhlung die Trommel (T) oder der untere Kehlkopf, den die Fig. 2 zur Anschauung bringt. Nach unten verzweigt sie sich in zwei Aeste, die in die Lungen mündende Luftröhrengabel (g'—g'). Nach oben aber setzt sich über der Trommel die Luftröhre (L) fort, um in die Zunge mit dem oberen Kehlkopfe oder der Stimmritze (St auf Fig. 3) zwischen den beiden Aesten des Zungenbeins (b—b auf Fig. 4) zu enden.

Um dieses Organ deutlich sehen zu lassen, ist in Fig. 3 die Zunge aus der Rachenhöhle und vom Unterkiefer losgelöst und heruntergeschlagen. Beim lebendigen Vogel muß man sie sich also wieder aufwärts geklappt denken, so daß dann die Stimmritze (St) dem mit Warzenhärchen versehenen tiefen Einschnitte w in der Rachenhöhle oder dem Oberkiefergaumen genau gegenüber liegt.

Wenn wir die Stimmritze für sich näher betrachten, so stellt sie sich uns als eine lippenförmige, beiderseits von sehr elastischen Bändern aus ringförmigen Gebilden umgebene Oeffnung dar. Durch die Zungenmuskeln lassen sich diese Stimmritzenbänder entweder quer zur Längenachse öffnen oder zusammenziehen. Bei vielen, zumal bei insektenfressenden Sängern, wie Drossel, Amsel, Staar und Pirol, ist die Stimmritze an ihrem einen, der Kehle zugekehrten Ende noch mit einer Reihe Warzen (h, Fig. 3) ausgestattet, die sich in hornige, haarförmige Gebilde zuspitzen.

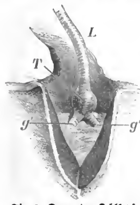


Fig. 2. Der untere Kehlkopf.

Kein Vogel hat einen Kehldeckel zum Verschließen des Einganges zum Kehlkopf, wie die Säugethiere, sondern an die Stimmritze schließt sich unmittelbar die Luftröhre (L auf Fig. 2 u. 3), eine auffallend gestreckte hohle Säule mit fast durchsichtigen Wandungen aus einer Menge von weichen, zarten und ausnehmend geschmeidigen Knorpelringen. Vor ihrer Verzweigung in die beiden Aeste der Gabel erweitert sich die Luftröhre zu der bereits besprochenen Trommel, auch unterer Kehlkopf genannt.

Fig. 5 stellt einen Querschnitt durch den vergrößerten Kehlkopf einer männlichen Schwarzamsel dar. S ist eine scheidewandartige Erhöhung über dem Delta (d) der Luft-

röhrengabel-Verzweigung, die bei verschiedenen Sängern an dieser Stelle mehr oder weniger merklich in den Hohlraum der Trommel eintritt. Bei allen Singvögeln aber ist die Trommel annähernd kugelförmig gestaltet und ähnlich wie die Luftröhre von sehr geschmeidigen Knorpelringen umgeben, während im Einzelnen sich mancherlei Verschiedenheiten zeigen. So zeigt sich die Trommel z. B. bei der Schwarzamsel mehr als rundes, bei dem Staar (Fig. 7) mehr als seitlich plattgedrücktes eiförmiges Gebilde. In der Regel nimmt dieser Theil des Singapparates an der hinteren, dem Schlunde (Sch auf Fig. 6) zugekehrten Seite eine abgeplattete Form an und weist gerade bei den hervorragendsten gefiederten Sangesvirtuosen eine starke Anlagerung von bandförmigen Muskeln auf.

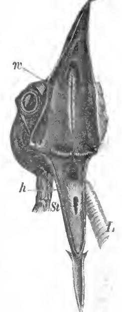


Fig. 3. Stimmritze.

Beim Kukuk zeigt sich sogar unten zwischen den Gabelästen eine deltaartige Einstülpung und eine sehr starke Knorpelringbildung in der Wandung, was Alles deutlich darauf hinweist, daß die Trommel unseren Sängern zur Verstärkung, zur Resonanz ihrer Töne dient. Gerade der Kukuk hat seinen weithin schallenden hohlen Ruf wohl nur der eigenartigen Bildung seines unteren Kehlkopfes zu danken.

Weiterhin trägt zur musikalischen Befähigung der Singvögel offenbar viel der Schnabel bei, den gerade die besten Sänger so ungemein weit — bis über einen halben rechten Winkel — öffnen können, weil die elastische Verbindungshaut zwischen Ober- und Unterkiefer sich dabei entsprechend ausdehnt.

Ihre Zunge hat ferner einen vermittelst einer aus-

gebildeten Muskulatur höchst beweglichen Zungenkörper und wird gleich der Mundhöhle durch die Absonderung der Speicheldrüsen, die am reichlichsten in der Periode des Singens, welche zugleich die des Nistens ist, stets glatt und schlüpfrig erhalten. Fassen wir den äußeren Theil des Zungenbeines an dem Kopfe eines vom Federbalg entblößten Edelfinken (Fig. 4) genauer in's Auge, so sehen wir die beiden Zungenbeinhörner (a a—b b) sich vom Zungenbein (z) aus beiderseits unter den Unterkiefergeweben hin am Rande des Hinterschädels herumziehen, wo sie sich rechts und links neben dem Genick ansetzen.

Fig. 4.
Kopf eines Edelfinken.

Fig. 6 macht nun den ganzen Muskelapparat am Zungenkörper um die Stimmritze bei einer Singdrossel anschaulich. Der Zungenbeinheber (h) hebt die Zunge etwas während des Singens, während gleichzeitig der Muskel b—b die Zungenspitze (z) etwas abwärts in den mittleren Zungentheil zurückzieht, so daß sich die Stimmritze im Zungenkörper ein wenig öffnet. Ein Verengern der Stimmritze dagegen läßt sich durch stärkeres Heben der Zunge mittelst eines am Unterkiefer verzweigten Muskels bewirken. Je weniger aber die Stimmritze geöffnet ist, desto höher wird der Ton, ebenso wie die Orgelpfeifen um so höher stehen, je schmaler der Einschnitt daran ist.

So ist denn die Zunge außerordentlich fein organisirt, und bei allen Hauptsängern spielt sie während ihres Vortrages unaufhörlich, indem sie vibrirt, sich hebt und vor- oder zurückschiebt. An die Zunge schließt sich nun die Luftröhre mit Trommel und Gabelverzweigung, ebensowohl blos dienstbar, als selbstthätig und musikalisch fördernd. An den Bändermuskeln um die Trommel T sehen wir auf Fig. 6 beiderseits besonders die sehnenförmigen Muskeln m—m

hervortreten, von denen sich wiederum die ganz kurzen b—b abzweigen. Durch das Zusammenziehen dieser Muskeln können manche Singvögel die Luftröhre verkürzen, beziehungsweise abwärts ziehen und die Trommel zusammendrücken. Besonders gut sieht man das an der auf Fig. 7 in natürlicher Größe dargestellten Trommel des Staares.

Wenn dieser Vogel seine bauchrednerischen Balztöne hervorbringt, so ziehen sich die kurzen sehnigen Muskeln an der Trommel gleich den langen fadenförmigen zusammen, verkürzen die Luftröhre und verengern die Trommel, so daß die Luft abwärts in die Lungen und die damit verbundenen Luftzellen gepreßt wird. Wenn er dann nachher zu den knappenden, kneifenden und schnalzenden Tönen oder zu den nachahmenden Strophen übergeht, so wird die zusammengepreßte Luft durch Verlängern der Luftröhre theilweise wieder in die Trommel und Luftröhre vorgetrieben.

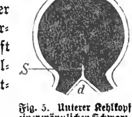


Fig. 5. Unterer Kehlkopf einer männlichen Schwarzamsel im Querschnitt.

Durch diesen höchst sinnreichen Mechanismus, den wir im Vorstehenden näher kennen gelernt haben, können also die Vögel singen; namentlich der doppelte, überaus bewegliche Kehlkopf und die eigenartig gebaute, elastische Luftröhre machen die Stimme mancher von ihnen so klangvoll und laut.

Wie schon erwähnt, sind die Bravoursänger unter den Vögeln nur die Männchen, während die Weibchen mit Ausnahme einiger weniger Arten es im Singen nicht über stümperhafte Mittelmäßigkeit bringen. Zugleich sind bekanntlich die Weibchen in der Vogelwelt durchweg viel bescheidener gekleidet als ihre Ehegatten. Dagegen ist die oft gehörte Behauptung, daß nur ganz unscheinbare und schlicht gefärbte Vögel auch zugleich gute Sänger seien, durchaus irrig, wie schon Blaukehlchen, Hänfling und

Karmingimpel aus unserer heimischen Vogelwelt beweisen, die sehr hübsch gezeichnet sind und dabei allerliebst singen, was ebenso von den prachtvoll gefärbten rothen Kardinälen, Papstfinken, Indigovögeln, Sonnenvögeln und noch verschiedenen anderen Ausländern gilt.

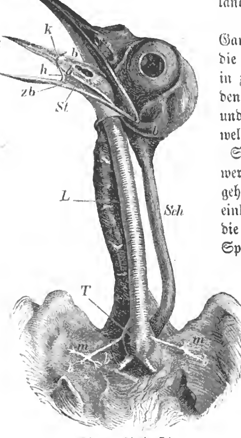
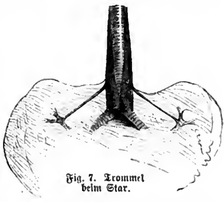


Fig. 6. Singdrossel.

Im Großen und Ganzen lassen sich alle die gefiederten Sänger in zwei Gruppen scheiden: die Originalsänger und die Nachahmer, welche auch Spötter oder Spottvögel genannt werden. Zu den ersteren gehören von unseren einheimischen Vögeln: die Nachtigall, der Sprosser, die Sing-, Schwarz- und Misteldrossel, der Pirol, die Feld- und Waldlerche, das Rothkehlchen, der Fitis oder große Laubvogel, verschiedene Grasmücken, der Edelfink, der Stieglitz, der Hänfling und der Zaunkönig. Unter den nachahmenden Spöttern stehen obenan: der rothrückige Würger oder Dorndreher, die Bastardnachtigall, der Sumpfschilfsänger und unser Staar.



Unſere begabteſten Singvögel ſind die Wanderer, die uns in jedem Herbſte bis zur Wiederkehr des Lenzes verlaſſen und nur während der Paarungs- und Brutperiode ihre entzückenden Weiſen vernehmen laſſen. Nachher nehmen die Elternpflichten, namentlich die Nahrungsſorgen ſie zu ſehr in Anſpruch, ſo daß ſie nur noch ſelten zum Singen kommen, und während der Mauſer und ihrer Wanderungen ſchweigen die Lieder gänzlich. Auch in den fernen Landen erklingen nicht ihre Melodien, ſondern erwachen erſt wieder, wenn ſie zur Heimath zurückkehren, um dort zu lieben und zu ſingen.


Fig. 7. Trommel beim Star.

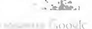
Den Sang aller Vögel übertrifft der Schlag unſerer Nachtigall an Wohllaut und Reichhaltigkeit. „Er iſt," nach einer treffenden Charakteriſtik Naumann's, „ſo ausgezeichnet und eigenthümlich, es herrſcht in ihm eine ſolche Fülle von Tönen, eine ſo angenehme Abwechslung und eine ſo hinreißende Harmonie, wie wir in keinem anderen Vogelſange wieder finden. Mit unbeſchreiblicher Anmuth wechſeln ſanft flötende Strophen mit ſchmetternden, klagende mit fröhlichen, ſchmelzende mit wirbelnden; während die eine ſanft anfängt, nach und nach an Stärke zunimmt und wiederum erſterbend endigt, werden in der anderen eine Reihe Noten mit geſchmackvoller Härte haſtig angeſchlagen und melancholiſche, den reinſten Flötentönen vergleichbar, ſanft in fröhlichere verſchmolzen. Die Pauſen zwiſchen den Strophen erhöhen die Wirkung dieſer bezaubernden Melodien, ſowie das in denſelben herrſchende mäßige Tempo trefflich geeignet iſt, die Schönheit derſelben recht zu faſſen." Der Schlag einer

Nachtigall umfaßt bis zu vierundzwanzig verschiedene Strophen, die man schon vielfach durch Buchstaben wiederzugeben gesucht hat. Eine Nachtigall Bechstein's sang zum Beispiel:

„Tiuu tiuu tiuu tiuu,
Sze tiu zqua —
Tio tio tio tio tis tio tio tix;
Qutio qutio qutio qutio —
Zquo zquo zquo zquo;
Tzü tzü tzü tzü tzü tzü tzü tzü tzü tzi" u. s. w.

Dieser Primadonna unter unseren Originalsängern sei als Kopist oder Spötter der allbekannte Staar entgegengesetzt, dessen Eigengesang gar nicht viel werth ist. Dafür weiß er aber alle Laute, die in einer Gegend überhaupt vernehmbar sind: die Weisen anderer Vögel, wie das Gackern der Hühner, das Zwitschern der Schwalben oder das Knarren einer Thür und das Geklapper einer Mühle mit einer wahren Virtuosität und in ergötzlichster Weise wiederzugeben.

Sehr verschieden ist der Umfang der Vogelstimmen: Nachtigall und Sprosser verfügen über mehrere Oktaven, Lerchen und Grasmücken haben nur vier und andere Vögel noch weniger Töne. Der Kukuk, der in jedem Frühling seinen überall mit Freude begrüßten Ruf wieder durch den Wald schallen läßt, bringt nur zwei Töne zu Stande, über die schon sehr eingehende Untersuchungen angestellt worden sind. Jedenfalls ist es richtig, daß — wie Brehm hervorhebt — dem Kukuksrufe Mitlauter gänzlich fehlen; er ruft in Wirklichkeit nicht „Kukuk", sondern „u-uh". Da nun aber das erste „U" schärfer ausgestoßen wird als das zweite, glauben wir „gu" zu vernehmen, ebenso wie wir das zweite gedehnte „U" zu Anfang und zu Ende durch einen G- oder K-Laut vervollständigen, obgleich derselbe



nicht vorhanden ist. Die beiden Töne sind fast genau von gleicher Länge und von den beiden nächstfolgenden durch eine ungefähr gleich lange Pause getrennt. Das Intervall der beiden Töne und die Tonhöhe wechseln nach den Zeiten und Individuen, aber nur innerhalb eines mäßigen Spielraumes.

Das größte von Professor Oppel in Frankfurt a. M. beobachtete Intervall war eine verminderte Quinte (Ges—C), das kleinste eine etwas zu knappe große Sekunde; beide wurden jedoch nur vereinzelt wahrgenommen. Die reine Quart dagegen ist gar nicht selten, am häufigsten allerdings die Terz: bald die reine große, bald die reine kleine und noch weit öfter die unreine — ein Intervall, das für eine große Terz etwas zu klein und für eine kleine etwas zu groß erscheint.

Noch viel feinere Nuancen vermag ein geübtes Ohr beispielsweise zwischen dem Register von vier Tönen bei der Grasmücke und Lerche zu unterscheiden, die oft zwischen zwei halben Tönen noch zehn und mehr Uebergangsstufen einfügen, so daß sie im Ganzen wohl über fünfzig Verschmelzungen ihrer vier Töne hervorbringen.

Wie jede Art ihren bestimmten Umfang besitzt, so hat sie ferner auch ihre eigenthümliche Tonbildung im Einzelnen, sowie bezüglich der Verbindung zu Strophen und Liedern. Manche Vögel singen ganz gleich, aber mit durchaus verschiedener Betonung, so zum Beispiel Edelfink und Finkmeise, und wer im Walde scharf zu hören und zu unterscheiden gelernt hat, der erkennt zuletzt jeden einzelnen der Sänger in diesem großen Konzert an seiner Tonweise.

Die Vögel lehren und lernen aber auch: ältere Männchen werden draußen in Wald und Flur fast immer zu Gesangslehrern, von denen die jungen Singvögel das Grundthema ihres Liedes lernen. Und in der Gefangenschaft bringt man bekanntlich einer Menge von jungen Singvögeln fremde

Weisen bei, die man ihnen vorpfeift, worauf wir jedoch hier nicht näher eingehen können.

Endlich ist die landschaftliche Umgebung, in der die Vögel wohnen, von Einfluß auf die Natur und den Charakter ihres Liedes. Der Gebirgsvogel singt anders wie sein Artbruder in der Ebene, so daß also auch in dem musikalischen Vortrage der Vögel wie bei der Menschensprache eine Art von Dialekt zu Tage tritt.





Mannigfaltiges.

Ein findiger Gastwirth. — Gehört es schon nicht zu den Annehmlichkeiten, wenn man auf europäischen Eisenbahnen infolge irgend eines Naturereignisses an einem Punkte sitzen bleibt und momentan nicht weiter kann, so sind derartige Vorkommnisse doch nicht zu vergleichen mit denen, wie sie sich mitunter auf den Bahnstrecken des amerikanischen „wilden Westens" abspielen. Handelt es sich in der alten Welt mit ihren fast durchweg geregelten Zuständen gewöhnlich in solchen Fällen nur um wenige Stunden, die einen Zug an einen bestimmten Fleck bannen, so werden drüben nicht selten zwei, drei bis acht Tage daraus, ehe ein festsitzender Zug befreit wird.

Im Jahre 1884 befand ich mich in einer aus etwa zehn Häusern bestehenden kleinen Ortschaft, Namens Daggett, in der sogenannten Mojavewüste Kaliforniens gelegen, die von Osten nach Westen ihrer ganzen Länge nach von einer großen Ueberlandbahn durchschnitten wird. Die Monate März und April brachten namentlich im südlichen Theile des Goldlandes ungeheure Wolkenbrüche, wie man sie seit vielen Jahren nicht erlebt hatte.

Eines Tages langte in Daggett ein Zug aus dem Osten an, der gegen zweihundert Passagiere beherbergte. Wenn bisher infolge der Regengüsse auf dieser Bahn auch mehrere kleinere Dammbrüche den Verkehr vorübergehend gestört hatten, so waren doch noch nicht größere Unzuträglichkeiten entstanden. An obigem Tage aber sollte das Verhängniß hereinbrechen. Als nämlich der Zug soeben den Bahnhof verlassen sollte, traf eine Depesche von der Nachbarstation Waterman ein, daß der dort durchströmende Mojavefluß fürchterliche Ueberschwemmungen angerichtet und den

Bahndamm auf eine lange Strecke vollständig zerstört habe. Fast zu gleicher Zeit meldete der Draht von der anderen, östlichen Seite verschiedene Auswaschungen, Ueberfluthungen und Fortschwemmungen längerer Theile des Bahnkörpers; somit saß der Zug hier wie die Maus in der Falle, konnte weder vorwärts, noch zurück, sondern mußte in Daggett abwarten, bis die Linie wieder fahrbar geworden. Der winzige Ort in der Wüste, nahe bei sehr reichen Silberminen gelegen, war natürlich auf einen Zuwachs von etwa zweihundert Essern nicht eingerichtet, zumal von vornherein nicht bestimmt werden konnte, wie lange die Abschließung von der Welt — eine solche bestand buchstäblich — dauern werde. Die Nachrichten, welche gleich am ersten Tage eingezogen wurden, lauteten sehr bestimmt dahin, daß vor Ablauf von mindestens acht Tagen gar nicht an Herstellung und Fahrbarkeit der Bahn gedacht werden dürfe. So lange mußte also mindestens Rath geschafft werden, die seßhaften Bewohner des Platzes, sowie den sehr erheblichen Zuwachs von mehreren hundert Köpfen vor dem Hungertode zu bewahren.

Die Last, diese in der That schwierige Aufgabe zu lösen, ruhte einzig und allein auf den Schultern des Besitzers eines Gasthofes, welches, ohne Konkurrenz dastehend, in dieser schwierigen Lage zu beweisen hatte, ob es derartigen ganz außergewöhnlichen Anforderungen gewachsen sei. Der Besitzer war zufällig ein Deutscher, bekundete bei dieser Gelegenheit aber eine Findigkeit wie der schlaueste Yankee.

Sobald nämlich die Sachlage klar zu überschauen war, machte er sofort einen Ueberschlag aller seiner Speisevorräthe, der das Resultat lieferte, daß selbige, normale Zeiten angenommen, nicht länger als etwa drei Tage für eine solche Zahl von Kostgängern ausreichen würden. Es herrschte aber ein offenbarer Ausnahmezustand, der sich sehr wohl mit einer Belagerung vergleichen ließ, und demgemäß mußten auch Maßregeln getroffen werden, die den Fortbestand dieses Häufchens zusammengedrängter Menschen gewährleisteten.

Als der Wirth mit seinem für zehntägige Dauer auskalkulirten Rechenexempel fertig geworden, erließ er eine Bekanntmachung, die etwa folgenden Wortlaut hatte: „Ich fühle mich, gleichsam als Kom=



mandant, dem das Wohl so und so vieler Untergebenen anvertraut ist, veranlaßt, das Nachstehende zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Für volle zehn Tage übernehme ich die feierliche Verpflichtung, jeden der zur Zeit hier Anwesenden so weit lebend zu erhalten, als dies bei von jetzt an verabreichten Drittelportionen, zu denen ich von vornherein greifen muß, möglich ist. Die vorhandenen Vorräthe an lebendem und todtem Speisematerial fordern gebieterisch diese Verkleinerung alles Verabreichten, zugleich aber zwingt mich meine Müheawaltung und die schwierige Eintheilung der mir zu Gebote stehenden Eßwaaren zu dem Anspruch auf eine Schadloshaltung, die ich dadurch zu erreichen glaube, daß ich für diese Noth- und Drangsalsperiode alle Preise verdoppele. Bei allen meinen guten Vorsätzen, mich dem Wohle meiner Mitmenschen dienstbar zu machen, verhehle ich mir nicht, daß während der kommenden Tage ‚Schmalhans' etwas den Küchenmeister spielen wird, es dürfte sich daher empfehlen, sich zur Vorsorge mit den Vortheilen bekannt zu machen, die unter Umständen ein guter Schmachtriemen zu bieten vermag. Unter den vorstehenden Bedingungen gewährleiste ich Jedem sein lebendes Dasein bis zur Erlösung, indem ich ihm gleichzeitig die Garantie gebe, daß sein Körpergewicht nicht über fünf Pfund abgenommen haben soll."

Die Bewohner des Ortes, sowie die Fremdlinge, in diesen Anordnungen ihre einzige Rettung erblickend, gingen selbstverständlich mit Freuden auf diese Festsetzungen ein und wurden auf diese Weise bis zur Wiedereröffnung der Bahn, die am elften Tage erfolgte, durchgefüttert. Freilich waren Schweine- und Hühnerstall des Wirthes bei dieser Gelegenheit darauf gegangen, man munkelte sogar, daß seine zahlreichen Katzen sich erheblich verringert hätten, dafür aber lag auch ein nettes überschießendes Sümmchen im Kasten. Damit war jeder Theil in hohem Grade zufrieden gestellt. O. v. Briesen.

Ein Mittel zum Staunen. — Gegen Ende der Regierung Ludwig's XIV. war die Versorgung des königlichen Hofhaltes dem Oberintendanten Marquis Servais unterstellt. Von Hause aus mittellos, verstand es der geschickte Hofmann, der sich der besonderen Gunst des Monarchen versichert wußte, durch Auf-

stellung ganz ungeheuerlicher Rechnungen, deren Bezahlung durch den Finanzminister Colbert meist in seine eigene Tasche floß, sich ein fürstliches Vermögen zu erwerben. Dabei zeigte er sich so hochfahrend und anmaßend, daß Keiner mit dem dünkelhaften Manne zu thun haben mochte. Vergebens hatte man dem Könige leise Andeutungen über die völlig nachweisbare Untreue des Oberintendanten gemacht, Ludwig gab denselben kein Gehör, obwohl ihm selber das Gebahren seines hohen Beamten nicht ganz klar erscheinen mochte.

Zu jener Zeit war der Gesandte des Schahs von Persien, Riza Bey, in Paris anwesend, um dem gefeierten Monarchen Frankreichs den Ausdruck der Bewunderung seines Herrschers zu überbringen. Riza Bey war der Held des Tages, und überall erzählte man sich nicht allein von der von ihm selber entfalteten märchenhaften Pracht, sondern auch von der Gleichgültigkeit, mit welcher der fremdländische Gast des Hofes die erlesensten Schaustellungen, die raffinirtesten Genüsse des ersten Hofes Europas ohne sichtlichen Eindruck an sich vorübergehen ließ. Auch an der königlichen Tafel ward die letztere Wahrnehmung eifrig besprochen, und in heiterer Stimmung stellte der Monarch den Anwesenden die Aufgabe, irgend etwas vorzuschlagen, was den persischen Unempfindlichen aus seiner Lethargie rütteln und ihn zum Staunen veranlassen könne. Dies und jenes ward genannt, aber die Meinung über den Erfolg war stets bei der Tafelrunde ein getheilter, bis endlich Colbert, der Finanzminister, das Wort ergriff: „Wenn Eure Majestät dem persischen Gesandten etwas noch nicht Dagewesenes vor die Augen bringen wollen, so schlage ich vor, dem Herrn die Rechnungen des Oberintendanten zu präsentiren; ich bin gewiß, er wird staunend bekennen, daß ihm so etwas noch nicht vorgekommen sei, selbst nicht am orientalischen Hofe von Persien."

Der König lächelte, aber wurde doch ernst, als er die ungetheilte Zustimmung der Tafelgesellschaft bei den Worten des ehrlichen Colbert bemerkte.

„Wir wollen sehen, ob Euer Vorschlag Erfolg hat," erwiederte er dem Minister, „aber nicht eher, als bis wir uns selber überzeugt, ob die Rechnungen des Marquis die von Euch ange-

deutete Wirkung haben. Wir erwarten Euch morgen zum Vortrag." —

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß Colbert es verstand, dem Monarchen völlig über die Wahrheit seiner in einen Scherz gekleideten Anklage gegen den habgierigen Beamten die Augen zu öffnen, und der überführte Marquis ward sofort vom Hofe verbannt. H—d.

Wie Goethe's „Faust" auf die Bühne kam. — Daß Goethe's „Faust" sich auf der deutschen Bühne einbürgerte, verdanken wir der Laune eines Fürsten. Im Jahre 1828 wurde der Schauspieler Marr als Gast an das Hoftheater zu Braunschweig gerufen. Der — später (im Jahre 1830) vertriebene — Herzog Karl, der sich in seiner Weise lebhaft für die Bühne interessirte, forderte seinen Intendanten Klingemann auf, Marr in seinem — Klingemann's — „Faust" in der Rolle des „Unbekannten" (Mephistopheles) auftreten zu lassen. Der Intendant warf bescheiden ein, daß sein „Faust" ein elendes Machwerk sei gegenüber der gewaltigen Schöpfung Goethe's.

„Was?" rief der Diamantenherzog, „hat der auch einen geschrieben?"

„Ja, Hoheit."

„Nun so befehle ich, daß Marr in Goethe's ‚Faust' auftreten soll."

„Er eignet sich aber nicht zur Aufführung auf der Bühne."

Unwillig drehte Herzog Karl seinem Intendanten den Rücken.

Nach einigen Tagen trat er auf Klingemann zu, ein Buch in der Hand: „Ich habe Goethe's ‚Faust' gelesen, es ist ja ein ganz richtiges Theaterstück mit Personen, die miteinander sprechen, warum soll es nicht aufführbar sein?"

Alles Dagegenreden war vergebens, der Herzog beharrte bei seinem Willen und zog den unterdessen angekommenen Marr auf seine Seite. Klingemann gab seinen Widerstand auf, machte das Stück durch Striche und Aenderungen bühnengerecht und studirte es mit seinen Schauspielern und Marr ein. Er überzeugte sich bald, daß Goethe's Drama auch auf der Bühne gewaltig wirken würde. Unter ungeheuerem Andrang des kunstsinnigen Publi-

tums ging der „Faust" in Scene, Marr erntete als Mephisto nie dagewesenen Beifall. Triumphirend aber stand Herzog Karl hinter den Kulissen, freudestrahlend drückte er Marr die Hand, flüsterte ihm jedoch heimlich zu, indem er auf Klingemann deutete: „Sein ‚Faust' gefällt mir doch besser!" D.

Eine Turkmenenbelustigung. — Einer der besten Reiter reitet in die Steppe hinaus und holt aus einer Heerde ein Schaf. Er schlachtet dasselbe und reitet damit zum Lager zurück. Kaum werden die Anderen — und es nehmen oft 200 Personen Theil — seiner ansichtig, so beginnt die Jagd. Von allen Seiten stürmen sie auf ihn ein und suchen ihm das Thier, welches er an einem Bein an den Sattel angebunden hat, zu entreißen. Ein wirrer Knäuel von Pferden und Menschen wälzt sich über die Steppe hin, und bald ist das Schaf von hundert darnach langenden Händen in Stücke zerrissen. Die Glücklichen, denen es gelingt, ein Stück Fleisch zu erhaschen, erfreuen sich aber ihres Raubes nicht lange, denn sofort suchen Andere es ihnen zu entwinden. Die Schaar löst sich in eine Menge kleiner Abtheilungen auf, deren jede den Räuber eines Stückes verfolgt, und diese Jagd findet nicht früher ein Ende, als bis Alle, denen es gelang, etwas zu erbeuten, bei ihren Zelten angelangt sind. Da Jeder, der dem Anderen das geraubte Fleischstück entreißt, sich sofort aus dem Verfolger in einen Verfolgten verwandelt, steigert sich bei langer Dauer des Spiels die Aufregung so sehr, daß der Scherz oft dem Ernst weicht, und das Spiel in eine blutige Rauferei ausartet, bei welcher nicht selten einer oder mehrere Theilnehmer ihr Leben verlieren. E. K.

Das Blumenmädchen von St. Helena. — Der verbannte Kaiser Napoleon I. kam eines Tages auf einem Spaziergange an ein ärmliches Häuschen, in dessen Vorgarten er ein junges Mädchen erblickte, blond, blauäugig und frisch wie die Blumen, welche sie begoß. Er ließ sich in ein Gespräch mit ihr ein und erfuhr, daß die Kleine eine Waise, Namens Emily Branston, sei und von dem geringen Ertrage ihres Gärtchens sich erhalte. Der Bericht bewegte den Mann, den einst das Schicksal von Millionen kalt gelassen hatte. Er reichte dem Mädchen einige Goldstücke und forderte sie auf, ihm täglich einen Blumenstrauß zu bringen.



Auch seine Umgebung suchte er für die Waise zu interessiren, die infolge dessen bald den Beinamen „die Nymphe von St. Helena" erhielt. Das letzte Lächeln des sterbenden Exkaisers galt den Blumen der holden Gärtnerin. Auch in England sprach man viel von Napoleon's Schützling und das begründete Emily's Zukunft. Ein reicher englischer Lord, der eine Frau haben wollte, von der man sprach, reiste nach der fernen Insel, heirathete sie und nahm sie mit nach England. E. K.

Ich heiße York. — Am 1. Juli 1815 geriethen preußische Husaren unter Oberst v. Sohr in der waldigen Umgebung von Versailles unter die elf Regimenter des französischen Generals Exelmans und wurden von der Uebermacht umzingelt. Für die Husaren galt es, sich durchzuschlagen. Viele wurden zusammengehauen oder mußten sich ergeben. Der Sohn des berühmten preußischen Generals York, der junge Freiwillige Heinrich v. York, hatte schon zwei Wunden erhalten, rief aber, als ihm Pardon angeboten wurde, seines großen Namens eingedenk: „Ich heiße York!" und hieb um sich, bis er, auf's Neue verwundet, zusammenbrach. Er starb am 6. Juli in einem Kloster zu Versailles, wohin er gebracht worden war. Blücher selbst war an sein Krankenlager geeilt. E. K.

Geangelt. — Einer der berüchtigtsten englischen Taschendiebe, Tom Taylor, wurde einmal im wahren Sinne des Wortes „geangelt". Im Drurylanetheater hatte Taylor nämlich eines Abends einem neben ihm im Parterre sitzenden Herrn 40 Guineen aus der Rocktasche gestohlen, und war keck genug, am anderen Abend wiederzukommen, und da er den Bestohlenen wieder auf demselben Platze erblickte, hatte er sogar die Frechheit, sich zu ihm zu setzen. Der Engländer, welcher Taylor trotz seiner Verkleidung wiedererkannte, stellte sich ganz arglos und steckte eine bedeutende Menge Guineen in die Rocktasche, in welche Taylor bald darauf seine Hand praktizirte. Die Tasche war jedoch am Eingange mit Widerhaken besetzt, die das Zurückziehen der Hand verhinderten. Nach einer Weile stand der Engländer, dem der geangelte Taylor gezwungen folgen mußte, kaltblütig auf und ging über die Straße in einen Gasthof, wo er Taylor zum Ersatz des vorher Gestohlenen zwang und ihn dann der Polizei überlieferte. E. K.

Haupt und Kopf. — Saphir scherzt über die mit Haupt und Kopf gebildeten Wörter und Redensarten folgendermaßen: Warum sagt man „überhaupt" und nicht „überkopf"? Wo liegt der Unterschied zwischen Haupt und Kopf? Warum sagt man: „Ich muß das behaupten", und nicht: „Ich muß das beköpfen"? Warum sagt man „köpfen" und „enthaupten", und nicht auch: „Der ist gehäuptet worden" oder „entköpft"? Warum forscht man bei allen Dingen nach der Hauptursache und nie nach der Kopfursache? Warum hat das kleinste Land eine Hauptstadt und das größte Land keine Kopfstadt? Warum macht man oft kopflos ein Hauptglück? Nicht jeder Hauptmann ist ein Kopfmann, ein Hauptquartier ist noch kein Kopfquartier, und wenn der Feldherr den Kopf verliert, wird er auf's Haupt geschlagen! In jeder Straße findet man eine Hauptniederlage, aber nirgends findet man eine Kopfniederlage. Beinahe ein jedes Land treibt eine Kopfsteuer ein, um irgend einen Hauptzweck zu erreichen, wo treibt man aber eine Hauptsteuer ein, um einen Kopfzweck zu erreichen? D.

Was bedarf eine Frau? — Der berühmte französische Schriftsteller Fontenelle begegnete einst einem seiner Freunde, der ihm mittheilte, er habe sich verheirathet. „Ist Ihre Frau schön?" fragte Fontenelle.

„Ah," antwortete sein Freund, „sie ist die liebenswürdigste, witzigste, talentvollste Frau von der Welt!" —

„Aber," wiederholte Fontenelle, „ist sie schön?"

„O, Sie haben keine Idee von ihrer Güte, ihrer Sanftmuth —"

„Aber mein Freund," fragte Fontenelle nochmals, „sagen Sie mir doch lieber, ob sie schön ist? Eine Frau bedarf überhaupt nichts weiter — wenn sie nur schön ist!" E. K.

